



Das Äskulapische Dekameron

herausgegeben von Hanns Floerke. Mit Original-
holzschnitten von Otto Wirsching und Hans Halm.

II. Band




Das Äſkulapiſche
Decameron
Georg Müller Verlag
München



Das Äskulapische Dekameron

Ärzte
Apotheker und Medizinen
in den
Novellen und Schwänken
bis 1600



1920

Georg Müller Verlag · München


WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY
Cu (2)

Giovanfrancesco Straparola

I.

Der von schwerer Krankheit befallene König Wilhelm von Britannien läßt alle Ärzte kommen, um die Gesundheit wieder zu gewinnen und sich zu erhalten. Meister Gottfried, ein armer Arzt, gibt ihm drei Vorschriften, nach denen er sich richtet und durch die er gesund wird.

König Wilhelm von Britannien verfiel einmal in eine schwere Krankheit, doch da er noch ziemlich jung und sehr mutig war, ließ er sich das Übel wenig oder gar nicht anfechten. Die Krankheit wollte aber nicht weichen, verschlimmerte sich im Gegenteil von Tag zu Tag und gewann schließlich ein so ernsthaftes Aussehen, daß kaum mehr Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens vorhanden war. Daher befahl der König, daß alle Ärzte der Stadt vor ihm erscheinen und ihm ihre Ansicht frei heraus sagen sollten.

Als nun alle Ärzte, welchen Rang sie auch einnehmen und in welchen Verhältnissen sie auch leben mochten, den Willen des Königs vernommen hatten, begaben sie sich in den königlichen Palast und erschienen vor dem Herrscher. Es befand sich unter ihnen einer, genannt Meister Gottfried, ein recht-

schaffener und in seiner Wissenschaft wohl bewanderter, aber armer, schlecht gekleideter und noch schlechter mit Schuhen und Strümpfen versehener Mann. Da er nun so schlecht angezogen war, wagte er nicht unter so viel weisen und hervorragenden Männern zu erscheinen und hielt sich aus Scham hinter der Tür zum Gemache des Königs, so daß man ihn kaum sehen konnte und lauschte dort still auf das, was die hochweisen Ärzte sagten.

Wie nun also sämtliche Ärzte vor dem Könige standen, sprach Wilhelm: „Vortreffliche Doktoren, ich habe Euch aus keinem andern Grunde vor mir versammelt, als weil ich von Euch die Ursache meiner schweren Krankheit erfahren will und bitte Euch, alle Eure Sorgfalt auf ihre Heilung zu verwenden, mir alle Mittel zu verschreiben, die dazu erforderlich sind und mir meine frühere Gesundheit wiederzugeben. Und wenn dies geschehen ist, sollt Ihr mir die Ratschläge erteilen, die Euch zu ihrer Erhaltung geeignet erscheinen."

Da antworteten die Ärzte: „Heilige Majestät, die Gesundheit zu verleihen, liegt nicht in unsrer Macht, sondern in der Hand dessen, der durch einen einzigen Wink alles lenkt, wohl aber werden wir uns nach Kräften bemühen, alle erdenkliche Vorsorge zu treffen, um Euch die Gesundheit wieder zu verschaffen und sie dann zu erhalten." Hierauf begannen die Ärzte über den Ursprung der Krankheit des Königs und über die anzuwendenden Heilmittel zu disputieren, und jeder von ihnen brachte (wie sie es zu tun pflegen) seine Meinung besonders zum

Ausdruck und zitierte Galenus, Hippokrates, Avicenna, Äskulap und seine sonstigen Autoritäten.
Nachdem der König ihre Meinung zur Genüge angehört hatte, sah er, als er seine Augen auf die Tür seines Gemaches richtete, eine unbestimmte Gestalt, die sich dort zeigte und fragte, ob dort noch jemand sei, der seine Meinung noch nicht ausgesprochen habe. Man antwortete ihm: „Nein." Doch der König, der jemand gesehen hatte, sagte: „Mich dünkt, ich sehe jemand hinter der Tür, wenn mich nicht alles täuscht, — wer ist das?" Da antwortete ihm einer jener Weisen: „Est homo quidam", gleich als wollte er ihn verspotten und sich über ihn lustig machen, ohne zu bedenken, daß gar häufig die Wissenschaft von der Wissenschaft beschämt wird. Da ließ der König dem Verborgenen sagen, er möge vor ihm erscheinen. Und er, der so schlecht gekleidet war, daß er gar nicht wie ein Arzt aussah, trat vor, verneigte sich ganz ängstlich und demütig vor dem Könige und grüßte ihn. Dieser wies ihm einen ehrenvollen Sitz an und fragte ihn sodann nach seinem Namen.
„Ich heiße Gottfried, heilige Majestät," antwortete er. Worauf der König: „Über meinen Krankheitsfall dürftet Ihr Euch durch die Disputation, die bis jetzt zwischen diesen ehrenwerten Ärzten stattgefunden hat, klar geworden sein, es ist daher nicht nötig, das Gesagte zu wiederholen. Was sagt Ihr also über meine Krankheit?"
Da antwortete Meister Gottfried: „Heilige Majestät, obwohl ich mich mit Recht der geringste, un-

gelehrteste und am wenigsten beredte unter diesen ehrenwerten Vätern nennen kann, da ich arm und wenig geschätzt bin, werde ich mich dennoch, um dem Befehl Eurer Hoheit zu gehorchen, bemühen — soweit es in meinen Kräften steht, den Ursprung Eurer Krankheit zu erklären und Euch dann eine Norm und Regel geben, die Euch in den Stand setzen wird, künftighin in Gesundheit zu leben. Wisset denn, Herr, daß Eure Krankheit keine tödliche ist; denn sie ist nicht durch einen organischen Fehler verursacht, sondern unvorhergesehen und akut und kann daher ebenso schnell, wie sie kam, auch behoben sein. Damit Ihr die Gesundheit wiedererlangt, will ich daher nichts andres von Euch, als daß Ihr, abgesehen von der erforderlichen Diät, ein wenig Kassiablüte zur Erfrischung des Blutes nehmt. Wenn Ihr dies tut, werdet Ihr in acht Tagen gesund sein. Habt Ihr dann Eure Gesundheit wieder, so müßt Ihr, wenn Ihr sie Euch lange Zeit erhalten wollt, folgende drei Vorschriften beobachten: erstens müßt Ihr den Kopf gut trocken halten, zweitens dafür sorgen, daß Eure Füße warm sind und drittens Euch in der Wahl der Nahrung so verhalten wie die Tiere. Tut Ihr also, so werdet Ihr lange Zeit von aller Krankheit verschont bleiben und gesund und im Besitze Eurer vollen Kraft leben."

Als die Ärzte diese schönen Verhaltungsmaßregeln vernommen hatten, die Gottfried dem Könige verordnet, brachen sie in ein solches Gelächter aus, daß sie sich beinahe die Kinnbacken ausrenkten und rie-

fen, zum Könige gewandt: „Das also sind die Vorschriften, das die Regeln Meister Gottfrieds, das die Früchte seiner Studien, — das sind ja nette Verhaltungsmaßregeln für einen König!" Auf diese Weise höhnten sie über ihn.
Als der König die Ärzte so gewaltig lachen sah, befahl er allen zu schweigen und mit Lachen aufzuhören und forderte Meister Gottfried auf, seine Vorschläge zu begründen. „Gnädiger Herr," sagte Gottfried, „die hochehrenwerten, in der ärztlichen Kunst sehr erfahrenen Väter hier wundern sich nicht wenig über die Vorschriften, die ich Euch für Eure Lebensweise gegeben habe, würden sie aber mit unbefangenem Urteil die Ursachen der menschlichen Krankheiten bedenken, so würden sie wahrscheinlich nicht lachen, sondern den anhören, der vielleicht — ohne ihnen zu nahe treten zu wollen, sei's gesagt — weiser und erfahrener ist als sie. Wundert Euch also nicht, heilige Krone, sondern seid überzeugt, daß alle Krankheiten, von denen die Menschen befallen werden, entweder aus Erhitzung oder aus Erkältung, oder aus einem Überfluß an schlechten Säften entstehen. Wenn der Mensch daher infolge von Übermüdung oder großer Hitze in Schweiß geraten ist, muß er sich sofort abtrocknen, damit die Feuchtigkeit, die aus dem Körper ausgetreten ist, nicht wieder zurücktrete und Krankheit erzeuge. Dann muß der Mensch die Füße warm halten, damit die Feuchtigkeit und die Kälte, welche die Erde ausströmt, nicht zum Magen und vom Magen nicht in den Kopf steige und Kopfschmerz,

Magenverstimmung und unzählige andere Übel erzeuge. Das Sichnähren nach Art der Tiere endlich will besagen, daß der Mensch jene Speisen genießen muß, die seiner Leibesbeschaffenheit angemessen sind, wie es die unvernünftigen Tiere tun, die sich nur von Dingen nähren, die ihrer Natur entsprechen. Wenn wir, um ein Beispiel zu wählen, dem Ochsen oder dem Pferd einen Kapaun, einen Fasan, ein Rebhuhn oder das Fleisch eines guten Kalbes oder sonst eines Tieres reichen, werden sie es sicherlich verschmähen, weil es keine ihrer Natur gemäße Speise ist. Legt Ihr ihnen aber Heu und Hafer vor, so werden sie sich sofort darüber hermachen, weil das ein Futter ist, das für sie paßt. Wenn Ihr aber den Kapaun, den Fasan oder das Fleisch einem Hunde oder einer Katze gebt, so werden sie es sofort verzehren, weil es eine ihrer Natur entsprechende Nahrung ist, während sie anderseits das Heu und den Hafer verschmähen werden, eben weil sie ihnen nicht zusagen, da sie ihrer Natur zuwider sind. Ihr werdet also, gnädigster Herr, diejenigen Speisen beiseite lassen, die Eurer Natur nicht entsprechen, und jene wählen, die Eurer Konstitution dienlich sind. Tut Ihr also, so werdet Ihr lange und gesund leben."

Gottfrieds Rat gefiel dem König sehr, er schenkte ihm Vertrauen und richtete sich danach. Die andern Ärzte aber verabschiedete er und behielt ihn als seinen Leibarzt, hielt große Stücke auf ihn wegen seiner Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit und machte ihn, wie er es verdiente, zu einem reichen Manne. So

führte Gottfried als einziger Arzt des Königs ein glückliches Leben.

2.

Nerino, Sohn Galleses, Königs von Portugal, verliebt sich in Genobbia, die Frau des Physikus Meister Raimondo Brunello, erlangt ihre Liebe und nimmt sie mit nach Portugal. Meister Raimondo aber stirbt vor Herzeleid.

Gallese, König von Portugal, hatte einen Sohn namens Nerino, welchen er dergestalt erziehen ließ, daß er bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr keine andere Frau zu sehen bekam, als seine Mutter und die Amme, welche ihn stillte. Als nun aber Nerino zur Volljährigkeit gelangt war, beschloß der König ihn auf die Universität Padua zu schicken, damit er dort die lateinische Literatur, die Sprache und die Sitten Italiens kennen lerne. Und so tat er. Als der junge Nerino in Padua angelangt war, schloß er Freundschaft mit vielen Studenten, welche ihm täglich den Hof machten. Unter diesen war auch ein Arzt, welcher sich Meister Raimondo Brunello, der Physikus, nannte. Da sie sich nun oft über verschiedene Dinge miteinander unterhielten, kamen sie eines Tages, wie es unter jungen Leuten zu geschehen pflegt, auch auf die Schönheit der Frauen zu sprechen, und der eine sagte dies, der andere jenes. Nerino aber behauptete, weil er ja früher keine Frau gesehen hatte, außer seiner Mutter und seiner Amme,

mit großer Entschiedenheit, daß seinem Urteil nach in der ganzen Welt keine schönere, anmutigere und stattlichere Frau zu finden sei, als seine Mutter, und alle, die man ihm zeigte, erklärte er mit seiner Mutter verglichen für garstige Vetteln. Meister Raimondo, welcher eine der schönsten Frauen hatte, die je die Natur geschaffen, rückte sich über diese Possen die Halskrause zurecht und sprach: „Herr Nerino, ich kenne ein Weib von so großer Schönheit, daß Ihr es, würdet Ihr es sehen, für nicht minder schön, vielmehr für schöner als Euere Mutter erachten würdet." Nerino antwortete, er könne nicht glauben, daß jene Frau schöner sei als seine Mutter, aber es werde ihm Vergnügen machen, sie zu sehen. Worauf Raimondo versetzte: „Wenn es Euch gefällig ist, sie zu sehen, so bin ich erbötig, sie Euch zu zeigen." „Das wird mir sehr lieb sein," entgegnete Nerino; „ich werde Euch dafür verbunden sein." „Wenn es Euch also beliebt, sie zu sehen," schloß Meister Raimondo, „so kommt morgen früh in den Dom, und ich verspreche Euch, sie Euch zu zeigen." Darauf ging er nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Steh morgen zeitig auf, ordne dein Haar, mach dich schön und kleide dich prächtig; denn ich will, daß du zum Hochamt in den Dom gehst, um dem Gottesdienst beizuwohnen." Genobbia — so hieß die Gattin Meister Raimondos — war nicht gewohnt, überflüssige Wege zu machen, sondern brachte fast den ganzen Tag mit Nähen und Sticken zu Hause zu. Sie verwunderte sich daher über dieses Ansinnen nicht wenig; weil es aber sein Wunsch und Wille

war, so ergab sie sich darein und kleidete und richtete sich so herrlich her, daß sie nicht eine Frau, sondern eine Göttin schien. Als Genobbia nun nach ihres Gatten Befehl in den heiligen Tempel gegangen war, kam auch Nerino, der Königssohn, in die Kirche, und da er Genobbia sah, erklärte er sie bei sich selbst für außerordentlich schön. Als die schöne Genobbia sich entfernt hatte, kam Meister Raimondo, trat zu Nerino und sprach: „Nun was dünkt Euch von der Frau, die soeben aus der Kirche gegangen ist? Meint Ihr, daß sich irgendeine neben sie stellen dürfe? Ist sie nicht schöner als Eure Mutter?" „In der Tat," erwiderte Nerino, „sie ist schön; die Natur könnte keine schönere schaffen. Aber seid so gut und sagt mir, wessen Frau sie ist und wo sie wohnt." Meister Raimondo tat ihm den Gefallen aber nicht; denn er wollte es ihm nicht sagen. „Lieber Meister Raimondo," sagte hierauf Nerino, „wenn Ihr mir nicht sagen wollt, wer sie ist und wo sie wohnt, so laßt sie mich wenigstens noch einmal sehen." „Recht gerne," antwortete Meister Raimondo. „Kommt morgen wieder her in die Kirche, so will ich machen, daß Ihr sie wie heute sehen könnt." Zu Hause angekommen, sagte Meister Raimondo zu seiner Frau: „Genobbia, halte dich morgen früh bereit; denn ich will, daß du zur Messe in den Dom gehst, und wenn du dich jemals schön gemacht und prachtvoll gekleidet hast, so tu es morgen!" Darüber verwunderte sich Genobbia von neuem; weil sie aber dem Befehl ihres Mannes Gehorsam schuldig war, tat sie, was er von ihr

verlangte. Am anderen Morgen begab sich Genobbia in reicher Kleidung und mehr als gewöhnlich geschmückt in die Kirche. Es währte nicht lange, da kam auch Nerino, und als er sie so strahlend schön sah, erglühte er so heftig in Liebe zu ihr, als nur je ein Mann für ein Weib geglüht hat. Meister Raimondo kam nun auch hinzu, und Nerino bat ihn, er möge ihm sagen, wer sie sei, er fände sie wunderschön. Aber Meister Raimondo, der sich stellte, als habe er seiner Praxis wegen große Eile, wollte es ihm jetzt nicht sagen, sondern ließ den Jüngling in seinem Fette schmoren und ging lachend davon. Einigermaßen erzürnt wegen des Mangels an Achtung, den Meister Raimondo ihm gegenüber zu beweisen schien, sprach Nerino bei sich selbst: „Du willst nicht, daß ich wissen soll, wer sie sei und wo sie wohne, aber ich werde es dir zum Trotz schon erfahren." Er verließ die Kirche und wartete draußen so lange, bis die schöne Frau ebenfalls herauskam, worauf er sie ebenso bescheiden wie freundlich grüßte und bis zu ihrem Hause begleitete. Da nun Nerino die Wohnung der Dame ermittelt hatte, begann er ihr den Hof zu machen und ließ selten einen Tag verstreichen, ohne zehnmal vor ihrem Hause vorübergegangen zu sein. Er wünschte eine Unterredung mit ihr zu haben und zerbrach sich den Kopf, wie er es einrichten könne, seinen Zweck zu erreichen, ohne die Ehre der Frau zu schädigen. Trotz langem Hin- und Hersinnen und Plänemachen wollte ihm doch kein Mittel einfallen, das ihm heilsam schien, bis er schließlich die Bekanntschaft einer

Alten machte, welche dem Hause Genobbias gegenüber wohnte. Dieser machte er verschiedene kleine Geschenke, wodurch er ihre Freundschaft gewann und heimlich in ihrem Hause aus- und eingehen konnte. Das Haus dieser Alten hatte ein Fenster, das nach dem Saal von Genobbias Wohnung blickte; von dort aus konnte Nerino sie mit Muße betrachten, wie sie sich in ihrem Hause hin- und herbewegte. Doch wollte er sich selbst nicht zeigen, um ihr keinen Anlaß zu geben, sich künftig vor seinen Blicken zu verbergen. Als Nerino nun alle Tage auf seinem geheimen Beobachtungsposten zubrachte und der heißen Flamme nicht widerstehen konnte, die ihm das Herz verzehrte, beschloß er bei sich, ihr einen Brief zu schreiben und ihn zu einer Zeit ins Haus zu werfen, wo er ihren Mann nicht daheim glaubte. Und also tat er und zwar mehrmals, aber Genobbia warf seine Episteln ungelesen und ohne viel Bedenken ins Feuer. Doch, nachdem sie dies mehrmals getan, fiel es ihr ein, auch einmal eine zu öffnen und zu sehen, was darin stehe. Als sie sie aufgemacht, sah sie, daß der Schreiber Nerino, der Sohn des Königs von Portugal sei, der sich heftig in sie verliebt habe, worüber sie erst eine Weile in Nachdenken versank, dann aber das üble Leben, das sie bei ihrem Manne führte, bedenkend, guten Mut schöpfte und Nerino freundliche Blicke zuwarf, ja ihn sogar auf geschickte Weise ins Haus schaffte, wo ihr der Jüngling dann die heiße Liebe erklärte, die er zu ihr im Herzen trage und die Qualen, die er um ihretwillen stündlich erdulden müsse, und ihr

erzählte, wie er sich in sie verliebt habe. Und sie, die schön, liebreizend und mitleidig war, versagte ihm ihre Liebe nicht. Während sie nun in gegenseitiger Liebe vereinigt waren und verliebter Gespräche pflogen, siehe da klopfte plötzlich Meister Raimondo an die Haustür. Als Genobbia dies hörte, hieß sie Nerino sich aufs Bett legen, zog die Vorhänge zu und wies ihn an, hier die Entfernung ihres Gatten abzuwarten. Raimondo trat ins Haus, steckte irgend etwas von seinen Siebensachen zu sich und entfernte sich wieder, ohne etwas gemerkt zu haben. Ein gleiches tat auch Nerino. Des anderen Tages, als Nerino sich auf dem Marktplatze erging, kam zufällig Meister Raimondo des Wegs. Nerino deutete ihm durch Winken an, daß er ihn zu sprechen wünsche, ging dann auf ihn zu und sagte: „Messere, ich habe eine gute Nachricht für Euch!" „Und welche?" fragte Meister Raimondo. „Ich kenne jetzt die Wohnung jener wunderschönen Frau, auch hatte ich bereits eine anmutige Unterredung mit ihr. Und als ihr Mann nach Hause kam, verbarg sie mich im Bett und zog die Vorhänge zu, damit er mich nicht sehen könne, worauf er sich auch sogleich wieder entfernte." „Nicht möglich?" rief Meister Raimondo. „Möglich," versetzte Nerino, „und tatsächlich, und in meinem ganzen Leben habe ich kein herrlicheres, holdseligeres Weib gesehen. Solltet Ihr sie vielleicht nächstens besuchen, so empfehlt mich ihr und bittet sie, mich in gutem Andenken zu behalten!" Meister Raimondo sagte ihm dies zu und nahm verstimmt von ihm Abschied. Doch fragte er

Nerino zuerst: „Werdet Ihr wieder hingehen?" „Das könnt Ihr Euch denken!" versetzte Nerino. Meister Raimondo begab sich nach Hause, entschloß sich aber, seiner Frau nichts zu sagen, sondern abzuwarten, bis er sie zusammen fände. Am folgenden Tage besuchte Nerino Genobbia wieder und während sie sich den Freuden der Liebe und ergötzlichen Gesprächen hingaben, kam plötzlich der Mann nach Hause. Sie aber verbarg Nerino geschwind in einer Truhe und warf eine Menge Kleider darüber, die sie lüften wollte, um sie vor den Motten zu bewahren. Der Mann stellte sich, als suche er etwas von seinen Sachen, durchstöberte das ganze Haus, guckte sogar ins Bett hinein, aber er fand nichts und ging darauf beruhigter weg und besorgte seine Praxis. Ebenso entfernte sich auch Nerino, und als er Meister Raimondo wieder begegnete, sagte er zu ihm: „Herr Doktor, da komme ich eben von der schönen Frau; aber das neidische Geschick hat mir allen Genuß verdorben; denn ihr Mann kam dazu und störte alles." „Und wie entwischtet Ihr?" fragte Meister Raimondo. „Sie schloß einen Koffer auf", antwortete Nerino, „und steckte mich hinein, und darüber warf sie eine Menge Kleider, die sie behandelte, damit die Motten nicht hineinkämen. Er aber kehrte das Bett um und um, und als er nichts fand, ging er seiner Wege." Wie verdrießlich hier Meister Raimondo gewesen sein muß, kann sich jeder vorstellen, der weiß, wie die Liebe tut. Inzwischen hatte Nerino Genobbia einen schönen kostbaren Diamant geschenkt, in dessen gold-

ner Fassung innen sein Kopf und sein Name eingegraben standen. Am anderen Tage, als Meister Raimondo ausgegangen war, seine Kranken zu besuchen, ließ die Frau Nerino wieder ins Haus; und kaum war sie mit ihm in den Freuden der Liebe und anmutigen Wechselreden begriffen, so kehrte jener schon wieder nach Hause zurück. Aber die verschlagene Genobbia hatte kaum die Rückkehr ihres Gatten wahrgenommen, so öffnete sie einen großen Schrank, der in ihrer Kammer stand und verbarg Nerino darin. Meister Raimondo trat ins Haus, stellte sich, als suche er etwas von seinen Sachen und kehrte in der Stube alles zu unterst zu oberst, und als er im Bett und in den Truhen nichts fand, nahm er wie ein Rasender einen Feuerbrand und hielt ihn, fest entschlossen, die ganze Kammer mit allem, was darin war, zu verbrennen, an die vier Ecken des Gemachs. Schon hatten die Wände und die Querbalken Feuer gefangen, als Genobbia sich zu ihrem Mann wandte und rief: „Was soll das heißen, Mann? Seid Ihr etwa toll geworden? Wollt Ihr das Haus einäschern, so tut's meinetwegen! Aber meiner Treu, diesen Schrank sollt Ihr mir nicht verbrennen, der die Schriftstücke birgt, die zu meinem Heiratsgut gehören." Hierauf ließ sie vier starke Lastträger kommen und den Schrank in das Haus der alten Nachbarin tragen, wo sie ihn heimlich, ohne daß es jemand merkte, öffnete und sich dann nach Haus zurückbegab. Der sinnlose Meister Raimondo hatte nur sehen wollen, ob jemand hervorkomme, der ihm nicht angenehm



wäre, aber er sah nichts als einen unerträglichen Rauch und das lohende Feuer, welches das Haus verzehrte. Inzwischen waren die Nachbarn herbeigeeilt, um die Feuersbrunst zu ersticken und arbeiteten so lange, bis sie sie endlich bemeisterten. Am folgenden Tage, als Nerino auf dem Wege nach dem Prato della Valle begriffen war, stieß er auf Meister Raimondo, grüßte ihn und sprach: „Lieber Meister, ich muß Euch wieder eine Geschichte erzählen, die Euch viel Spaß machen wird.“ „Und was?“ fragte Meister Raimondo. „Ich bin der schrecklichsten Gefahr entgangen, der jemals ein Mensch entronnen sein mag,“ fuhr Nerino fort. „Ich ging wieder in das Haus jener edeln Dame und war mit ihr in anmutigem Gespräch begriffen, als plötzlich ihr Mann heimkam, das ganze Haus auf den Kopf stellte, endlich einen Brand ergriff und das Zimmer an allen vier Ecken ansteckte, so daß alles verbrannte, was darin war.“ „Und Ihr,“ fragte Meister Raimondo, „wo stecktet Ihr?“ „Ich war in einem Schranke verborgen,“ antwortete Nerino, „welchen sie aus dem Hause tragen ließ.“ Als Meister Raimondo dies vernahm und an der Wahrheit der Erzählung nicht zweifeln konnte, meinte er vor Schmerz und Ärger zu sterben. Aber er durfte sich nicht verraten, weil er hoffte, ihn auf der Tat zu ertappen. „Nun, Herr Nerino,“ fragte er ihn, „werdet Ihr wohl noch einmal zu ihr zurückkehren?“ „Da ich dem Feuer entgangen bin, wovor sollte ich mich noch fürchten?“ versetzte Nerino. Meister Raimondo brach nun dieses Ge-

sprach ab und bat Nerino, am folgenden Tag zu ihm zum Frühstück zu kommen. Der Jüngling nahm die Einladung mit Freuden an. Am nächsten Tage lud Meister Raimondo alle seine Verwandten und die seiner Frau zu sich und bereitete ein pomphaftes, glänzendes Mahl, — nicht in seinem Hause, welches halb abgebrannt war, sondern anderwärts, und wies auch seine Frau an, sich dahin zu begeben, jedoch nicht mit bei Tisch zu sitzen, sondern sich verborgen zu halten und das nötige zu besorgen. Als nun die ganzen Verwandten, sowie auch der junge Nerino, versammelt waren und man sich zu Tisch setzte, suchte Meister Raimondo durch erkünstelte Lustigkeit Nerino betrunken zu machen, um nachher seinen Anschlag ausführen zu können. Nachdem er ihm des öfteren den mit Malvasier gefüllten Becher gereicht und Nerino ihn jedesmal geleert hatte, sagte er zu ihm: „Ach, Herr Nerino, erzählt doch unseren Verwandten hier irgendein drolliges Geschichtchen!" Der arme Nerino wußte nicht, daß Genobbia Raimondos Frau sei und begann nun sein Abenteuer mit ihr zu erzählen, jedoch ohne irgendeinen Namen zu nennen. Es geschah nun, daß einer der Diener in die Kammer ging, wo sich Genobbia befand und zu ihr sagte: „Madonna, wärt Ihr in irgendeiner Ecke versteckt, so könntet Ihr die schönste Geschichte vernehmen, die Ihr in Euerm Leben gehört habt. Ich bitte Euch, kommt mit mir!" Sie versteckte sich also in einem Winkel und erkannte bald die Stimme ihres Liebhabers Nerino und daß die Geschichte, welche er erzählte,

ihre eigene sei. Da nahm die kluge, geistesgegenwärtige Frau den Diamanten, den ihr Nerino geschenkt hatte, warf ihn in eine silberne Schale, die sie mit dem köstlichsten Trank füllte und sagte zu dem Diener: „Nimm diese Schale und reiche sie Nerino! Sag ihm, er möge sie austrinken, er wird dann um so besser erzählen können." Nerino nahm die Schale und trank den Wein in einem Zuge aus. Da sah und erkannte er den Diamanten, der darin lag, ließ ihn in den Mund gleiten, tat dann als wolle er den Mund abwischen und nahm ihn dabei heraus und steckte ihn an den Finger. Jetzt wußte er, daß die schöne Frau, von welcher er erzählte, Meister Raimondos Gattin sei und wollte nicht weiter gehen, vielmehr antwortete er, als Meister Raimondo und seine Verwandten ihn aufforderten, die angefangene Geschichte fertig zu erzählen: „Ja, und da, — da krähte der Hahn und siehe es war Tag; ich erwachte aus meinem Traum und aus war's." Als die Verwandten Meister Raimondos, welche vorher geglaubt hatten, alles, was sie von Nerino über seine Dame vernommen, sei wahr, dies hörten, behandelten sie den einen wie den anderen als Erztrunkenbolde. Einige Tage darauf traf Nerino Meister Raimondo, stellte sich, als wisse er nicht, daß er der Mann Genobbias sei und sagte ihm, daß er in einigen Tagen abreisen werde, da ihm sein Vater geschrieben habe, er solle unverzüglich in sein Reich zurückkehren. Meister Raimondo wünschte ihm alles Glück zur Reise. Aber Nerino hatte heimliche Abrede mit Genobbia ge-

troffen, entfloh mit ihr und brachte sie nach Portugal, wo er lange in Freuden mit ihr lebte. Als aber Meister Raimondo nach Hause kam und seine Frau nicht fand, starb er wenige Tage darauf vor Verzweiflung.

*　*
*

Lionardo Bruni von Arezzo

Antiochus und Stratonica.

Es sind noch nicht viele Jahre, daß ich mich in Gesellschaft mehrer edler Herrn und Frauen auf dem Lande in der Nähe von Florenz befand. Es war daselbst Mahlzeit und festlicher Empfang, und man hatte sich schon ziemlich lange verschiedentlich unterhalten, da beschloß der, der dafür zu sorgen beauftragt war, um den Frauen Erholung zu schaffen, sie sollten sich alle nach einer kleinen Wiese begeben, welche zu dem Landgut gehörte, und zwar nicht umfangreich, aber sehr gut angelegt war und einen anmutigen Aufenthaltsort abgab. Sie gingen dahin, ließen sich nieder und der Besitzer des Landguts zog zur Unterhaltung der Frauen ein Buch hervor mit dem Titel „Hundert Novellen, verfaßt von dem fürtrefflichsten Dichter Giovanni Boccaccio". Ein sehr heiteres und anmutiges Fräulein aus der Gesellschaft schlug das Buch auf und fing an zu lesen. Zufällig stieß sie auf die Geschichte von Gismonda, der Tochter Tancreds, Fürsten von Salerno, die sie mit sehr klarer und wohlklingender Stimme las, und fesselte dadurch die Aufmerksamkeit aller Anwesenden. Es wurde still und man hörte und

vernahm nur sie allein, mit großer Begierde, und es wäre nicht möglich auszusprechen, wie sehr die herben Schicksale, die jene Geschichte berichtet, alle rührten, vornehmlich aber die leidenschaftlichen, kläglichen Worte, die über Guiscardos Herz gesprochen wurden, das ihr der unglückliche, trotzige Vater überschickte, sodann bei dem Tod der Tochter und beim Herbeieilen des Vaters, der sich schon vorstellte, was sie getan habe, und darüber betrübt war.

Viele von den anwesenden Frauen vermochten nicht das Übergehen ihrer Augen zu verhehlen und die durch das Mitleid mit einem so herben Falle hervorgelockten Tränen. Unter den Herrn befand sich daselbst auch einer unserer Mitbürger, dessen Namen wir für jetzt verschweigen, es ist aber ein in griechischer und lateinischer Literatur sehr bewanderter Mann, der den alten Geschichten eifrig nachforscht. Er saß zufällig neben dem jungen Fräulein, welches die Novelle gelesen hatte. Da er nun aller Stimmung getrübt sah, erzählte er, um Frohsinn und Heiterkeit wieder herzustellen, eine andere Geschichte fast entgegengesetzten Inhalts von jener und leitete sie folgendermaßen ein: Es hat mir immer geschienen, edle Frauen, als ob die alten Griechen unsere italienischen Landsleute an Menschlichkeit und Edelsinn weit übertroffen haben. Wie ich nun in der vorgelesenen Novelle von dem grausamen, harten Herzen des Fürsten Tancred von Salerno hörte, der sich alles Trostes und seine Tochter des Lebens beraubte, fiel mir als Gegenstück eine No-

velle oder vielmehr Geschichte ein von einem griechischen Edlen, der viel menschlicher und weiser als Tancred war, wie die Sache selbst beweisen wird. Wisset nämlich, daß unter Alexanders des Großen Nachfolgern auch ein Fürst von großem Ansehen und Macht, namens Seleucus war; derselbe war König von Syrien. In seiner Jugend nahm er zur Frau eine Tochter des Königs Ptolemäus von Ägypten, mit Namen Kleopatra geheißen, von welcher er in kurzer Zeit einen Sohn bekam Namens Antiochus und überdies mehrere Töchter, welche für jetzt nicht erwähnt zu werden brauchen. Da begab es sich nun, daß, als Antiochus schon vierzehn Jahre war, seine Mutter Kleopatra infolge einer Krankheit starb und sein Vater Seleucus ohne Frau blieb. Auf Antrieb und Zureden seiner Freunde nahm dieser jedoch eine zweite Frau, die Tochter des Königs Antipater von Macedonien, mit Namen Stratonica geheißen, welche er unter großem Pomp und Hochzeitsfeierlichkeiten heimführte, und lebte mit ihr in größter Zufriedenheit. Stratonica war von Person ausnehmend schön und so anmutig und erheiternd im Umgang, daß es nicht zu sagen ist. Sobald sie nun am Hofe ihres Gemahls einheimisch wurde, hatte sie oftmals in freundliche Berührung zu treten mit dem jungen Antiochus, sie spielte mit ihm, ritt mit ihm aus und erzeugte so, ohne es zu merken oder daran zu denken, in des Jünglings Gemüt die Flamme der glühendsten Liebe, welche von Tag zu Tag mehr in hellem Brand auszuschlagen drohte. Der Jüngling war um diese Zeit

etwa achtzehn Jahre alt, aber sehr gesetzt und hochherzig, und da er wohl einsah, daß seine Liebe in Rücksicht auf seinen Vater unerlaubt war, hielt er sie so geheim, daß er sie niemand mitteilte. Aber je verborgener die Flamme war und je weniger ihr Linderung von außen wurde, um so mehr wuchs die Glut, die ihn im Grund des Herzens verzehrte, und es brauchte nur wenige Monate, so verwandelte sich die Farbe seines Gesichts und seine kurz zuvor noch so kräftige, ja volle Gestalt war eingefallen und mager anzuschauen, so daß ihn sein Vater oft fragte, und auch andere Leute, was er denn habe und ob er sich wohl fühle. Der Jüngling schützte aber bald dies, bald jenes vor und lenkte ihre Gedanken auf alles andere als auf die Wahrheit. Am Ende ließ er seinen Vater bitten, ihn von Hause wegzuschicken zum Oberbefehl des Heeres, indem er anführte, es würde ihm als einem Ritter das Tragen der Waffen und die Anstrengung des Kriegsdienstes die Beschwerden heben, welche ihm allzugroße Muße und Ruhe verursacht habe. Diese Gründe bewogen den Vater, ihn zum Heere zu senden, in gutem Geleit von alten im Waffenwerk wohl geübten Männern.
Das Mittel wäre sicher vollkommen gut gewesen, wenn Antiochus seine Seele hätte dahin mitnehmen können, wohin er ging. Da aber sein Sinn durchaus an dem Anblick der schönen Frau haftete und mit ihm heschäftigt war, können wir sagen, daß er sein Äußeres, seinen Leib, zum Heere trug, seine Seele aber dort blieb, wo die schöne Frau weilte.

Obwohl er beim Heere war, konnte er doch an nichts anderes, als an seine Geliebte denken, und im Traume meinte er nicht anders, als er sei bei ihr, und oft beweinte er seine Torheit, daß er sich von dem Anblick dessen entfernt hatte, was ihn allein noch beruhigen konnte.
So vergingen nicht zwei Monate, als er niedergeschlagen von seinen Gedanken in eine Krankheit verfiel, die ihn beständig ins Bett bannte. Er mußte daher nach einigen Tagen auf einer Tragbahre nach Hause gebracht werden zum großen Leidwesen aller seinem Vater unterworfenen Völker. Sie hatten das größte Zutrauen und die größte Hoffnung auf die Tüchtigkeit des Jünglings und erwarteten von ihm eine vollkommen gute Regierung nach seines Vaters Tode. Es wurden daher sogleich viele Ärzte zusammenberufen, um ihn von der Krankheit, die ihn befallen hatte, zu befreien; aber so sehr sie auch berühmt und gefeiert waren, so sehr sie auch all ihr Geschick aufboten, so schafften sie ihm doch keine Abhilfe, denn die Wurzel seiner Krankheit war ihnen verborgen und ein Geheimnis, und so wirkten sie mit ihren Arzneien nicht auf das darniedergeworfene Gemüt, das vom tötlichen Schlag der Liebe betroffen war, sondern suchten den Körper zu heilen, der vom Gemüte beständig den Stoff der Krankheit überkam. Am Ende verzichtete man auf alle ärztliche Pflege, und es war niemand, der ein Mittel gegen eine so versteckte Krankheit anzugeben wußte.
Unter andern war auch ein sehr verständiger und

gelehrter Arzt daselbst, namens Philippus. Es war der Arzt des Königs und Bürger der Stadt, in welcher der König residierte. Dieser gab sich alle erdenkliche Mühe, um der Krankheit des Jünglings auf die Spur zu kommen, und verfiel endlich auf den Gedanken und Verdacht, es sei vielleicht ein Liebesleiden, während die andern Ärzte der Ansicht waren, er leide an Abzehrung oder Schwindsucht. Da nun Philippus diesen Gedanken hatte, hielt er sich als ein geschickter und tätiger Mann viel in dem Zimmer des kranken Jünglings auf und beobachtete fleißig jede seiner Handlungen. Er sagte zum König, es sei zur Zerstreuung des Kranken erforderlich, daß die Königin und andere Frauen des Hofes wenigstens einmal täglich kämen und ihn besuchten und ihn dabei zu unterhalten bemüht seien. Dies wurde dann vom König sogleich befohlen. Der Arzt setzte sich unter irgend einem Vorwand auf das Bett neben den Jüngling, hielt dessen linken Arm in der Hand und die Finger auf dem Puls, um zu sehen, ob er durch dieses schlau berechnete Mittel auf irgend eine Spur komme. Und wirklich brachte er so die Krankheit des Jünglings heraus; denn als ihn viele sehr schöne und anmutige Frauen des Hofes besuchten, fühlte er nie eine Änderung in dem matten Pulse des liebenden Jünglings, aber als die Königin hinkam, fühlte er in dem Pulse ein wunderbares Prickeln und lebendiges Pochen. Und als die Königin sich neben den Jüngling niedergesetzt hatte und ihn mit ihrer gewohnten Anmut zu trösten anfing, schien der Puls sich ganz zu beruhigen und in geregeltem

Gange sich zu bewegen. Als aber nach einigem Verweilen die Königin sich entfernte, war die Unruhe und Aufregung des Pulses so heftig, daß der Arzt das Äußerste befürchtete und der Kranke am Ende wie tot hinsank. Zugleich schaute der Arzt dem Jüngling ins Gesicht und sah, wie sich die Heiterkeit und Zufriedenheit in Trübsinn und Traurigkeit verwandelten. Daraus ersah der wackere Arzt mit voller Sicherheit, daß die Krankheit nichts anderes sei, als Liebesleiden, und daß die Königin es sei, um derentwillen er in so gefährliche Krankheit geraten. Aber nicht zufrieden mit einem Male wollte der weise Arzt die Probe zwei- und dreimal wiederholen, fand aber immer dieselben Zufälle.

Da er nun die Sache für ausgemacht annahm, beschloß er, mit dem Jüngling darüber zu reden und ihm zu eröffnen, was er bemerkt habe. Er erwartete dazu einen günstigen Augenblick, hieß jedermann sich aus dem Zimmer entfernen und fing also zu sprechen an: „Ich glaubte, Antiochus, du habest solches Zutrauen zu mir, daß du nicht allein in ärztlicher Beziehung, da es sich um die Rettung deines Lebens handelt, das in größter Gefahr schwebt, sondern auch in jeder anderen geheimen oder öffentlichen Angelegenheit mir die Wahrheit nicht verhehlest. Nun habe ich aber erfahren, daß ich in sehr großem Irrtum war, und daß meine Treue vor deinem Angesicht sich nicht so viel Gnade erworben hat. Darüber bin ich sehr betrübt, wenn ich bedenke, daß die Sachen ganz anders stünden, wenn mir die Wahrheit nicht wäre verhehlt worden. In der Tat,

weder meine Kunst noch deine Genesung kann dadurch gewinnen, daß du mich auf solche Art hintergehst. Wisse demnach, daß die Wurzel deiner Krankheit, die du aus Scham hast verhehlen wollen, mir bekannt ist und so offenbar, daß mir nicht entgeht, weder was noch wer die Veranlassung derselben ist. Ich bin auch kein so strenger Mann, daß ich nicht wüßte, daß das jugendliche Alter den Zufällen der Liebe unterworfen ist, und daß es nicht in unserer Gewalt steht, wen wir lieben wollen. Aber sei getrost, denn meine Arzneikunst wird gewiß noch ein Mittel für diese Krankheit ausfindig machen, und zwar nicht aus Pillen und Säften, sondern dadurch, daß ich den König, deinen Vater, dazu bringe, daß er lieber seiner Gattin entsagt, als seinen Sohn verliert."

Während der Arzt also sprach, brach der Jüngling in so heftiges Weinen aus, daß er sich gar nicht mehr fassen konnte, und er bat den Arzt mit Schluchzen und Seufzern, er möchte ihn ohne weitere Belästigung in Ruhe sterben und den Lauf seines ärmlichen Lebens beschließen lassen. Darüber tadelte ihn der Arzt ernstlich, indem er ihn auf den Schmerz hinwies, den sein Tod dem bekümmerten Vater verursachen müßte, und auf das Leidwesen, das die Völker seines ganzen Königreichs fühlen würden, die auf seine Vorzüge die größte Hoffnung eines guten Regiments und der Segnungen des Friedens bauten. Der verständige Arzt bewies ihm ferner, daß dies nichts sei, weshalb er den Tod wünschen müßte, zumal da der Sache ja leicht abgeholfen wer-

den könne, wie er denke, und nach der zuversichtlichen Hoffnung, die er auf seinen Zuspruch setze. Nachdem er auf diese Weise dem Jüngling zugesprochen, ließ er ihn zu seinem geschwächten Zustand passende Speisen nehmen und ging zum König, welcher, sobald er des Arztes ansichtig wurde, nach dem Befinden seines Sohnes fragte und welche Hoffnung er in betreff seiner habe. Der Arzt sagte mit einiger Schüchternheit, er müsse im Geheimen mit ihm sprechen. Sie zogen sich daher in ein anderes Gemach zurück, und als sie allein waren, sagte der Arzt: „König, ich habe die Ursache der Krankheit deines Sohnes gefunden, nach der wir so lange umsonst gesucht haben. Aber wahrlich, ich wollte viel lieber, die Sache wäre verborgen geblieben, da sich kein Mittel dagegen finden läßt."

„Wie", sagte der König, „was für eine große Sache ist denn schuld, daß keine Abhilfe möglich ist, wenn man sie auch weiß?"

„Allerdings," sagte der Arzt, „es ist keine Abhilfe möglich."

Der König fragte weiter und wollte durchaus wissen, was schuld sei. Da sagte der Arzt endlich: „Die Leidenschaft der Liebe und der Gegenstand ist meine Gattin; die will ich aber für mich behalten, und eher würde ich alle Qualen erdulden, als sie ihm zugestehen. Da ist also keine Abhilfe möglich, obwohl ich weiß, daß er gerettet wäre, wenn er sie haben könnte."

Da sprach der König fast weinend: „O Philippus, willst du so grausam sein, daß du mich einen sol-

chen Sohn verlieren läßt um deiner Frau willen? Meinst du, wenn du diese deine Gattin entläßt, keine andere ebenso schöne und ebenso edle und angenehme als diese finden zu können? Du weißt, daß Ehescheidung aus achtbaren Gründen und Ursachen möglich ist, und um die gegenwärtige Ehe aufzulösen und statt ihrer eine andere einzugehen, gäbe es keinen triftigeren Grund als den vorliegenden. Ich ersuche dich daher und bitte dich, bei dem Vertrauen, das ich auf dich setze, bei den Ehren und Wohltaten, die du von mir empfangen, und die ich dir in noch höherem Maße zu übertragen und zu vermehren gedenke, ich beschwöre dich, daß du dich entschließen mögest, mir diesen Sohn zu erhalten als meine und des ganzen Reiches einzige Hoffnung. Denn wenn es dazu käme, daß er stürbe, so kannst du dir wohl vorstellen, wie ich leben, und wie ich gegen dich gesinnt sein werde, und mit welchem Blicke dich meine Augen betrachten können und mit welcher Miene du vor mir wirst erscheinen mögen, nachdem du, um einem Weibe nicht zu entsagen, da doch tausend andere und schönere für dich zu finden wären, die Veranlassung gewesen bist, daß mir ein solcher Sohn ums Leben kommt, und daß mein Gemüt in ewiger Trauer leben muß."

Je mehr der König sprach, je mehr Gründe er anführte, um so lieber hörte ihm der Arzt zu; denn er führte ja die triftigsten Gründe gegen sich selbst an. Nachdem daher der König seine Rede beendigt hatte, sah er den Arzt fest an, ob er wohl geneigt sei, ihm beizustimmen. Da antwortete der Arzt also:

„O König, deine Gründe sind der Art und so eindringlich, daß ich nicht nur eine einzige mir über alles teure Frau, sondern zehn lassen wollte, um deinen Sohn zu retten. Aber ich wende nun dieselben Gründe, die du gegen mich angeführt hast, gegen dich selbst an, indem ich dir die Tatsache mitteile, daß dein Sohn keine andere Krankheit hat, als heftige Liebe, und daß die, zu der er solche Leidenschaft hegt, deine Gemahlin Stratonica ist. Und wenn ich, der ich nicht des Jünglings Vater bin, zu seiner Rettung habe meine Frau entlassen und mir eine andere suchen sollen, so mußt du als Vater zur Erhaltung deines eigenen Sohnes noch weit mehr dasselbe tun."

Als der König dieses hörte, wurde er ganz betroffen und wollte vom Arzte wissen, auf welche Art er das erfahren habe. Da er aber vernahm, daß die Königin davon nichts wisse, und daß der Jüngling aus Scham und Ehrfurcht vor dem Vater lieber habe sterben als die unerlaubte Begier offenbar werden lassen wollen, ward er von Mitleid bewegt, und da er seine eigenen Gründe dem Arzt gegenüber nicht widerrufen konnte, faßte er den edeln Entschluß, zur Erhaltang seines Sohnes seiner Gattin zu entsagen. Die Scheidung wurde daher vollzogen und mit schönen menschlichen Worten und mit heiterer Miene gab er die Frau dem Sohne und drückte beiden seinen ernstlichen Willen aus, daß dies also geschehe.

Es ist kaum zu sagen, wie diese passende Arznei im Augenblick wirkte. Der Jüngling, der anfangs fast

in die äußerste Verzweiflung geraten war, faßte, sobald er die aufrichtige Zustimmung seines Vaters zu seinem höchsten Wunsche erkannte, solchen Mut, daß er sich in wenigen Tagen ganz erholte. Er erhielt sodann seine Stratonica zur Frau und lebte mit ihr in höchster Wonne, bekam auch bald Kinder von ihr. Der Vater aber, der den Sohn aus so gefährlicher Krankheit errettet und in seinen Enkelchen die Nachfolge seinem Stamm gesichert sah, lebte höchst zufrieden und glücklich und pries täglich seinen Entschluß, wobei er beständig dem tüchtigen und klugen Arzt dankte, der mit seiner scharfsinnigen Berechnung einen so wohltätigen Erfolg erzielt hatte.

Auf solche Weise also schaffte der menschliche edle Sinn des griechischen Fürsten Abhilfe bei dem Unglück des Sohnes, rettete diesem das Leben und sicherte sich selbst fortdauerndes Glück. Ganz das Gegenteil davon tat unser Landsmann Tancred, er raubte durch seine rohe Gesinnung der Tochter das Leben und sich selbst auf immer jede Freude des Daseins.

* *

*

Gentile Sermini

Meister Caccia von Sciano war ein so hervorragender Physikus und Chirurg, daß er, nachdem er die Kranken gesehen, sie, ohne irgendwelche Medizin zu verabreichen, in weniger als zwei Tagen von jeder Krankheit vollkommen heilte.

Zu Sciano im Distrikt Siena lebte ein sehr reicher, kluger, höflicher und gesitteter junger Mann namens Caccia. Er hatte mehrere Jahre zu Bologna studiert und sich ein großes Wissen angeeignet. In der Poesie namentlich hatte er es so weit gebracht, daß man ihn für einen neuen Tullius halten konnte. Er lebte mit einem Landsmann in Freundschaft zusammen, der Amerigo hieß. Als dieser zwanzig Jahre alt geworden war, verliebte er sich in ein Mädchen aus Sciano und vermochte sich infolge dieser seiner Liebe nur wenig dem Studium zu widmen. Seinen lieben Genossen Caccia wußte er so sehr anzustecken, daß er ihn dem Studium abwendig machte, denn er hielt ihn für einen guten Mittelsmann, der es zustande bringen könne, daß er das Mädchen zur Frau erhalte. Um nun diesen Zweck zu erreichen, kehrten sie beide nach Sciano zurück. Dort führten sie ein höchst standesgemäßes

Leben, ohne jedoch den Zweck ihrer vorzeitigen Heimkehr erreichen zu können. Sie beschlossen daher, einen lustigen Tag zu leben und nicht aufs Geld zu schauen. Caccia hielt häufig für seine Kumpane offene Tafel, bewies sich sehr freigebig, hielt Hunde, Pferde und Diener und dachte nicht an Erwerb. So war es denn kein Wunder, daß er binnen kurzem aus einem reichen Mann ein armer wurde.
Eines Tages nun geschah es, daß ein Oheim, der ihm schon mehrmals ins Gewissen geredet und ihn ermahnt hatte, sparsam zu sein, ohne selbst besonders haushälterisch zu sein, zu ihm sagte: „Caccia, du treibst es so, daß du noch ins Spital kommen wirst, glaube aber nicht, daß ich dich wieder herausholen werde."
Entrüstet über diese Rede entgegnete Caccia: „Wenn ich hineinkommen sollte, werde ich mit Vorteil und Ehre wieder herauskommen und scheere mich wenig darum, daß Ihr mich nicht herausholt!" womit er ihn stehen ließ. Sein Entschluß war schnell gefaßt und er begab sich alsbald zu seinem lieben Freund Amerigo und redete so lange auf ihn ein, daß dieser, zumal er sah, daß er das begehrte Mädchen nicht zur Gattin bekommen könne, einwilligte, alles zu tun, was Caccia wollte.
Sie beschlossen nun auszuziehen und eine Weile auf anderer Leute Kosten zu leben, verließen sechs Tage später als Pilger verkleidet Sciano und nahmen ihren Weg in der Richtung nach der Lombardei. Sie gelangten unerkannt in die Stadt Florenz, wo sie vorgaben, sie kämen von Cività vecchia. Hier erkundig-

ten sie sich, auf welche Weise das Florentiner Spital della Scala geleitet werde und von welchem Apotheker es seinen Bedarf beziehe. Als sie erfahren hatten, daß der Apotheker Bindo di Lapo auf dem Ponte vecchio der Lieferant sei, suchten sie ihn auf, und Caccia sprach mit Bindo, wie wenn er ein Arzt gewesen wäre. Er fragte ihn, ob er feinen Rhabarber hätte und erkundigte sich desgleichen nach noch mehreren anderen Arzneimitteln. Nachdem er dann mit ihm ins Gespräch gekommen war, fragte er ihn: „Sag mir doch, Apotheker, wie steht es mit dem Gesundheitszustand hier in Florenz? was für berühmte Ärzte habt Ihr?" Da antwortete ihm Bindo: „Es gibt hier Kranke die Menge, doch keinen Arzt, der auch nur einen Deut[1] taugte, — für ein Eselshaar gibt man ihrer dreißig hin. Wir haben hier viele Fälle von Terzanfieber und niemand, der sie heilt."

Da sagte Caccia mit gedämpfter Stimme die wohlbedachten Worte: „O welche Unwissenheit herrscht auf dieser Welt! aber ich versichere dir, wenn ich hier drei Tage verweilen könnte, so würde ich alle Kranken dieser Stadt gesund machen; und ich will zuerst meine Ehre, die ich nicht wenig hochhalte, in die Schanze schlagen und dann meinen Kopf verpfänden, wenn ich nicht alle Krankheiten, die hier herrschen, welcher Art sie auch seien, in drei oder weniger Tagen heile; und du sagst, daß diese traurigen Ärzte nicht einmal die Terzanfieberchen zu kurieren verstehen, die doch eine Lappalie sind? Und da die-

[1] una schiabaldana.

ses mir eine großartige Stadt zu sein scheint, würde ich es gerne sehen, wenn meine Genossen hier zwei oder drei Tage verweilen wollten, ich würde dir dann den Beweis liefern. Ich versichere dir, ich würde mir alle Mühe geben, und deinem Geschäft wird aus meinem Aufenthalt kein Schaden erwachsen; denn wir sind ein Haufen Leute und auf dem Wege zum heiligen Grabe. Sollte ich heute Abend irgend Jemand etwas nützen können, so würde ich es gerne tun."

Bindo, der einen Gewinn machen wollte, glaubte nun genug über diesen Arzt zu wissen, der aus Città vecchia gekommen sein wollte und sich für den Arzt der Königin von Neapel ausgab und wollte mit ihm ein Übereinkommen treffen. Er bat ihn daher und sagte: „Wenn Ihr Euch zwei oder drei Tage in Florenz aufhalten könntet, würde ich etwas zustande bringen, was Euch wie auch mir viel Nutzen und Ehre einbringen würde. Es gibt hier im Spital viele Kranke und ich habe dadurch ein gutes Einkommen; denn sie beziehen alles von mir. Und da dort kein Arzt ist, der etwas taugt, so werde ich mit dem Leiter in einer Weise reden, daß wenn Ihr das ausführt, was Ihr versprecht, Ihr einen Lohn dafür erhalten werdet, mit dem Ihr zufrieden sein könnt."

Caccia überlegte eine Weile und erklärte schließlich gnädig, er wolle sehen, was sich machen lasse, er würde ihm innerhalb von zwei Stunden Bescheid geben; dabei verfehlte er nicht, tiefes Mitleid mit jenen armen Bresthaften zu erkennen zu geben.

Nach zwei Stunden erklärte er sich dann bereit und sie wurden handelseins, worauf der Meister sich von dem Apotheker verabschiedete und mit Amerigo einen Bummel durch Florenz machte.
Bindo begab sich unterdessen zum Rektor des Spitals und sprach zu ihm: „Ich bin zu Euch gekommen, um den großen Ausgaben für die vielen Kranken dieses von Euch geleiteten frommen Hauses ein Ende zu machen. Zufälligerweise ist nämlich ein sehr hervorragender Meister in meinen Laden gekommen, der Leibarzt der Königin Giovanna, der auf dem Wege zum heiligen Grabe ist und sich rühmt, jede erdenkliche Krankheit in höchstens zwei Tagen zu heilen und nicht eher Geld dafür haben will, als bis der Patient vollkommen wiederhergestellt ist."
Dies gefiel dem Rektor gar wohl; denn er war etwas knauserig und er sagte zu Bindo: „Geh und führe ihn zu mir; wenn er tut, was du sagst, werden wir zu einem guten Abschluß gelangen."
Bindo ging, suchte den Arzt auf und berichtete ihm alles. Dieser willigte ein und sie begaben sich in das Haus des Rektors. Dieser empfing den Meister freundlich und sagte zu ihm: „Bindo berichtet mir, Ihr seiet in der Medizin gar trefflich bewandert und versichertet, Ihr könntet jegliche Krankheit in höchstens zwei Tagen heilen."
Da antwortete ihm der Arzt in wohlbedachten Worten: „Messere, an dieser Gnade, die Gott mir gewährt hat, habe ich kein Verdienst; ihm gebührt die Ehre und der Dank dafür; sie darf darum auch nicht verborgen gehalten werden. Was man Euch

gesagt hat, Messere, ist wahr, und wenn Ihr Euch in den nächsten beiden Tagen meiner bedienen wollt, so stehe ich zu Eurer Verfügung; denn ich würde mir ein Gewissen daraus machen, wollte ich die mir von Gott verliehene Gnade nicht denen zugute kommen lassen, die ihrer bedürfen."

Darauf entgegnete der Rektor: „Ich habe sechzig Kranke im Hause, ja noch mehr; wenn Ihr diese heilt, wie Ihr versichert, so will ich Euch hundert Goldgulden geben."

„Ich bin's zufrieden, Messere," erklärte der Arzt, „und will nicht mehr haben, obwohl mir dafür weit mehr zukäme; und ich will keinen Heller annehmen, bevor sie nicht alle die Betten verlassen und das Haus geräumt haben. Da ich jedoch auf Bitten und aus Mitleid mit Euern armen Kranken zwei meiner Begleiter hier gelassen habe, so seht bitte zu, daß ihnen nicht die Ungelegenheit erwächst, länger als diese beiden Tage hier bleiben zu müssen. Ich muß also sicher sein, das Geld sofort auf eine Bank angewiesen zu erhalten, damit ich sie nicht eine Stunde länger hierzulassen brauche, als unbedingt nötig ist. Wenn es sich nur um mich handelte, so würde ich mich mit Euerm bloßen Wort begnügen."

Begierig, die großen Ausgaben für das Spital aufhören zu sehen, ließ ihm der Rektor sogleich auf einer Bank die Zusicherung geben, daß ihm nach Heilung der Kranken hundert Goldflorinen in bar ausgezahlt werden würden. Nachdem sodann beiderseits alle nötigen Formalitäten erledigt waren, säumte der Arzt nicht länger, ließ sich in das Siechenhaus

führen und schickte dort alle Wärter hinaus, mit Ausnahme Amerigos, den er für seinen Schüler ausgab. Nachdem sie sich zuvor verständigt hatten, trat er an das erste Bett, grüßte den Kranken und fühlte ihm den Puls. Sodann fragte er ihn nach seinem Leiden und als er geantwortet hatte, sagte der Meister: „Sei unbesorgt, lieber Bruder, du wirst schnell geheilt sein, wenn du mir gehorchst." Dieser erwiderte ihm natürlich, er werde ihm gehorchen. Der Meister aber wandte sich seitwärts zu Amerigo, gleich als ob er von dem Kranken nicht gehört sein wolle, während es ihm doch gerade darauf ankam, und sagte zu ihm halblaut: „Amerigo, sieh zu, daß du morgen früh bei Sonnenaufgang für den da ein Klistier von einem Quart Öl bereit hast. Sobald es kräftig siedet, appliziere es ihm ganz. Da es aber infolge der Siedehitze schwer auszuhalten sein wird, binde den Kranken so fest, daß er sich nicht rühren kann. Er muß es in sich aufnehmen und wenn er platzen sollte."

„Laßt mich nur machen," erwiderte ihm Amerigo, „das ist ja nicht der erste."

Der Arzt ging nun zum nächsten Kranken, wiederholte die üblichen ärztlichen Handgriffe und Fragen, wandte sich sodann mit derselben Stimme wie zuerst zu Amerigo und sagte: „Sorge dafür, daß der große Kessel morgen bei Tagesanbruch voll Wasser ist, bring es zum Sieden, und wenn du siehst, daß es sprudelt, so steck diesen Mann hinein und laß ihn eine Stunde lang sieden, aber nicht länger, es könnte ihm sonst das Fleisch von den Knochen gehen."

„Es soll geschehen, Meister," erwiderte Amerigo.
Der Arzt wandte sich darauf zu dem dritten Kranken, einem Wassersüchtigen, und dann auf die geschilderte Weise zu Amerigo, zu dem er sagte: „Dem muß der Bauch ausgetrocknet werden. Bereite für morgen früh eine tüchtig beschwerte Walze vor und bügle ihn damit zwei Stunden lang, aber nicht mehr, er könnte sonst platzen."
„Laßt mich nur machen," entgegnete Amerigo.
Nachdem der Arzt dann den Vierten besucht und sein Leiden vernommen hatte, sagte er mit derselben Stimme zu Amerigo: „Da dieser an Gicht leidet und sie jetzt in den Sprungmuskeln hat, so nimm morgen früh, wenn er nüchtern ist, die Messer, du weißt schon, und schneide ihm alle vier Sprungmuskeln[1] so sauber wie möglich heraus, paß aber wohl auf, daß du die Nerven nicht verletzest; denn das wäre gefährlich. Mache sodann das Messer glühend und brenne ihm damit die Einschnitte und die dort zusammenlaufenden Adern samt und sonders aus, so daß die schlechten Säfte sich dort nie mehr hinziehen können."
Amerigo erwiderte, er werde es tun.
Der Arzt ging zum nächsten Kranken, stellte die Krankheit fest, an der er litt und sagte zu Amerigo: „Der da ist so voll von Feuchtigkeit und schlechten Säften, daß, wenn wir ihn heilen wollen, du morgen früh den großen Bratspieß tüchtig glühend machen mußt, und wenn du siehst, daß er beim Herausziehen aus dem Feuer gehörig Funken sprüht,

[1] galloppe.

mußt du ihn schnell, bevor er nur im Geringsten erkaltet, hinten ansetzen und durch das Rückgrat hinauf bis zur Gurgel und weiter bis ins Hirn stoßen und so lange drin lassen, bis er erkaltet ist. Ist er kalt, so hänge den Kranken bei den Händen auf, so daß er eine handbreit über dem Boden schwebt, und ziehe ihm den Spieß heraus. Die ganze Feuchtigkeit des Körpers wird darauf unten herauskommen und er wird gesund sein."

Amerigo antwortete ihm darauf: „Ich werde ihn zuvor auf einen Tisch festbinden, wie den von gestern."

„Recht so," erwiderte der Meister, wandte sich dem Nächsten zu, fühlte ihm den Puls und sagte zu Amerigo: „Ich möchte nicht, daß der mich hört; denn da er eine verdorbene Leber hat, muß man ihm unter der Achselhöhle einen Einschnitt machen, groß genug, daß ich die Hände bequem hineinbringen und die ganze Leber heraushohlen kann. Du läßt sie dann in dem Schmalz eines Keilers schmoren, bringst sie darauf wieder an ihren Platz, befestigst sie mit Fischleim, nähst die Wunde mit Jungferngarn zu und brennst sie schließlich mit einem glühenden Eisen aus, damit sie nicht brandig wird."

„O, seht aber nur zu, daß er nicht am Krampf stirbt, wie der gestern!" versetzte Amerigo.

„Ich werde meine Pflicht tun," erwiderte der Meister, „im übrigen muß das Glück helfen." Damit ging er zum Nächsten, und als er fand, daß er heftig von Hüftweh gepeinigt wurde, sagte er wie gewöhnlich zu Amerigo: „Wenn dieser gesund werden soll, mußt

du den Hammer, den Meißel, die Zange und die Winde bereit legen, damit du ihm morgen früh die Kugel des Hüftgelenks herausnehmen kannst; in die Gelenkpfanne sollst du sodann ein Pfund geschmolzenes Blei gießen, wenn es tüchtig kocht, und dieses wird soviel Kraft haben, daß es die ganze Feuchtigkeit verzehrt. Hierauf löse das Blei wieder heraus, und wenn es sich nicht entfernen lassen sollte, so lege ein glühendes Eisen darauf, das wird es zum Schmelzen bringen. Hierauf bringst du die Hüftkugel wieder an ihren Platz und nähst die Schnittwunde zu."

„Da wird er aber heftige Schmerzen leiden," wandte Amerigo ein.

„Tu, was ich dir sage," gebot der Arzt, „anders geht es nicht."

„Ich werde es so machen," sagte Amerigo.

Der Meister wandte sich darauf dem Nächsten zu, der das alltägige Fieber[1] hatte und sagte zu Amerigo: „Schneide morgen zwei Kröten, den größten, die du finden kannst, die Gurgel durch, fange das Blut auf, mische es zur Hälfte mit seinem Urin und laß ihn davon zwei Drittel zu sich nehmen. Da er zwei Terzanfieber hat, muß er dieses Quantum trinken; den Rest soll er nicht nehmen, wenn ich dir's nicht sage; sieh aber zu, daß er nicht erfährt, daß es Krötenblut ist."

Amerigo sagte, es solle geschehen.

Nun wandte sich der Arzt zu einem, der starkes

[1] Che due terzane (malaria tertiana) aveva: der zwei Terzanfieber hatte.

Seitenstechen und Steinschmerzen hatte und sagte zu Amerigo: „Nimm ihm morgen früh die Blase heraus, laß sie eine Stunde lang in weißem Essig sieden, so daß sie gut gereinigt wird, befördere sie dann wieder in den Körper, befestige sie mit gesottenem Pech und verschmiere die Ränder gut und sorge dafür, daß er drei ganze Tage ohne Essen und Trinken aushält, damit sie fest an ihrer Stelle bleibt und die Speise das Festwachsen nicht verhindert."
Damit wandte er sich dem Nächsten zu, fand, daß er unter bösen Leibschmerzen litt, weil er sieben Tage keinen Stuhlgang gehabt hatte und sagte zu Amerigo mit gedämpfter Stimme: „Richte ein Rohr her, ähnlich einer Klistierspritze, das so lang ist, daß es von seinem Hintern bis an den Magen reicht, binde ihn dann mit dem Gesicht nach unten auf einen Tisch, so daß er gut ausgestreckt ist und sich auf keine Weise rühren kann und laß ihn den Hals recken und den Mund öffnen; hierauf steck ihm, wie ich gesagt habe, das Rohr hinten hinein und schiebe es hinauf bis zum Magen, fülle die Röhre darauf mit Schießpulver und zünde es an. Die ganze überflüssige und zu Kot gewordene Speise wird dann unweigerlich durch den Mund herausspritzen. Mag er auch die Zähne zusammenbeißen, sie wird dennoch herausfahren wie die Steinkugel aus der Bombarde, aber der Geruch wird anders sein. Danach laß ihn starken reinen Essig trinken und er wird alsbald hergestellt sein."
Sodann wandte er sich dem zu, der an Atemnot litt und sprach zu Amerigo: „Dem müssen wir die

Brust ausweiten. Laß ihn also morgen früh sich auf den Rücken legen und binde ihn fest, so daß er sich nicht im Geringsten rühren kann, sodann bohre ihm mit unserm dicken Bohrer durch den Mund und die Mitte der Gurgel bis zum Magenmund vor, setze hierauf vier Pfund zerlassene Butter aufs Feuer und wenn sie gut siedet, gieße sie ihm durch die Gurgel hinab, und er wird alle schlechten Säfte, die sich angesammelt haben, hinten von sich geben."

„Laßt mich nur machen, Meister," erwiderte Amerigo.

Als er dann weiter ging, kam er zu einem, der infolge wahllosen Durcheinanderfressens an einem heftigen Durchfall litt. Nachdem er vernommen, was ihm fehlte, sagte er zu Amerigo: „Besorge dir ein Quart Fischleim, laß ihn gut kochen, stecke dem Patienten einen tüchtigen Zapfen in den Hintern, so daß er gut zugespundet ist und schütte ihm dann den Leim durch den bewußten Trichter durch den Mund in den Leib, aber siedendheiß, denn sonst würde er gar keine Wirkung haben. Ich versichere dich, dieser Leim wird ihm die Seele so fest an den Körper pappen, daß sie nicht so schnell wieder loskommen und der Durchfall zum Stehen kommen wird. Der Mann soll übrigens diese ganze Woche weder essen noch trinken; der Leim wird ihm ja hinlänglich Kräftigung verleihen. Daß er mir aber hinten gut zugestopft wird, auf daß er nicht seufzt!"

Amerigo erklärte sich bereit, diese Vorschrift zu be-

folgen, und der Meister wandte sich dem Folgenden zu. Der hatte einen Schlaganfall gehabt und war auf der einen Seite vollkommen gelähmt. Als der Arzt gesehen hatte, was ihm fehlte, sagte er zu Amerigo: „Der da hat infolge von Feuchtigkeit den Gebrauch der linken Seite verloren, auf der er zu liegen pflegte. Laß ihn morgen früh mitten auf dem Estrich auf der rechten Seite liegen; nachdem du zuvor genau festgestellt hast, wieviel er wiegt, bedecke ihn mit auf der Sonnenseite gewachsenem Eichenholz in seinem Gewicht und zünde es an. Es muß so lange auf ihm brennen, bis es ganz vom Feuer verzehrt ist und er muß die ganze Zeit auf der rechten Seite liegen bleiben. Natürlich mußt du ihn zuvor festbinden, damit er sich nicht rühren kann. Durch diese Behandlung wird alle Feuchtigkeit und werden alle schlechten Säfte, die er im Leibe hat, verdunsten und er wird auf der linken Seite so gesund sein wie auf der rechten."

„Laßt mich nur machen!" erwiderte Amerigo, „ich werde ihm schon alle Feuchtigkeit aus dem Leibe ziehen."

Der Arzt ging weiter und kam zu einem Patienten, der sehr unter Hämorrhoiden zu leiden hatte, und sagte zu Amerigo: „Um den da zu heilen, mußt du morgen früh, wenn er noch nüchtern ist, eine kleine runde Eisenstange von der Dicke eines Weinhebers glühend machen; ist sie gut glühend, so stoße sie ihm, nachdem du ihn zuvor an Händen und Füßen gehörig gefesselt hast, du weißt schon wie, eine Handbreit hinten hinein, aber nicht tiefer. Laß dich's

nicht anfechten, wenn es zischt, die Hämorrhoiden werden dadurch aufgezehrt werden. Ist das Stänglein kalt geworden, so zieh es wieder heraus und stecke dann eine dicke Talgkerze hinein, mit dem Docht nach außen, zünde sie an und laß sie dadrin ganz herunterbrennen, sie wird den Darm wieder geschmeidig machen und alsbald heilen."

„Ich werde ihm's so besorgen, daß er nie wieder mit diesem Leiden zu tun hat," entgegnete Amerigo.

So absolvierte er nacheinander das ganze Spital und verschrieb einem Jeden die für sein Leiden erforderlichen Mittel. Hierauf schrieb er dem Verwalter vor, den Kranken an diesem Abend nichts zu essen und zu trinken zu geben und daß mit ihnen kein Wort gesprochen werden dürfe. Nachdem er dann alle seine Anordnungen getroffen hatte, verließ er das Siechenhaus und ging mit Amerigo spazieren, bis es Zeit war, in die Herberge zurückzukehren. Dort aber lachten sie sich den ganzen Abend und die Nacht durch scheckig über die Behandlung, die sie den Kranken des Spitals angedeihen lassen wollten.

Von alledem wußte der Rektor nichts. Unter den Kranken jedoch, die voller Angst an die grausamen Medizinen dachten, die sie aushalten sollten, erhob sich, als der Arzt fort war, ein Gemurmel von Bett zu Bett. „Was für ein Teufelsmensch ist das," hieß es da, „den einen will er gesotten, den andern gebraten, den dritten gebacken. Wenn wir warten, bis er wiederkommt, wird er uns allesamt umbringen."

„Ich warte ihn nicht ab!" rief einer.
„Wahrhaftig! ich auch nicht," ein andrer.
Und so ging's weiter. Schließlich waren alle entschlossen, sich davonzumachen. Abends, als der Augenblick günstig war, erhoben sie sich samt und sonders aus ihren Betten und verließen in langer Reihe das Spital. Die einen suchten andre Spitäler auf, die andern kleine Herbergen, die dritten nahmen für zwei Abende in ihren Behausungen Wohnung, bis der verwünschte Arzt abgereist sei, wie er gesagt hatte.
Am andern Morgen früh eilten die Bediensteten des Hauses in Scharen voller Freude zum Rektor und riefen: „Frohe Botschaft! Der gesegnete Arzt, den Ihr uns gestern geschickt habt, hat in drei Stunden mehr ausgerichtet als die anderen Ärzte in drei Monaten. Gott sei gelobt, sie sind alle geheilt und auf ihren Füßen mit Gott auf und davongegangen; denn die Betten sind ohne Ausnahme geräumt!"
Als der Rektor dies vernahm, freute er sich gar sehr darüber und noch mehr, als er mit seinen eigenen Augen alle Betten leer sah. Er hob die gefalteten Hände empor und sprach: „Gott sei gelobt, daß die großen Ausgaben für dieses heilige Haus aufgehört haben." Und während er mit seinen Mönchen die zahllosen Tugenden Meister Caccias pries, erschien dieser mit seinem Schüler Amerigo, grüßte den Rektor und die ganze Gesellschaft und sagte: „Messere, Eure Kranken sind gottlob alle vollkommen gesund und geheilt. Da nun meine Begleiter diesen Morgen abreisen möchten, bitte ich Euch,

nachdem wir Euch einen guten Dienst geleistet haben, daß Ihr mir die versprochenen hundert Gulden auszahlen lasset; denn die Begleiter warten auf mich, um aufzubrechen."

Der Rektor, der sich trefflich von ihm bedient sah, fiel ihm voller Freude um den Hals, versicherte ihn seiner vollen Zufriedenheit und befahl, lecker aufzutischen. Dann frühstückten sie gut zusammen, der Rektor erklärte sich zu allen Gegendiensten, die in seiner Kraft lägen, bereit, schickte, wie er ihm versprochen hatte, um die hundert Gulden und verabschiedete sich von ihm im besten Einvernehmen.

Kaum hatte Meister Caccia das Geld in der Tasche, da schwang er sich mit Amerigo in den Sattel und sie räumten, so schnell sie konnten, das Land und nahmen ihren Weg nach der Lombardei.

Im Bewußtsein, die Krankenbetten leer zu haben, empfand der Rektor lebhafte Befriedigung. Meister Caccia und Amerigo aber waren in wenigen Tagen in der Lombardei (wo sie, so oft sie an Orte kamen, wo es etwas zu kurieren gab, ihre Kunst auf ähnliche Weise wie in Florenz ausübten); von dort begaben sie sich nach Deutschland und Frankreich und suchten dort so lange die Spitäler nach diesem Muster heim, daß sie nach einem Jahr überreich an Geld in ihre Heimatsstadt zurückkehrten.

Die Freude des Rektors der Scala zu Florenz über die geräumten Betten dauerte den ganzen Tag. Als aber die Kranken erfahren hatten, daß der verdammte Arzt abgereist sei, kehrten sie nach und nach samt und sonders in ihre Spitalbetten zurück.

Das verursachte dem Rektor großes Herzeleid, doch als kluger Mann, der wohl merkte, daß man ihn angeführt hatte, wollte er zum Schaden nicht noch den Spott haben und schwieg daher, ließ auch die Seinen, soweit es in seiner Macht lag, über die peinliche Geschichte schweigen.
Nachdem Meister Caccia und Amerigo gar stattlich mit Pferden und Dienern und voller Börse nach Sciano zurückgekehrt waren, lebten sie für den ganzen Rest ihres Lebens fröhlich und angenehm dahin, taten niemand etwas zu Leid, jagten, vogelten und fischten beständig mit ihren Freunden und Genossen, so daß sie sich das Wohlwollen des ganzen Landes erwarben.
Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr geschah es, daß der oben besprochene Oheim Caccias in Geldnot war und ihn um hundert Gulden bat. Dieser antwortete ihm: „Ich erinnere mich, daß Ihr mir gestern vor vierzehn Monaten sagtet, ich würde noch ins Spittel kommen und wenn ich dort wäre, so würdet Ihr mich nicht wieder herausholen. Ich erwiderte Euch darauf, wenn ich dorthin käme, würde ich mit Vorteil und Ehren wiederkommen, und das habe ich getan. Wenn Ihr nun, der Ihr so reich wart, als Ihr mich mit Worten straftet, es dahin zu bringen verstanden habt, arm zu werden, so geht nun Eurerseits ein wenig ins Spital, damit es Euch helfe, wie es mir geholfen hat. Und ich versichere Euch: wenn Ihr so viel Erfolg habt, wie ich, so werde ich mich darüber freuen, wenn aber nicht, so werde ich nicht so häßlich gegen Euch sein, wie Ihr es in Worten

gegen mich wart, als Ihr sagtet, Ihr würdet mich aus dem Spital nicht wieder herausholen. Ich werde Euch, wenn es nötig sein sollte, sicherlich herausholen. Aber versucht's zunächst ein Jahr, wie ich's gemacht habe, und dann wollen wir weiter sehen."
Damit ließ er ihn stehen und fuhr fort, sich mit Amerigo und seinen andern lieben Freunden gute Tage zu machen, wie er es gewöhnt war. Auf diese Weise verlebte er noch fünfundzwanzig vergnügte Jahre und starb als reicher Mann. Der Oheim mußte hingegen notgedrungenerweise ins Spital gehen, wo er den Rest seines Lebens in Schande und Unbehagen verbrachte.

* *

*

Anton Francesco Grazzini

I.

Salvestro Bisdomini glaubt dem Arzt den Urin seiner kranken Frau zu bringen, bringt ihm jedoch den seiner Magd, die ganz gesund ist. Dadurch, daß er auf Verordnung des Arztes bei seiner Frau liegt, erlangt sie ihre Gesundheit wieder. Seine Magd aber, die einen Mann nötig hat, verheiratet er.

Es sind noch nicht viele Jahre verflossen, da gab es zu Florenz einen ausgezeichneten Arzt namens Meister Mingo, der, schon bei Jahren und von der Gicht geplagt, nicht mehr aus dem Hause ging und nur hie und da noch, zum Zeitvertreib, den Leuten zu Nutz und Frommen, das eine oder andere Rezept verschrieb. Nun geschah es einmal, daß die Frau Salvestro Bisdominis, der sein Gevatter war, erkrankte, und dieser, nachdem er schon bei vielen Ärzten gewesen, keiner ihm jedoch über die Natur der Krankheit hatte Aufschluß geben, geschweige denn sie heilen können, endlich bei seinem Meister Mingo vorsprach, ihm ganz genau berichtete, wie sich die Krankheit seiner Frau äußerte und hinzufügte, daß alle Ärzte, die sie untersucht, ihr wenig Hoffnung gelassen hätten. Den Arzt schmerzte

diese Kunde, und er sagte zu seinem Gevatter, es täte ihm sehr leid, er möge sich aber fassen; denn der Schmerz über den Tod der Gattin sei mit dem zu vergleichen, den man empfindet, wenn man sich den Ellenbogen anstößt: obwohl er sehr empfindlich sei, gehe er doch schnell vorüber, er solle aber nur nicht den Mut verlieren, er werde ihn schon nicht im Stiche lassen. Salvestro, der sein Weib über alles liebte und wert hielt, drang nun in ihn, ihm doch ein Heilmittel zu geben oder zu verschreiben. Da sagte der Arzt: „Wenn ich nur kommen und sie sehen könnte, würden wir ihr schon einige Hilfe bringen können; da dies aber nicht geht, so bring mir wenigstens morgen früh ihren Urin, und wenn ich dann sehe, daß ich ihr helfen kann, so soll es an mir nicht fehlen." Und nachdem er sich noch einmal genau über die Krankheit der Frau hatte Bericht erstatten lassen, trug er ihm auf, den Urin aufzubewahren und ihm zu bringen, den seine Frau nach zehn Uhr lassen würde. Es war damals der letzte Januar. Salvestro bedankte sich sehr, schied zufrieden von ihm und kehrte heim. Am gleichen Abend, nach dem Nachtessen, sagte er zu seiner Frau, er wolle am anderen Morgen dem Gevatter ihren Urin bringen, und zwar müsse es der nach zehn Uhr gelassene sein.

Die Frau, die sich danach sehnte, wieder gesund zu werden, war damit einverstanden, und so trug Salvestro einer jungen — ungefähr zweiundzwanzigjährigen — Magd, die sie hatten, auf, achtzugeben, machte ihr eine Weckeruhr zurecht und befahl ihr,

sobald diese Lärm mache, aufzupassen und den ersten Harn, den die Frau lasse, in ein Uringlas zu tun und darin aufzubewahren. Hierauf legte er sich in einer anderen Kammer schlafen und ließ das Mädchen als Wärterin bei seiner Gattin zurück, damit sie, wenn diese irgendein Bedürfnis habe, ihr, wie sie es gewohnt, sofort zur Hand sein könne. Als dann die bestimmte Stunde gekommen war und die Uhr ihre Schuldigkeit getan hatte, wartete die Magd — ihr Name war Sandra — so lange, bis die Frau Drang zu harnen verspürte. Alsdann fing sie den Urin sorgfältig auf und tat ihn in das Glas, das sie dicht neben eine Truhe stellte, worauf sie sich auf das Ruhebett warf, um zu schlafen. Als aber der Tag gekommen und sie aufgewacht war, ging sie schnell zur Truhe, um dem Herrn den Urin zu überliefern, sowie er danach fragen würde, — doch o weh! sie fand das Glas umgeworfen und den ganzen Inhalt verschüttet. Sie konnte es sich nicht anders erklären, als daß die Mäuse oder die Katze ihm einen Stoß versetzt hatten. Ihr Schmerz darüber und ihre Angst waren nicht gering, und da sie nicht wußte, wie sie sich entschuldigen sollte und sich vor Salvestro fürchtete, der etwas aufbrausend und zum Zorn geneigt war, beschloß sie, um nicht ausgezankt zu werden oder gar ein paar Püffe zu empfangen, ihren eigenen Urin in das Glas zu tun. Und da sie gerade Drang hatte, brünzelte sie hinein und machte es halb voll. Bald darauf erschien Salvestro und verlangte von ihr den Urin, worauf sie ihm statt des Harns der Kranken den ihren im Glase reichte.

Nichts Böses ahnend, barg dieser das Gefäß unter seinem Mantel und eilte zu seinem Gevatter, dem Arzte.

Als dieser den Urin prüfte, wunderte er sich nicht wenig und sagte zu Salvestro: „Deiner Frau fehlt, scheint mir, gar nichts.“ „Wie ist das aber möglich!“ rief Salvestro, „die Ärmste kann ja das Bett gar nicht verlassen.“ Der Arzt, der in diesem Urin kein Zeichen irgendwelcher Krankheit entdeckte, wandte sich zu seinem Gevatter und sagte ihm unter Anführung der Gründe, die er dafür hatte, und indem er sich auf das Zeugnis des Avicenna berief, er wolle am nächsten Morgen den Urin noch einmal sehen. Nachdem sie also dahin übereingekommen waren, ging Salvestro seinen Geschäften nach und ließ den Arzt in keiner geringen Verwunderung zurück. Unterdessen wurde es Abend, und nachdem Salvestro heimgekehrt war und zu Nacht gegessen hatte, gab er derselben Magd die erforderlichen Weisungen und trug ihr auf, für alles Sorge zu tragen, worauf er sich schlafen legte. Als dann die Uhr geschlagen hatte und die Zeit gekommen war und die Kranke danach verlangt hatte, ihren Urin zu lassen, war ihr Sandra behilflich, und nachdem sie den Harn versorgt hatte, legte sie sich wieder schlafen. Sie wachte aber frühzeitig auf und machte sich allerlei Gedanken über den Fall und wurde bedenklich und bekam's schließlich mit der Angst zu tun; denn sie fürchtete, daß, wenn der Herr das Wasser der kranken Frau zum Arzte bringe, dieser die Geschichte merken würde. Und sie be-

reute es sehr, den Urin das erstemal vertauscht zu haben, mußte sie doch besorgen, daß Salvestro sie in seinem Zorn zum Geständnis zwingen und sie dann zum Teufel jagen oder ihr gehörig die Hucke voll geben würde. Daher hielt sie es für das beste, auch den zweiten Urin fortzuschütten und noch einmal in das Glas zu pinkeln. Mit diesem Entschluß erhob sie sich ungesäumt und führte ihn aus. Sie stammte aus dem Casentino, war, wie ihr wißt, gegen zweiundzwanzig Jahre alt und klein, aber rundlich und gut im Speck und von bräunlicher Hautfarbe. Ihr Fleisch war frisch und fest und ihr Gesicht lebhaft gefärbt. Ihre Augen waren groß und feucht und traten hervor, so daß es schien, als wollten sie ihr aus dem Kopfe springen und als sprühten sie Feuer. Sie war ein festes Stück in die Wirtschaft und wie geschaffen zu ausgiebigem Beischlaf, ein feistes Pferd, möchte ich sagen, stark genug, um andere aus jedem Morast herauszuziehen. Als dann die Morgenstunde gekommen war und Salvestro von ihr den Urin verlangt und erhalten hatte, begab er sich zum Arzte.

Dieser war noch weit verwunderter als das erstemal und sagte, nachdem er die Flüssigkeit wieder und wieder mit Aufmerksamkeit betrachtet, aber nichts weiter darin gefunden hatte als das Zeichen der Brünstigkeit, lächelnd zu Salvestro: „Gevatter, Hand aufs Herz, wie lange ist es her, daß du mit deiner Gattin nicht mehr des Beischlafs gepflogen hast?" In der Meinung, der Arzt wolle ihn aufziehen, antwortete er: „Ihr spottet." Als ihn der Arzt je-

doch noch einmal danach fragte, entgegnete er, es seien mehr als zwei Monate her. „Gut," erwiderte der Meister und nachdem er ein Weilchen über den Fall nachgedacht, beschloß er, ein drittes Mal den Urin sehen zu wollen und sagte: „Gevatter, fasse Mut, ich glaube die Krankheit der Gevatterin erkannt zu haben und hoffe sie dir leicht und in Bålde wieder gesund zu machen. Komm daher morgen noch einmal mit dem Urin zu mir, und ich werde dir sagen, was du zu tun hast. Vergnügt verabschiedete sich Salvestro, überbrachte seiner Frau die gute Botschaft und erwartete fröhlich und sehnsüchtig den kommenden Tag, um zu vernehmen, auf welche Weise er seine geliebte Gattin wieder gesund bekommen werde. Abends, nach dem Nachtessen, widmete er sich eine Weile seiner Frau und sprach ihr Mut ein, und nachdem er dann der Magd denselben Auftrag wieder gegeben hatte, ging er zur gewohnten Stunde schlafen. Sandra war darüber in keiner geringen Verzweiflung, und damit kein Skandal daraus entstehe, entschloß sie sich, da sie bereits zweimal gesündigt, nun auch zum drittenmal zu sündigen und håndigte am anderen Morgen Salvestro ihren Urin statt jenes der Kranken aus, und der besorgte Gatte brachte ihn, so schnell er konnte, zum Arzte. Als dieser ihn rein und klar sah wie immer, wandte er sich lachend nach ihm hin und rief: „Paß auf, Salvestro: wenn dir, wie es den Anschein hat, an dem Wohle deiner Gattin gelegen ist, so mußt du mit ihr des Beischlafs pflegen; denn ich kann kein anderes Krankheitssymptom an ihr finden,

außer ein Übermaß an Hitze, und da gibt es eben keine andere Möglichkeit und kein anderes Mittel, sie wiederherzustellen, als die eheliche Umschlingung. Tu das also unbesorgt, und je eher je besser und bemühe dich, es ihr möglichst kräftig zu besorgen, denn wenn das nichts nützt, so darfst du glauben, daß sie verloren ist. Salvestro, der dem Arzte vollsten Glauben schenkte, versprach sein Bestes zu tun, sagte ihm Gott befohlen und erwartete voll größter Sehnsucht die Nacht, in der er für das Wohl seiner Gattin tätig sein und ihr die verlorene Gesundheit wieder schenken sollte.

Es ward endlich Abend. Er hatte ein ausgezeichnetes Essen bestellt und wollte es nun bei seiner Frau einnehmen, neben deren Bett er einen Tisch hatte aufschlagen lassen, an dem er mit einem Freunde, einem lustigen und witzigen Kumpan, unter beständigen Scherzreden fröhlich zu Abend speiste. Nachdem er dann schließlich den Freund verabschiedet und der Magd gesagt hatte, sie solle in ihre Kammer schlafen gehen, und allein geblieben war, fing er an, sich unter fortwährendem Lachen und Scherzen in Gegenwart seiner Frau zu entkleiden. Ebenso erstaunt wie ängstlich wartete die Gattin ab, worauf das hinaussollte. Nachdem er endlich dastand, wie Gott ihn geschaffen hatte, legte er sich an ihre Seite und fing wahrhaftig an, zuerst sie zu betasten und an sich zu drücken und dann zu umschlingen und zu küssen. Die Kranke wußte, als sie dies sah und fühlte, gar nicht, wie ihr geschah und rief ganz entsetzt: „O weh, Salvestro! Was soll das bedeuten?

Hast du etwa gar den Verstand verloren? Was willst du beginnen?" Er aber gab nichts weiter zur Antwort als: „Halt dich still und hab' keine Angst, du Närrin, — ich bin nur darauf bedacht, dich wieder gesund zu machen." Und mit diesen Worten schickte er sich an, sie zu besteigen. Sie aber rief mit erhobener Stimme: „Weh mir, Abscheulicher, willst du mich auf diese Weise umbringen? Kannst du denn nicht so lange warten, bis mich die Krankheit von selbst tötet, was gar bald geschehen wird, warum willst du meinen Tod durch ein so abenteuerliches Mittel beschleunigen?" „Wieso denn?" protestierte Salvestro, „ich bin bestrebt, dir das Leben zu erhalten, meine süße Seele: dies ist die Medizin für deine Krankheit, so hat mir's unser Gevatter Meister Mingo aufgetragen, von dem du doch weißt, wie sehr er die anderen Ärzte an Verständnis übertrifft. Hab' darum keine Angst, halte dich ruhig und beiße die Zähne zusammen, damit du, schnell wiederhergestellt, dieses Bett verlassen kannst."

Sie schrie aber trotzdem und setzte sich zur Wehr und schalt ihn und überschüttete ihn unaufhörlich mit Vorwürfen, ließ sich aber doch schließlich, da sie sehr schwach war, von der Kraft und den Bitten ihres Gatten besiegen, so daß sie die heilige Ehe vollzogen, wobei sie, die sich vorgenommen hatte, regungslos dazuliegen, als ob sie von Marmor sei, es sich doch nicht versagen konnte, tätigen Anteil zu nehmen; denn es schien ihr in der Tat, daß ihr Gatte, als er sie an sich preßte, ihr, wie

er gesagt hatte, neue Gesundheit in den Körper einströmen lasse, fühlte sie doch ganz plötzlich die Last und Pein des Fiebers, die Schwere und Leere des Kopfes, die Schlaffheit und Müdigkeit der Glieder verschwinden und sich ganz frei und leicht werden und mit dem Einfließen des Zeugungssamens ihren leidenden Zustand und die ganze Qual der Krankheit aufhören. Nachdem sie so das erste Gefecht geliefert hatten, schöpften sie alle beide Atem und ruhten sich aus. Salvestro aber, der die Worte des Arztes wohl im Gedächtnis hatte, schickte sich bald darauf an, den zweiten Sturm zu unternehmen, nach welchem auch der dritte nicht lange auf sich warten ließ und glücklich durchgeführt wurde, worauf sie sich dann ermüdet schlafen legten.

Und die Frau, die vorher zwanzig Nächte kein Auge hatte zutun können, schlief alsbald ein und wachte acht Stunden lang keinen Augenblick auf und wäre auch dann noch nicht aufgewacht, wenn ihr Mann sie nicht an einer gewissen Stelle gekraut hätte, worauf sie sich zum vierten Scharmützel umschlangen. Damit war es hellichter Tag geworden, und die Frau schlief darauf abermals ein und schlummerte bis zur Tertie. Nachdem Salvestro sich erhoben hatte, brachte er ihr eigenhändig Süßigkeiten und Trebbianer Wein ans Bett, wovon sie während des Morgens mehr und mit größerem Appetit genoß, als sie vorher in acht Tagen getan hatte. Glücklich hierüber eilte der Gatte zum Arzt und berichtete ihm alles aufs ausführlichste, worüber dieser sehr befriedigt

war und ihn ermunterte, auf diese Weise fortzufahren.
Nachdem ihn Salvestro verlassen und einige Geschäfte erledigt hatte, kehrte er um die Stunde des Mittagessens heim und hieb mit seinem geliebten Weibe vergnügt in einen guten fetten Kapaun, den er hatte zubereiten lassen, ein, und da es ihr wieder schmeckte, aß sie diesmal wie eine Gesunde und trank wie eine Kranke. Am Abend dann, nachdem sie gar trefflich zu Nacht gegessen hatte, ging sie mit ihrem Gatten zu Bett, aber nicht mehr schmerzvoll und ängstlich, sondern fröhlich und im sicheren Vertrauen auf die Medizin. So verarztete sie Salvestro auf die mit Erfolg erprobte Weise und verhalf ihr zu immer neuen Kräften, bis sie (um euch nicht durch Wiederholungen zu langweilen) nach vier oder sechs Tagen das Bett verlassen konnte und in weniger denn zehn wieder frisch und rosig und gesünder und schöner war als je zuvor. Hierüber ebenso glücklich und zufrieden wie ihr Gatte, dankte sie Gott und dem guten Rat und dem ausgezeichneten Verständnis ihres Gevatters, des Arztes, der sie durch ein so süßes Mittel aus einer schon halb dem Tode Verfallenen zu einer gesundheitstrotzenden Frau gemacht hatte.
Unterdessen war der Karneval herangekommen, und da geschah es eines schönen Abends nach dem Nachtessen, als Salvestro mit seiner Frau heiter und unter vergnüglichem Geplauder und Gelächter am Kaminfeuer saß, daß Sandra, die gesehen hatte, daß die Vertauschung des Urins die Gesundheit der

Herrin und den Trost ihres Gatten verursacht hatte, ihnen die ganze Geschichte, wie sie sich im einzelnen abgespielt, erzählte. Sie hörten's mit nicht geringem Staunen und mußten den ganzen Abend, indem sie sich immer wieder den Hergang der Sache vergegenwärtigten, so sehr lachen, daß ihnen die Augen schmerzten. Der Tag war noch kaum angebrochen, als Salvestro den Arzt aufsuchte und ihm alles ausführlich erzählte. Aufs höchste verblüfft und beinahe außer sich, stellte sich dieser das Lustspiel, das sich da entwickelt hatte vor und wie die Magd, ohne es zu wollen, ja beinahe um ihrer Herrin zu schaden, die Veranlassung zu ihrer Wiederherstellung geworden war. Und nachdem auch er eine gute Weile darüber gelacht hatte, erzählte er jedem, der zu ihm ins Haus kam, diese lustige Geschichte, die wie ein Wunder aussah. In sein Rezeptbuch aber schrieb er, daß bei allen Krankheiten der Weiber vom sechzehnten bis zum fünfzigsten Jahr, sofern kein anderes Mittel helfe und sie von den Ärzten aufgegeben seien, der Koitus geeignet und äußerst wirksam sei, um sie in kurzer Zeit gesund zu machen, wobei er diesen ihm bei seinen Kuren begegneten Fall als Beispiel anführte. Und Salvestro gab er zu verstehen, daß seine Magd, die für ihn die Ursache von so viel Glück gewesen sei, brennend einen Mann nötig habe und ohne einen solchen leicht in irgendeine heftige und gefährliche Krankheit verfallen könne. Um sie also für die empfangene Wohltat zu belohnen, gab Salvestro sie einem Stiefsohn eines seiner Bauern von San Martin la Palma, einem Jüngling,

dem eben erst der Bart keimte, einer handfesten Gerte, die ihr den Staub aus dem Muff klopfte und den richtigen Moment nicht verpaßte.

2.

Der alte Ser Anastagio wird ohne den geringsten Grund auf seine junge Frau eifersüchtig. Hierüber entrüstet, richtet sie es so ein, daß ein Arzt, der sie liebt, zum Ziel seiner Wünsche kommt. Als ihr Gatte infolge eines Unfalls ums Leben kommt, heiratet sie den Liebhaber.

Gleichfalls in Florenz lebte vor nicht langer Zeit ein Notar namens Ser Anastagio dalla Pieve. Dieser kam als Knabe nach Florenz und weilte als Pädagog im Hause der Strozzi. Als er dann erwachsen war, ließ er sich in die Notarmatrikel einschreiben. Er fing an, im Palast des Podestà zu verdienen und wurde im Laufe der Zeit reich. Als er dann ein halber Greis war und niemand hatte, dem er sein Vermögen hinterlassen konnte, beschloß er, ein Weib zu nehmen. Und da er nicht nach Mitgift fragte, hatte er das Glück, ein Mädchen zu bekommen, das jung, von edler Abkunft und schön war und von ihm, außer im Bett, in jeder Beziehung, die sie nur wünschen konnte, befriedigt wurde. Da der Notar jedoch bis über die Ohren in sie verliebt und vernarrt war, wurde er zum eifersüchtigsten Mann von der Welt und verwandte mehr Sorgfalt und Bedacht darauf, sie gut zu bewachen, als Klienten

zu erlangen und danach zu streben, Kontrakte aufzusetzen und rechtsgültig zu machen. Fiammetta, so hieß die junge Frau, blieben der verkehrte Sinn und die Furcht ihres Gatten nicht lange verborgen; sie ärgerte sich daher, zumal sie von vornehmer Herkunft und hohen Sinnes war, dermaßen darüber, daß sie sich vornahm, ihm zur Strafe das anzutun, woran sie sonst niemals gedacht haben würde. Und als sie gewahr wurde, daß ein in ihrer Nähe wohnender Arzt, der vor kurzem aus Paris zurückgekehrt war, wo er studiert hatte, ein sehr hübscher und angenehmer Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, ihr gewaltig den Hof machte, fing sie an, ihm ein freundliches Gesicht zu zeigen. Der Arzt war darob über die Maßen froh und ging noch häufiger unter ihren Fenstern vorbei. Sie sah ihn mit immer freundlicheren Augen an, und so geschah es, daß sie sich in ihn verliebte.

Als sie einander nun so liebten, wünschten sie nichts sehnlicher, als zusammenzukommen. Sie vermochten aber nicht zum Ziele zu gelangen wegen einer alten Magd, die der Notar zu keinem anderen Zweck im Hause hielt, als damit sie untertags seine Frau überwache, ein Geschäft, das er in der Nacht selbst besorgte. Fiammetta und ihr Meister Giulio — so hieß der Arzt — empfanden darob das äußerste Mißvergnügen. Doch die junge Frau, die vor Verlangen fast verging, nahm sich vor, Mittel und Wege zu finden, um zu ihrem Vergnügen zu gelangen. Es fiel ihr auch ein Mittel ein, mit ihrem Arzt zusammenzukommen und sich mit ihm zu verlustieren,

und sie teilte es ihm brieflich mit. Nachdem sie sich über ihren Feldzugsplan einig waren, fing die gute Frau eines Nachts um die Zeit des ersten Schlafes an, laut zu schreien und zu rufen: „Oh, Ser Anastagio! O mein Gatte! Ich sterbe! Ich sterbe! Weh mir, hilf mir um Gottes willen!“ Ser Anastagio schrak aus dem Schlafe und sprang im Hemd aus dem Bett. Eilends rief er die Mägde, und diese liefen schnell mit der angezündeten Öllampe herbei, um die Frau zu beruhigen, die in einem fort jammerte und schrie und sagte, daß sie Leibschmerzen fühle und spüre, wie ihre Gedärme aufgetrieben würden. Die Mägde legten ihr heiße Tücher und Kohlblätter auf und standen ratlos, als sie sahen, daß nichts helfen wollte, ihre Schmerzen und ihr Schreien vielmehr nur stärker wurden.
„O ich Unglückliche! Ich Ärmste! O mein geliebter Mann! Ich platze, ich platze, mein süßer Gatte, hilf mir, hilf mir, ich bitte dich!“ schrie sie und verdrehte dabei die Augen auf nie gesehene Weise. Ser Anastagio, der vor Mitgefühl weinte und fürchtete, sie würde ihm unter den Händen sterben, beschloß, zum Arzt zu gehen und teilte seiner Frau, um sie ein wenig zu trösten, seine Absicht mit. „Weh mir!“ rief diese darauf, „macht schnell, mein guter Mann, macht um Gotteswillen schnell, sonst kommt Ihr zu spät!“ „Sei ohne Sorge!“ erwiderte der Notar, „um so schnell wie möglich zu machen, will ich hier um die Ecke zu unserm Nachbarn Meister Giorgio gehen.“ „Gut, gut,“ hauchte Fiammetta, „zögert nicht! O weh! Ich sterbe, wenn er

nicht schnell kommt und mir auf irgendeine Weise hilft!" Der Notar zauderte nicht länger, sondern eilte sogleich davon. Er brauchte nicht lange zu klopfen, da antwortete ihm der Arzt, der nur auf ihn gewartet hatte, so daß sie im Umsehen in die Schlafkammer kamen, wo die Frau sich wie eine Verzweifelte gebärdete. Der Meister grüßte sie und sprach ihr gleich anfangs gut zu; hierauf klopfte und tastete er sie überall aufs gründlichste ab und sagte dann, zum Gatten gewandt: „Sie hat entweder etwas Giftiges gegessen, oder die Gebärmutter bereitet ihr Schmerzen. Wenn Ihr sie retten wollt, müßt Ihr zur Sternenapotheke eilen und eine Latwerge holen, die ich Euch verschreiben werde und die ein ausgezeichnetes und sehr geeignetes Mittel gegen Gift sowohl wie gegen das Mutterweh ist." „Das ist eine Kleinigkeit," erwiderte der Notar und fügte hinzu: „Ich werde im Augenblick wieder da sein." „Habt keine Sorge," versetzte der Arzt, „ich werde ihr inzwischen ein hausgemachtes Magenpflaster auflegen und werde es selbst mit Hilfe dieser Mägde bereiten." „Also los!" rief Ser Anastagio; das Schreibzeug wurde gebracht und der Arzt schrieb ihm eine ganz seltsame Mischung auf und schickte ihn eilends zu jenem Apotheker, der in demselben Hause wohnte, wo er seinen Laden hatte, während er bei der fortwährend schreienden Fiammetta zurückblieb. Sowie sie aber die Tür sich hinter dem Gatten schließen hörte, fing sie an, die Stimme noch lauter zu erheben und zu tun, als würden die Schmerzen immer stärker, so daß sie

das ganze Haus widerhallen machte. Daher sagte der Arzt zu den Mägden, die Öl und Mehl für das Magenpflaster herbeibrachten, er wolle, da er kein anderes Mittel sehe, sie am Leben zu erhalten, eine Beschwörung ausführen und befahl ihnen, sie sollten ihm sofort ein Glas Wein und ein Glas Wasser bringen, was alsbald geschah. Da nahm der Arzt in jede Hand eines, tat als spreche er über beiden irgendwelche Zauberworte, reichte sie Fiammetta, den Wein mit der Rechten und das Wasser mit der Linken und ließ sie von beiden je vier Schluck trinken.

Hierauf gab er den beiden Mägden zu verstehen, sie müßten, wenn sie ihre Herrin am Leben erhalten wollten, sofort, die eine auf den höchsten Punkt des Hauses und die andere in den tiefsten Keller gehen und vier Rosenkränze beten, je einen für jeden der vier Evangelisten, und er band ihnen auf die Seele, sie langsam zu beten und ohne etwas auszulassen und unter keiner Bedingung eher fortzugehen, als bis sie damit fertig seien. Die Mägde glaubten steif und fest an seine Worte, und obwohl es ihnen eine wenig angenehme Aufgabe schien, gingen sie doch, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen, überzeugt, zur Rettung ihrer Gebieterin beizutragen, die in einem fort schreiend jeden Augenblick ihren Geist aufgeben zu müssen schien, die alte in den Keller und die junge aufs Dach, jede mit ihrem Rosenkranz. Kaum aber hatten sie den Fuß zur Kammer hinausgesetzt, als Meister Giulio den Wein, das Wasser und den Zauber auf sich be-

ruhen ließ und die gute Frau ebenso das Schreien und Jammern und beide sich gegenseitig die Wonne spendeten, die ihr euch unschwer vorstellen könnt. Und sie hatten alle Muße dazu; denn Ser Anastagio war in der Via Fiesolana, und es hatte eine ganze Weile gedauert, bis er dort angelangt und ebenso, bis er von dem Apotheker bedient war, und er brauchte für diesen Gang so viel Zeit, daß er schier daran verzweifelte, seine Frau noch lebend anzutreffen, so daß der Meister Arzt mit seiner wunderschönen Fiammetta inzwischen zu beider unbeschreiblicher Seligkeit ein dreimaliges Ringelstechen absolvieren konnte.

Als es ihnen dann schien, als müßten die Mägde und der Notar jeden Augenblick zurückkehren, legte sich die Frau hin, wie wenn sie schliefe, während der Arzt sich auf die Knie niederließ und so tat, als lese er in seinen alten Schmökern. Da trafen auch schon die Mägde, die ihre Rosenkränze zu Ende gebetet hatten, die eine aus dem Keller, die andere vom Dach fast im gleichen Augenblick vor der Kammertür zusammen, und die Alte trat zuerst ein, um zu sehen, wie es mit der Herrin stände. Als sie aber den Arzt auf der Erde kniend murmeln und die Frau regungslos und still wie eine Schlafende im Bett liegen sah, wollte sie, in der Meinung, sie sei gestorben, schon anfangen zu schreien und Lärm zu schlagen, wurde aber sogleich von dem Arzte davon zurückgehalten. „Schweig!" sagte er, „deine Herrin ist geheilt und schläft jetzt." Nachdem er dann sie und die andere Magd, die inzwischen eben-

falls in die Kammer getreten war, gefragt hatte, ob sie ihre Rosenkränze zu Ende gebetet hätten und sie es bejaht hatten, erhob er sich in demselben Augenblick, da Ser Anastagio an die Haustür pochte. Eine der Mägde zog schnell das Türseil, und alsbald kam er in höchster Aufregung und ganz außer Atem mit der Latwerge in die Kammer gestürzt, voller Angst, seine Frau als Leiche vorzufinden. Da rief ihm Meister Giulio entgegen: „Eure Gattin liegt da wie eine Perle und ist durch Gottes Gnade geheilt, so daß wir keiner Medizinen mehr bedürfen."
Damit erzählte er ihm den ganzen Hergang und wie er sich, da er kein anderes Mittel hatte, gezwungen gesehen, seine Zuflucht zur Zauberkunst zu nehmen. Die Frau tat unterdessen, als wache sie auf und sagte ganz heiter und lächelnd zu ihrem Gatten: „O mein allersüßester Mann, seid überzeugt, daß Ihr Eure Fiammetta, die schon mit einem Fuß im Grabe stand, wieder habt, und dankt vor allem Gott und dann Meister Giulio." Da dankte Ser Anastagio überströmenden Herzens Gott und dem Arzte und wollte in seiner Freude dem Meister einen Goldflorin überreichen. Der aber antwortete, er pflege für derartige Kuren niemals Geld anzunehmen und nahm schließlich nach vielen Anerbietungen und Danksagungen von ihnen Abschied und kehrte nach Hause zurück. Der Notar und seine Frau aber legten sich, nachdem sie die Mägde zu Bett geschickt hatten, froh wie noch nie schlafen. Am anderen Morgen stand Ser Anastagio, der wegen einiger wichtiger Rechtssachen, die ihm übergeben worden

waren, im Palazzo del Proconsolo zu tun hatte, frühzeitig auf und ließ seine Frau weiter der Ruhe pflegen; denn er dachte, wegen ihres Anfalles in der verflossenen Nacht müsse sie das größte Bedürfnis danach haben. Nachdem er sich eilends angekleidet hatte, um fortzugehen, wollte es sein Unglück, daß er beim Hinabsteigen auf der Treppe stolperte und sie von der zweiten Stufe ab ihrer ganzen Länge nach hinunterstürzte, wobei er sich, abgesehen von anderen Verletzungen, eine Schläfe so heftig aufschlug, daß er ohnmächtig wurde. Auf den Lärm liefen die beiden Mägde alsbald herbei, und ebenso Fiammetta, eilten die Treppe hinunter und fanden ihn unten bewußtlos auf dem Boden ausgestreckt und neben dem linken Ohr ganz blutig, so daß sie fest glaubten, er sei tot. Sie erhoben darauf ein gewaltiges Wehklagen, auf das alle Nachbarn herbeiliefen und den verletzten und blutüberströmten Notar auf sein Bett legten und zu den beiden ersten Chirurgen von Florenz schickten. Und sie rieben ihm so lange mit kaltem Wasser und Essig die Pulse, daß seine verirrten Lebensgeister wieder zurückkehrten, just als die Ärzte eintrafen. Nachdem diese den Schädelbruch auf das sorgfältigste betrachtet und mit der Sonde untersucht hatten, erklärten sie, es sei keine Hoffnung vorhanden, man möge den Beichtiger holen, er werde nur noch wenige Augenblicke leben. Ihr könnt euch denken, was für ein Jammergeschrei Fiammetta erschallen ließ und welchen Schmerz sie zur Schau trug. Und der Gatte empfand darüber mehr Herzeleid und Pein als über

das Unglück selbst. Nachdem er daher zuerst für das Heil seiner Seele gesorgt hatte, machte er sein Testament, und da er keine Verwandten hatte, die ihn legitim beerben konnten, hinterließ er alles seiner Frau und machte sie zur Universalerbin aller seiner beweglichen und unbeweglichen Güter ohne jede Last und Verpflichtung, um ihr die glühende und unvergleichliche Liebe, die er zu ihr hegte, deutlich zu beweisen. Innerlich aufs höchste darüber erfreut, erweckte Fiammetta durch ihr Weinen den Anschein, als wolle sie zugleich mit den Tränen ihre Seele den Augen entströmen lassen, so daß Ser Anastagio, seinen eigenen Zustand vergessend, gezwungen war, sie zu trösten und aufzurichten. Und indem er ihr sagte, daß er sie als eine reiche Frau zurücklasse, bat er sie um einen einzigen Liebesdienst: sie möge sich nämlich entweder nicht wieder verheiraten und nach ihrem Tode alles dem Findelhause hinterlassen, oder, wenn sie sich wieder verheirate, dem ersten Sohn, den sie zur Welt bringe, den Namen Anastagio geben, damit sie Veranlassung hätte, lange seiner zu gedenken. Unter beständigen Tränenfluten versprach Fiammetta alles auf das bereitwilligste; der Notar aber, mit dem es immer mehr bergab ging, verlor abends bei Sonnenuntergang die Sprache und verschied in derselben Nacht.

Am anderen Tage ließ ihn Fiammetta (nachdem sie mit ihrem Vater, der gekommen war, sie zu sehen, und mit ihren Brüdern sich in den größten Wehklagen ergangen hatte) auf das prunkvollste begraben. Der alten Magd, die lange Zeit im Hause gewesen

war, gab sie außer ihrem Lohn noch ein ansehnliches Geschenk und erteilte ihr dann den Abschied, die junge aber verheiratete sie. Da sie sich nun reich sah und außerdem jung fühlte, beschloß sie, gegen den Wunsch ihres Vaters und aller ihrer Angehörigen, sich wieder zu verheiraten, und da sie ihres Meisters Giulio gedachte, vielmehr ihn beständig vor Augen sah und ihn in den Liebeskämpfen als einen starken und mutigen Ritter erkannt hatte, pflog sie mit ihm in aller Heimlichkeit den vertrautesten Umgang. Und nicht minder als sie wünschte er unter allen Umständen die Ehe, die sie denn auch schließlich nach ziemlichster Beobachtung der Erfordernisse der Sitte eingingen. So lebten sie lange Zeit, einander genießend, in Reichtum und Behagen und vermehrten ihren Besitz und die Zahl ihrer Kinder, und als ihnen der erste Sohn geboren worden war, gab ihm Fiammetta, dem Versprechen getreu, das sie ihrem ersten Gatten gegeben hatte, den Namen Anastagio.

3.

Wie Lorenzo de' Medici dem Arzt Meister Manente einen Streich spielte.

Lorenzo der Alte de' Medici war gewiß einer, wo nicht der erste der allervortrefflichsten Männer, nicht nur der aus sich selbst tugendhaften, sondern auch der die Tugend liebenden und belohnenden, die da jemals in der Welt gefeiert wurden. Zu sei-

ner Zeit nun lebte zu Florenz ein Arzt und Chirurg, namens Meister Manente, aus der Pfarrei Santo Stefano, der mehr durch die Erfahrung als durch wissenschaftliche Bildung gelehrt war, ein wirklich sehr kurzweiliger und witziger, dabei aber so anmaßlicher und unverschämter Mann, daß es gar nicht mit ihm auszuhalten war. So liebte er unter anderem auch über die Maßen den Wein und gab sich für einen großen Weinkenner und Weinkieser aus, und oftmals pflegte er sich uneingeladen beim Magnifico zum Mittag- und Abendessen einzufinden. Diesem nun war er durch seine Zudringlichkeit und Unverschämtheit allmählich so zum Überdruß und lästig geworden, daß er ihn nicht mehr sehen konnte und sich vorgenommen hatte, sich seiner für eine Weile und vielleicht für immer durch einen Kapitalstreich zu entledigen. Er hatte nun eines Abends vernommen, daß Meister Manente im Wirtshause zu den Affen[1] sich dermaßen die Nase begossen habe, daß er nicht mehr auf den Füßen stehen konnte, so daß der Wirt, als er seine Gaststube schließen wollte, ihn von seinen Kellnern habe hinaustragen lassen. Seine Kumpane hätten ihn dann auf einer der großen Bänke der Läden bei San Martino abgeladen und verlassen, worauf er dort so fest eingeschlafen sei, daß ihn die Bombarden nicht aufgeweckt hätten und nun wie ein Ratz schnarchte.

[1] Osteria delle Bertuccie, am Anfang der Via del Corso auf der Seite der Via Calzaioli. Lorenzo de' Medici erwähnt sie in seinen Beoni.

Dies schien dem Magnifico die erwünschteste Zeit zur Ausführung seines Plans. Er tat, als habe er nicht gehört, was jener sprach, der ihm berichtete und sei mit anderm beschäftigt. Hierauf stellte er sich, als wolle er zu Bett gehen; denn es war doch schon sehr spät (übrigens bedurfte seine Natur wenig Schlaf, und es war immer bereits Mitternacht, bevor er schlafen ging), ließ insgeheim zwei seiner zuverlässigsten Reitknechte rufen und gab ihnen die nötigen Weisungen. Diese gingen sodann mit verhülltem Gesicht und unerkannt aus dem Palast in Lorenzos Auftrage nach dem Sankt-Martins-Platz, wo sie Meister Manente auf die oben geschilderte Art schlafen fanden. Sie ergriffen ihn, stark und rüstig wie sie waren, stellten ihn aufrecht auf die Erde und verhüllten sein Gesicht gleichfalls, worauf sie mit ihm, ihn fast in der Schwebe tragend, von dannen gingen. Als der vom Weine wie vom Schlafe betäubte Arzt fühlte, daß er hinweggeführt wurde, glaubte er sicher, die Kellner des Weinwirts oder seine Zechbrüder und Freunde brächten ihn nach Hause, und so ließ er sich, schlaftrunken und berauscht, wie nur einer sein konnte, führen, wohin jene wollten. Die Diener machten mit ihm verschiedene Umwege durch das nächtliche Florenz, gelangten schließlich zum Palast der Medici und traten, nachdem sie sich vergewissert hatten, daß man sie nicht gesehen, durch die rückwärtige Tür in den Säulenhof, wo sie den Magnifico ganz allein fanden, der sie mit unaussprechlichem Vergnügen erwartete. Sie stiegen zusammen die ersten

Treppen empor in einen Zwischenstock in der Mitte des Hauses und begaben sich von dort in ein ganz geheimes Zimmer. Dort legten sie Meister Manente auf Lorenzos Weisung, unkenntlich wie sie waren, auf ein aufgeschüttelte Federbett und kleideten ihn ganz vorsichtig bis aufs Hemd aus, so daß er kaum etwas davon merkte, und es war gerade so, wie wenn man einen Toten entkleidet. Hierauf nahmen sie alle seine Kleider mit und ließen ihn in der wohlabgeschlossenen Kammer liegen. Der Magnifico befahl seinen Dienern nochmals, reinen Mund zu halten, verwahrte die Kleider des Arztes und schickte sogleich nach dem Possenreißer Monaco aus, der besser als irgend jemand auf der Welt alle Personen in der Rede nachmachen konnte. Sobald dieser vor ihm erschien, führte ihn Lorenzo in sein Schlafzimmer, entließ seine Reitknechte zur Ruhe und setzte dem Monaco auseinander, was er von ihm ausgeführt zu sehen wünschte, worauf er selbst höchst vergnügt zu Bett ging. Monaco packte alle Kleider des Arztes zusammen, schlich sich heimlich nach Hause, zog die seinigen aus und kleidete sich von Kopf bis zu Fuß in erstere, worauf er sich, ohne jemand ein Wort zu sagen, entfernte und, als schon überall die Frühmette geläutet wurde, nach Meister Manentes Hause ging, der damals in der Via de' Fossi wohnte. Dieser hatte, da es September war, die Familie: seine Frau, ein Knäblein und die Magd ins Mugello geschickt, während er selbst allein in Florenz geblieben war und nur nachts zum Schlafen nach Hause kam; denn er speiste immer im

Wirtshause oder bei seinen Freunden. Sowie also der als Meister Manente verkleidete Monaco vor dessen Hause angekommen war, holte er den Schlüssel, den er in der Tasche des Arztes bei sich trug, hervor, schloß ohne Schwierigkeit die Tür auf, verschloß sie wieder hinter sich und legte sich ins Bett, äußerst befriedigt, den Wunsch des Magnifico ausführen und zugleich dem Arzte einen Streich spielen zu können.

Mittlerweile wurde es nun Tag, und als Monaco bis zur dritten Stunde nach Sonnenaufgang geschlafen hatte, sprang er vom Lager auf, zog die Kleider des Arztes an und einen langen alten Hausrock über das Wams, setzte sich einen ausgedienten Hut auf den Kopf und rief, des Arztes Stimme nachahmend, aus dem nach dem Hofe hinausgehenden Fenster einer seiner Nachbarinnen zu, er fühle sich ein wenig unpäßlich, er habe etwas Schmerzen im Halse, den er sich mit Vorbedacht mit Werg und Fettwolle umwickelt hatte. Es herrschte damals in Florenz der leise Argwohn, es könnte die Pest ausbrechen, und gerade in diesen Tagen waren einige verdächtige Häuser entdeckt worden. Die Nachbarin erkundigte sich daher erst vorsichtig, was er von ihr begehre. Monaco bat sie um ein paar frische Eier und um ein wenig Feuer und empfahl sich ihrer Sorge. Dann stellte er sich mit Worten und Gebärden, als könne er sich nicht mehr aufrecht halten und entfernte sich vom Fenster. Die gute Frau holte Eier und Feuer, rief ihn dann mehrmals und tat ihm zu wissen, daß sie ihm beides vor

die Haustür stellen werde, wo er es sich holen möge. Und so tat sie. Monaco aber ging vergnügt in seiner Rolle als Meister Manente mit seinem langen Hausschlamp bekleidet und den alten Filz in die Augen gedrückt, an die Eingangstür, nahm die Eier und das Feuer an sich und schlich damit ins Haus zurück, wie wenn er sich nicht mehr auf den Beinen halten könnte und hatte den Hals noch dicker verbunden, so daß ihn alle Nachbarn, die ihn sahen, zu ihrem Leidwesen schon ganz mit Pestbeulen bedeckt glaubten.

Die Kunde von dieser Erkrankung verbreitete sich alsbald in der Stadt, weshalb ein Bruder von Meister Manentes Frau, ein Goldschmied namens Niccolaio, Hals über Kopf herbeigeeilt kam, um sich zu erkundigen, wie die Sache stehe. Er pochte an die Tür, pochte abermals, erhielt aber keine Antwort, da Monaco den Tauben spielte, hingegen versicherte ihm die Nachbarschaft, daß der Arzt ohne Zweifel von der Pest ergriffen sei. In diesem Augenblick ritt Lorenzo, wie von ungefähr, in Gesellschaft vieler Edelleute, die Straße entlang und fragte, als er die Volksansammlung sah, was das zu bedeuten habe. Der Goldschmied antwortete, man fürchte sehr, Meister Manente möchte von der Pest angesteckt sein. Der Magnifico sagte, es werde wohlgetan sein, dem Kranken einen Wärter beizugeben und empfahl Niccolaio, in seinem Namen nach Santa Maria Nuova zu gehen und sich von dem Spitalvorsteher einen tüchtigen und erfahrenen Mann mitgeben zu lassen. Der Goldschmied machte

sich eiligst auf den Weg, richtete dem Spitalverwalter seinen Auftrag aus und erhielt sofort einen Wärter, den Lorenzo bereits in sein Geheimnis gezogen und von dem, was er zu tun habe, unterrichtet hatte.

Der Magnifico Lorenzo war unterdessen auf einem kleinen Umweg wieder zurückgeritten und erwartete sie an der Ecke der Borgo Ognissantistraße. Als er ihrer ansichtig wurde, ritt er ihnen entgegen, tat als gebe er dem Wärter die nötigen Weisungen und empfahl ihm Meister Manente auf das dringendste und ließ ihn sofort ins Haus treten, nachdem er die Tür durch einen Schlosser hatte öffnen lassen. Nach einer kleinen Weile trat der Wärter ans Fenster und rief hinunter, der Arzt habe am Halse eine Pestbeule so groß wie ein Pfirsich, könne sich nicht vom Bett erheben und liege halbtot da, er werde ihm jedoch alle mögliche Hilfe leisten. Lorenzo beauftragte den Goldschmied, für ihn und den Kranken Speise herbeizuschaffen, ließ den Pestwimpel an der Haustüre befestigen und ritt dann seines Weges, indem er in Worten und Gebärden sein Bedauern über den Zustand des Arztes zu erkennen gab. Der Krankenwärter ging zu Monaco hinein, der sich vor Vergnügen wie närrisch gebärdete, und als sie von dem Goldschmied Essen in Menge erhalten und im Hause selbst Dörrfleisch gefunden hatten, zapften sie ein Fäßlein guten Weines an und hielten abends einen wahrhaft päpstlichen Schmaus.

Unterdessen hatte Meister Manente die Nacht und

den folgenden Tag ununterbrochen geschlafen und wußte, als er sich bei seinem Erwachen im Bett und im Dunkeln wiederfand, sich nicht zu besinnen, wo er sei, zu Hause oder anderswo. Er dachte angestrengt nach und erinnerte sich endlich, wie er im Wirtshaus zu den Affen zuletzt mit Burchiello, mit dem Succia und mit dem Makler Biondo getrunken, darauf eingeschlafen und nach seiner Empfindung nach Hause gebracht worden war. Er sprang daher aus dem Bett, tastete sich dorthin, wo er ein Fenster vermutete, fand aber keines und machte sich nun umhertappend auf die Suche, bis er auf eine Abtrittstür stieß. Dort schlug er sein Wasser ab; denn sein Drang wurde sehr stark und verrichtete auch seine Notdurft, irrte dann wieder in dem Gemach umher und kehrte endlich voller Unruhe und Erstaunen ins Bett zurück; denn er wußte gar nicht, wo in aller Welt er sich befand. Er durchlief in seiner Erinnerung alles, was ihm begegnet war, von neuem, da er aber allmählich anfing, hungrig zu werden, fühlte er sich mehrmals versucht, zu rufen. Doch hielt ihn die Angst zurück, er schwieg daher und wartete, was mit ihm werden sollte.

Lorenzo hatte unterdessen bereits die Anordnung zu weiterer Durchführung seines Planes getroffen. Er hatte heimlich die beiden Reitknechte in weiße Mönchskutten, die bis auf den Boden reichten, gesteckt und jedem eine große Kopfmaske nach Art derer von der Via de' Servi, die zu lachen scheinen und ihnen bis auf die Schultern herabgingen, übergestülpt. Er hatte sie wie die Mönchsgewänder der

Kleiderkammer entnommen, wo sich unzählige andere Kostüme der verschiedensten Art und ebenso Masken befanden, die für die Karnevalsfeste gedient hatten. Einer der Diener hatte ein bloßes Schwert in der rechten Hand und in der Linken eine große weiße brennende Kerze; der andere trug zwei Flaschen guten Weines und in ein Tuch gewickelt zwei Doppelbrote, zwei fette kalte Kapaunen, ein Stück Kalbsbraten und Früchte, wie sie die Jahreszeit bot. Also ausgestattet ließ Lorenzo sie leise in die Kammer treten, in welcher der Arzt eingeschlossen war. Da die Kammer nun von außen verschlossen wurde, drehten sie mit heftigem Ruck den Schlüssel um und öffneten die Tür ganz plötzlich, um sie ebenso schnell wieder abzuschließen, als sie im Zimmer waren. Der mit dem Schwerte und der Kerze stellte sich hart an die Türe, damit der Arzt nicht etwa hinlaufe und sie öffne. Als Meister Manente die Tür berühren und den Schlüssel umdrehen hörte, schauderte er zusammen und setzte sich im Bette auf; als er aber die seltsam gekleideten Gestalten eintreten und in der Hand der einen ein Schwert blitzen sah, wurde er von solchem Staunen und Entsetzen übermannt, daß ihm der Schrei, den er ausstoßen wollte, im Munde erstarb und er in Todesangst wie festgebannt erwartete, was mit ihm geschehen würde. Gleich darauf aber sah er, daß der andere, der die Eßwaren trug, das Tuch auf einem dem Bett gegenüberliegenden Tische ausbreitete und sodann Brot, Fleisch, Weinflaschen und die übrigen Leckerbissen daraufstellte und ihm mit einem Wink

bedeutete, zuzugreifen. Der Arzt, der den Hunger schon leibhaft vor sich gesehen, stand sofort auf und ging im Hemde und barfuß, wie er war, auf die Atzung los; jener aber deutete auf einen Regenmantel und ein Paar Pantoffeln, die auf einem Ruhebett lagen, und veranlaßte ihn durch Winke, beides anzulegen, worauf Meister Manente sich dann mit dem größten Heißhunger über das Essen hermachte. Wie der Blitz öffneten nun die beiden Gestalten die Tür, glitten aus dem Gemach, schlossen ihn ein und ließen ihn ohne Licht zurück. Sodann zogen sie sich aus und erstatteten dem Magnifico ausführlichen Bericht. Meister Manente fand seinen Mund auch in der Dunkelheit mit seinen Kapaunen und dem Kalbsbraten, trank aus der Flasche und lüpfte ganz erstaunlich, indem er bei sich selbst sprach: „Es geht mir doch nicht allzu schlimm, mag kommen, was da wolle, — ich weiß jedenfalls, daß, wenn ich sterben soll, ich nunmehr nicht mit leerem Bauche sterben werde.“ Er legte hierauf die Überbleibsel der Mahlzeit, so gut es gehen wollte, in das Tischtuch zusammen und kehrte in sein Bett zurück, wobei es ihn doch seltsam dünkte, so allein im Dunkeln zu sein, ohne zu wissen, wo und wie und von wem er hierher gebracht worden und wann er wieder herausgelangen werde. Als er sich jedoch der grinsenden Karnevalsmasken erinnerte, mußte er auch lachen, zumal ihm die gute Verpflegung sehr behagte. Vor allem aber fand der Wein seinen Beifall, von dem er nicht viel weniger als einen Fiasko ausgepichelt hatte. In der sicheren Hoffnung, es sei

alles nur ein von seinen guten Freunden ausgesonnener Schwank, war er überzeugt, bald das Licht des Tages wieder zu erblicken und versank bei diesen angenehmen Vorstellungen in Schlaf.
Am anderen Morgen erschien der Krankenwärter frühzeitig am Fenster und rief offen den Nachbarn und dem Goldschmied zu, der Meister habe die Nacht über leidlich geschlafen, die Pestbeule komme heraus, er helfe mit Mehlumschlägen nach und habe gute Hoffnung. Als es nun Abend wurde, fand der Magnifico durch einen Zufall, der ihm sehr erwünscht kam, die beste Gelegenheit zur Fortsetzung seines Scherzes und ließ den Monaco und den Wärter wissen, was sie zu tun hätten. Es war nämlich an diesem Tage um die dritte Morgenstunde ein Roßkamm, namens Franciosino, als er auf dem Platz von Santa Maria Novella ein Pferd zuritt und galoppieren ließ, mit ihm gestürzt und hatte sich, ich weiß nicht wie, den Hals gebrochen, während das Pferd nicht den mindesten Schaden nahm. Die Leute eilten herzu, um ihm aufstehen zu helfen, fanden aber, daß er bereits das Bewußtsein verloren hatte. Sie hoben ihn daher auf und trugen ihn in das nahegelegene Spital von San Pagolo. Dort zogen sie ihn aus, um zu sehen, ob sie ihn wieder zum Leben bringen könnten, fanden aber, daß er tot war und das Genick gebrochen hatte. Daher machte man die wenigen Kleider, die er auf dem Leibe gehabt, zu Geld, und einige Freunde übergaben ihn als Fremden den Brüdern von Santa Maria Novella, welche ihn nach der Vesper beerdigten. Sie brachten ihn zufällig in

eines der Gräber, die außen oberhalb der Stufen gegenüber der Haupttür der Kirche lagen. Monaco und sein Genosse hatten von der Absicht Lorenzos Kunde erhalten, und so trat um das Ave Maria der Wärter ans Fenster und rief hinaus, der Arzt habe einen so bedenklichen Anfall bekommen, daß er alle Hoffnung aufgebe; die Pestbeule verenge ihm dergestalt den Hals, daß er kaum zu atmen vermöge, geschweige denn zu reden. Deshalb erschien der Goldschmied am Hause und wünschte, seinen Schwager sein Testament machen zu lassen. Der Wärter erklärte ihm jedoch, daß dies jetzt nicht anginge, und so einigten sie sich dahin, den Kranken am anderen Morgen, wenn er dazu imstande sei, beichten, kommunizieren und sein Testament diktieren zu lassen.
Indessen kam die Nacht, und als zwei Drittel vorüber waren, gingen die beiden Reitknechte im Auftrage des Magnifico heimlich auf den Kirchhof von Santa Maria Novella, holten den Franciosino aus dem Grabe, in das er untertags gebracht worden war, nahmen ihn auf die Schultern und trugen ihn in die Via de' Fossi in das Haus Meister Manentes. Monaco und der Wärter, die an der Tür harrten, nahmen ihn schweigend in Empfang und brachten ihn hinein, die Reitknechte aber entfernten sich wieder, ohne von jemand gesehen worden zu sein. Monaco und der Wärter zündeten ein großes Feuer an, zechten wacker und machten dem Toten ein Gewand aus einem schönen neuen Leintuch. Sodann umwickelten sie ihm den Hals mit eingefettetem Werg, machten ihm durch Draufschlagen ein ge-

schwollenes blaues Gesicht und legten ihn ausgestreckt auf einen Tisch im Erdgeschoß nieder. Auch setzten sie ihm ein großes Barett auf, das Meister Manente Ostern zu tragen pflegte, bedeckten ihn über und über mit Pomeranzenblättern und gingen darauf schlafen. Kaum aber war der Tag erschienen, als der Wärter unter Tränen der Nachbarschaft und den Vorübergehenden verkündete, daß Meister Manente gegen Tagesanbruch aus diesem irdischen Leben dahingeschieden sei. Die Nachricht verbreitete sich augenblicklich durch ganz Florenz; als daher der Goldschmied sie vernommen, lief er eilends hin und erfuhr von dem Wärter den ganzen Hergang ausführlich. Und da nun nichts weiter zu wollen war, beschlossen sie, ihn am Abend begraben zu lassen. Der Goldschmied zeigte also dem Gesundheitsamte den Tod an, und so warteten sie bis dreiundzwanzig Uhr[1], nachdem sie auch die Brüder von Santa Maria Novella und die Priester von San Pagolo benachrichtigt hatten, so daß zur festgesetzten Zeit alle bereit waren. Mönche und Weltgeistliche zogen ein Stück Weges voraus, dann kamen die Pestleichenträger in ziemlicher Entfernung und holten aus dem Erdgeschoß des Hauses den Roßkamm Franciosino an Stelle des Arztes Meister Manente, für den sie ihn unzweifelhaft hielten, ebenso wie alle, die ihn sahen, obgleich allgemein behauptet wurde, er sei sehr entstellt. Man dachte aber, daß komme von der Krankheit, und einer sagte zum andern: „Schau doch die Flecken, die er im Gesicht hat! Man

[1] eine Stunde vor Sonnenuntergang.

sieht's, daß es die richtige Pest ist." Die Mönche und Priester schritten nun singend in die Kirche, wo sie die üblichen Zeremonien vollzogen, während die Träger draußen blieben und den Toten in das erste Grab, das sie oberhalb der Treppen fanden, kopfüber hineinwarfen, es wieder verschlossen und ihren weiteren Geschäften nachgingen. Dem ganzen Leichenbegängnisse hatten von ferne Tausende zugesehen, die sich die Nasen zuhielten, an Essig, Blumen oder Kräutern rochen und fest überzeugt waren, daß Meister Manente vor ihren Augen zur Erde bestattet worden sei. Und es war ihnen leicht gefallen, das Gesicht des Arztes nachzumachen, weil damals alle Männer rasiert gingen. Und als man ihn dann aus seinem Hause herauskommen sah, mit jenem großen Barett, das ihm das halbe Gesicht bedeckte, konnte niemand einen Zweifel hegen.

Als nun der Tote aus dem Hause entfernt und beerdigt war, empfahl der Goldschmied Haus und Habe dem Wärter und ging fort, um ihm ein Nachtessen und guten Wein zu schicken, damit er mit um so größerem Eifer seine Schuldigkeit tue. Dann sandte er einen Eilboten an seine Schwester mit der Nachricht, ihr Mann sei gestorben und bereits begraben, sie möge also nicht nach Florenz kommen, sondern das Haus und seinen Inhalt seiner Sorge überlassen, im übrigen sich trösten und ohne Besorgnis leben und sich der Erziehung ihres Söhnchens widmen.

Es kam die Nacht, und nachdem sich Monaco mit Speise und Trank gütlich getan, ließ er den Wärter allein, wobei er sich sehr in acht nahm, nicht ge-

sehen zu werden und schlich sich heimlich nach Hause. Am folgenden Tage begab er sich zu Lorenzo; sie lachten miteinander über den Streich, der ihnen so wunderbar gelungen war und verabredeten alles, was noch zu tun war, um ihn zu Ende zu führen. So gingen vier bis sechs Tage hin, während welcher indes nicht versäumt worden war, den Arzt morgens und abends durch die beiden Verkleideten mit den großen grinsenden Köpfen auf die nämliche Weise wie das erstemal üppige Mahlzeiten zu schicken. Eines Morgens nun, vier Stunden vor Tag, wurde im Auftrag des Magnifico das Zimmer von den beiden Großköpfen geöffnet und der Arzt zum Aufstehen bewogen. Durch Gebärden veranlaßten sie ihn dann, ein Kamisol von grobem, rotem Wollenzeug und ebenso ein Paar lange Hosen nach Matrosenart aus demselben Stoffe anzuziehen und eine griechische Mütze aufzusetzen. Darauf legten sie ihm Handschellen an, warfen ihm den Regenmantel über den Kopf, wickelten ihn hinein, so daß er keinen Stich mehr sah und geleiteten ihn aus der Kammer und von dort in den Hof. Er war aber so bekümmert und voll Herzensangst, daß er zitterte, als hätte er das viertägige Fieber. Dann hoben sie ihn auf und setzten ihn in eine von zwei sehr kräftigen Maultieren getragene Sänfte, die sie so gut verschlossen, daß sie von innen nicht geöffnet werden konnte. Nun ging es auf und davon nach der Porta alla Croce mit den beiden Reitknechten in ihrer gewöhnlichen Tracht als Begleitern. Bei ihrer Ankunft wurde das Tor sofort geöffnet, und sie zogen

lustig ihres Weges weiter. Meister Manente fühlte sich getragen, ohne zu wissen, von wem oder wohin, weshalb er zwischen Angst und Verwunderung hin und her pendelte. Als er aber später, sobald es Tag ward, die Stimme der Landleute und das Trappen der Tiere vernahm, wußte er nicht recht, ob er träume oder nicht, doch bemühte er sich, guten Muts zu sein und sprach sich selber tröstend zu. Die Diener redeten nichts, was man hören konnte und setzten ihren Weg fort, immer geradezu, und als es ihnen an der Zeit schien, hielten sie an und nahmen einen Imbiß. Und sie richteten es so ein, daß sie gerade um Mitternacht in der Einsiedelei von Camaldoli ankamen. Der Guardian empfing sie freundlich an der Pforte, ließ die Sänfte ein und begab sich mit ihnen, nachdem sie die Maultiere im Stall versorgt hatten, durch sein Zimmer in ein kleines Nebengemach und von dort durch eine Schreibstube in einen kleinen Saal, wo der Guardian die Fenster hatte vermauern und den er mit einem Ruhebett, einem kleinen Tisch und einem Schemel hatte versehen lassen. Es befand sich dort zufällig ein Kamin und ein Abort, und der Raum ging auf einen sehr hohen und einsamen Abhang hinaus, wohin sich weder Menschen noch Tiere jemals verirrten. Er lag im entferntesten Teile des Klosters, so daß man dort nie ein Geräusch hörte, außer von Wind und Gewitter und manchmal ein Glöcklein, das zum Ave Maria oder zur Messe läutete oder die Klosterbrüder zur Mittags- und Abendmahlzeit rief. So schien er den Reitknechten ein überaus geeigneter

Aufenthalt zu sein. Sie begaben sich nun sofort ins Gastzimmer zurück, wo sie den Tragsessel hatten stehen lassen, zogen den Arzt hervor, der halbtot war vor Hunger und Durst, ganz abgesehen von der Ermüdung und Angst, so daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte, wickelten ihm den Kopf abermals ein und führten, nein, trugen ihn beinahe in das beschriebene Gemach, wo sie ihn auf das Ruhebett setzten und ihn, ohne ihm jedoch die Handschellen abzunehmen, sich selbst überließen. Darauf entfernten sie sich und begaben sich in das Zimmer des Guardians, wohin auf sein Gebot alsbald zwei Laienbrüder kamen, um durch Anschauung alles zu lernen, was sie in bezug auf die fernere Obhut und Bedienung Meister Manentes zu tun hätten, obwohl sie vom Magnifico dazu schon genaue Weisungen erhalten hatten. Die Reitknechte hatten unterdessen die Kleider angezogen, die sie früher angehabt, nebst den lachenden Köpfen und hielten das Schwert und die Fackeln in den Händen und überbrachten schließlich in demselben Aufzug wie in Florenz dem Arzt ein reichliches Abendessen, das der Mönch hatte zurichten lassen. Kaum sah Meister Manente die beiden Großköpfe in dem gewohnten Aufzug erscheinen, so erheiterte er sich vollständig, und sowie der Speisenträger die Lebensmittel auf den kleinen Tisch gestellt hatte, ging er auf ihn zu, nahm ihm die Handschellen ab und bedeutete ihm, sich wie gewöhnlich zu verhalten. Ausgehungert und durstig wie er war, schoß Meister Manente wie eine Taucherente auf die Speisen zu und aß

und trank, was das Zeug halten wollte. Die beiden aber öffneten die Tür, wischten hinaus und ließen ihn im Dunkeln. Um alles mit anzusehen, waren die Laienbrüder auf den oberen Boden gegangen, hatten dort ganz leise einen Ziegel ausgehoben und durch die Öffnung alles, was dort unten vorging, ganz genau gesehen. Dann gingen sie dahin, wo die Reitknechte waren, die sich gerade auszogen und nahmen von ihnen die Kleider und die anderen Siebensachen in Empfang. Nachdem die Diener sodann gegessen und sich erfrischt hatten, gingen sie, da sie ganz müde und schlaftrunken waren, zur Ruhe. Am anderen Morgen erhoben sie sich nicht allzufrüh, nahmen das Frühstück ein, ermahnten dann nochmals den Guardian und die Laienbrüder, ja immer genau dasselbe Verhalten zu beobachten, wenn sie dem Arzt abends und morgens die Nahrung brächten, worauf sie Abschied nahmen und mit der Sänfte nach Florenz zurückkehrten, wo sie dem Magnifico zu seiner größten Freude und Erheiterung ausführlich über alles Bericht erstatteten.

Unterdessen hatte der Krankenwärter seine Pestwache beendigt und dem Goldschmied daher Haus und Habe des Arztes übergeben, war von diesem bezahlt worden und nach Santa Maria Nuova zurückgekehrt. Meister Manentes Gattin kam in Witwenkleidern nach Florenz zurück, betrauerte eine Zeitlang den Tod ihres Gatten und lebte dann mit ihrem Söhnchen und der Magd ganz behaglich. Die Laienbrüder brachten jeden Abend und jeden

Morgen, wie sie es gesehen hatten, zur bestimmten Zeit dem Arzte zu essen, und dieser beschäftigte sich, da er nichts Besseres zu tun wußte, mit nichts anderem, als seinen Bauch zu füllen und zu schlafen und sah niemals Licht, außer wenn jene ihm die Atzung brachten. Er konnte sich nicht vorstellen, wo er sich befand, noch wer seine Diener waren und fürchtete in irgendein verzaubertes Schloß geraten zu sein. So tat er nichts als essen und trinken in Fülle und träumen und, wenn er wachte, Luftschlösser bauen.

Um diese Zeit begab es sich, daß Lorenzo in sehr wichtigen Angelegenheiten des Staates und der städtischen Verwaltung Florenz verlassen mußte und es ein paar Monate dauerte, bis er wieder zurückkehrte. Dann aber war er wieder mit höchst dringenden Angelegenheiten beschäftigt, so daß er einige Zeit gar nicht mehr an Meister Manente dachte, bis er eines Tages zufällig einen der Camaldolenser Mönche vorüberreiten sah, welche die Geschäfte des Klosters besorgen. Da fiel ihm denn plötzlich der Arzt ein. Er ließ daher den Mönch rufen und gab ihm, da er von ihm hörte, er gehe am nächsten Morgen nach der Einsiedelei zurück, einen Brief mit dem Auftrage, ihn in seinem Namen dem Guardian zuzustellen. Der Mönch nahm das Schreiben ehrfurchtsvoll in Empfang und versprach, es richtig zu bestellen, was er dann auch tat.

Es war inzwischen allerlei Neues vorgefallen. Zuerst hatte sich Manentes Weib nach sechsmonatiger Witwenschaft wieder verheiratet, und zwar mit einem

Goldschmied namens Michelangelo, einem Kompagnon ihres Bruders Niccolaio, der ihr sehr zu diesem Schritte zugeredet, ja sie inständig gebeten hatte, weil dadurch der Gesellschaftsvertrag auf zehn Jahre befestigt wurde. Darauf war Michelangelo zu ihr ins Haus gezogen, nachdem er mit dem Vormundschaftsgericht übereingekommen war, den Knaben zu übernehmen. Von dem Hausrat hatte er ein Inventar aufnehmen lassen und führte nun ein vergnügliches Leben mit seiner Brigida, so hieß seine Frau, die er bereits geschwängert hatte.

Der Guardian hatte wohl gehört, daß der Magnifico verreist sei; da er ihm aber keine anderen Weisungen hatte zukommen lassen, folgte er der bisherigen Ordnung, und da er großes Mitleid mit Meister Manente hatte, versah er ihn, als die Kälte kam, mit Kohlen, von denen er ihm durch die ihm aufwartenden Großköpfe einige Säcke bringen und in einer Ecke des Zimmers ausleeren ließ. Dann wurde ihm der Kamin angezündet und er mit Pantoffeln und Kleidern zum Anziehen und Decken für sein Bett versehen. Ferner ließ er die Zimmerdecke durchbrechen und ihm eine kleine Lampe daran befestigen, die Tag und Nacht brennend unterhalten wurde, so daß das Zimmer ein wenig erleuchtet war. So sah der Arzt wenigstens, was er aß und was er tat, und um die Unbekannten, welche ihm diese Annehmlichkeit verschafften, einigermaßen zu belohnen, obwohl er sie nicht kannte, sang er des öfteren einige Liedchen, die er einst in Gesellschaft seiner Saufkumpane am feuchten Tisch steigen zu

lassen pflegte und dichtete manchmal aus dem Steg-reife. Und da er eine schöne Stimme und eine gute Aussprache hatte, rezitierte er häufig Stanzen aus Lorenzos neuerschienenen Selve d'Amore, womit er den Laienbrüdern und dem Guardian, die ihn allein hören konnten, das größte Vergnügen bereitete. Auf diese Weise vertrieb er sich die Zeit, so gut er konnte und hatte die Hoffnung fast ganz aufgegeben, jemals wieder das Sonnenlicht zu schauen. Indessen traf der Mönch ein, der dem Pater Guardian den Brief des Magnifico brachte, aus dem dieser die ganze Absicht und die Weisungen Lorenzos erfuhr. Er befahl den Laienbrüdern noch am gleichen Tage, den Arzt in der folgenden Nacht zwei bis drei Stunden vor Tag hinwegzuführen und sagte ihnen, wie und wohin sie ihn bringen und auf welche Weise sie ihn verlassen sollten. Als es nun Zeit war, kleideten sich diese in der gewohnten Weise an, begaben sich zu Meister Manente, hießen ihn aufstehen und brachten ihn mit Gebärden dahin, das Matrosengewand anzuziehen. Dann legten sie ihm die Handschellen an, warfen ihm einen schlechten Mantel mit einer mächtigen Kapuze, die bis aufs Kinn herabreichte, über und führten ihn hinweg. Diesmal dachte der Arzt, das Ziel seines Lebens sei gekommen, und er habe nun den letzten Bissen Brot gegessen. Über die Maßen betrübt, ließ er sich, um nicht noch schlimmer anzukommen, von jenen führen, die zwei Stunden oder noch länger mit ihm im Eilmarsch über Stock und Stein gingen, bis sie in die Nähe der Vernia kamen, wo sie den Arzt mit

Waldrebenranken an den Stamm einer großmächtigen Fichte festbanden, ihm sondann den Mantel und die Handschellen abnahmen und den alten Hut tief in die Augen drückten. Den also an diesem Baume Festgebundenen verließen sie und eilten wie der Wind davon und kehrten auf denselben Richtwegen, obwohl sie ihre Fackel ausgelöscht hatten, nach Camaldoli zurück, ohne von irgend jemand gesehen worden zu sein. Allein geblieben und nur obenhin festgebunden, spitzte Meister Manente eine Zeitlang voller Bangen die Ohren, und als er nicht das mindeste Geräusch mehr um sich hörte, begann er die Hände an sich zu ziehen, und es gelang ihm leicht, die Waldrebenranken zu zerreißen. Er nahm daher sofort den Hut von den Augen, erhob sie und erblickte zwischen den Bäumen hindurch ein Stück gestirnten Himmels, woran er zu seiner größten Freude und Verwunderung erkannte, daß er im Freien war. Und als er die Augen umherschweifen ließ und schärfer zusah — begann es doch schon Tag zu werden — bemerkte er die Fichten ringsum und das Gras unter seinen Füßen und war infolgedessen überzeugt, in einem Walde zu sein. Er erwartete indessen noch immer etwas Neues und Ungewöhnliches und blieb daher still und regungslos auf seinem Platz stehen und wagte kaum zu atmen, um nur nicht gehört zu werden; denn er meinte noch fortwährend die zum Lachen reizenden Masken auf dem Pelz zu haben und sah sich von ihnen schon die Handschellen wieder anlegen und fortgeführt. Erst als es heller lichter Tag um ihn ward, die





Sonne mit ihren leuchtenden Strahlen schon jedes Dunkel durchdrang und er ringsum weder Mensch noch Tier sah, faßte er das Herz, auf einem schmalen Fußpfade die steile Anhöhe vor sich empor zu klimmen, um aus diesem Tale herauszukommen, und war nun endlich seiner Sache gewiß, wieder in die Welt eingetreten zu sein. Er war aber noch keine Viertelmeile weit gegangen, so hatte er den Gipfel des Berges erreicht und kam auf eine sehr begangene Straße, auf der er einen Fuhrmann mit drei getreidebeladenen Maultieren auf sich zukommen sah. Er ging ihm daher entgegen und fragte ihn nach der Landschaft und wie der Ort heiße, an dem er sich befinde. Dem Maultiertreiber fuhr es heraus: „Die Vernia ist's!" und er fügte hinzu: „Ei den Teufel, daß du blind sein mögest! Siehst du nicht dort San Francesco?" Dabei deutete er auf die Kirche auf dem Berge, die nicht viel mehr als zwei Bolzenschüsse entfernt lag. Meister Manente dankte ihm und erkannte jetzt die Gegend sofort wieder; denn er hatte sie mit seinen Freunden mehrmals zum Vergnügen aufgesucht, und er pries und lobte Gott, indem er die Hände zum Himmel emporhob und sich wie neu geboren fühlte. Er schlug nun den Weg zur Rechten ein und ging in seinem roten Seemannsanzuge stracks auf das Kloster zu, wo er bald ankam und einen Mailänder Edelmann antraf, der in Gesellschaft eines anderen Mailänders mit Pferden und Dienern aus Florenz zu seinem Vergnügen gekommen war, um jene heilige Stätte zu besuchen, wo der verehrte heilige Franziskus

Buße getan hatte. Am vergangenen Abend hatte er sich ausgleitend einen Fuß aufgeschlagen und verrenkt und sodann durch eine hinzugekommene Erkältung in der Nacht eine Geschwulst und solche Schmerzen zugezogen, daß er sich am Morgen weder bewegen noch die geringste Berührung dieses Gliedes ertragen konnte, so daß er sich gezwungen sah, das Bett zu hüten. Auf Anraten der Mönche wollte er eben nach Bibbiena schicken, um einen Arzt kommen zu lassen, als Meister Manente sie begrüßte und ihnen, nachdem er sich die Ursache des Übels des Edelmannes hatte sagen lassen, versicherte, es sei nicht nötig, nach Ärzten auszuschicken, denn er getraue sich, den Edelmann in einer halben Viertelstunde von seinen Schmerzen zu befreien und bis zum andern Morgen gänzlich wiederherzustellen.
Wenn auch Meister Manente für einen Arzt in einem seltsamen Aufzuge erschien, so flößte sein Gesicht und seine Rede dem Mailänder dennoch Vertrauen ein. Manente ließ sich daher von den Mönchen Rosenöl und Myrtenpulver bringen, bestrich ihm die offene Wunde, richtete den ausgerenkten Knochen ein, salbte ihm den Fuß gründlich ein und bestreute ihn mit dem Pulver und verband ihn sehr fest, so daß der Schmerz sogleich aufhörte, und der Patient die Nacht über ruhig schlief, während er in der vergangenen Nacht kein Auge hatte zutun können. Am andern Morgen stand er auf und fand sich so frei, daß er nicht nur den Fuß auf den Boden setzen, sondern sogar ohne Beschwerde umhergehen konnte. Er ließ sich daher die Pferde satteln, trank

einen Schluck mit den Mönchen, schenkte dem Arzt zwei Dukaten und machte sich auf den Rückweg nach Florenz. Der erfreute Meister Manente nahm ebenfalls die Gastfreundschaft der Mönche in Anspruch, verabschiedete sich sodann von ihnen und schlug den Weg nach dem Mugello ein, um sein Landgut aufzusuchen, welches er nach einem rüstigen Marsche abends im Augenblicke des Sonnenuntergangs erreichte. Er rief nun seinen Pachtbauern mit lauter Stimme bei Namen, erhielt aber von einem kleinen Jungen die Antwort, derselbe sei jetzt auf einem anderen, eine gute Strecke entfernten Gute. Dem Arzte kam diese Antwort sonderbar vor, und er konnte sich nicht darüber beruhigen, daß seine Frau ohne seine Einwilligung den Mann verabschiedet und das Gut neu verpachtet habe. Er sagte daher dem Knaben, er solle seinen Vater rufen und setzte diesem auseinander, er sei ein naher Freund seines Herrn und bitte ihn, ihm für die Nacht ein Unterkommen zu gewähren. Da ihn der Landmann aber auf diese Weise gekleidet sah, wurde er etwas mißtrauisch und zögerte mit der Antwort. Indessen wußte ihn Meister Manente so wohl zu überreden, daß er am Ende damit einverstanden war und ihn aufnahm; besonders beruhigte es ihn, daß er keine Waffen bei ihm wahrnahm, doch beschloß er, ihn in dem Schuppen unterzubringen. Er führte ihn also ins Haus, der Tisch wurde gedeckt, und sie verzehrten ein kärgliches Abendessen. Entschlossen, sich nicht zu entdecken, richtete Meister Manente keinerlei Fragen in betreff des Gutes und seiner Gattin an den Bauern,

da er aber auf einem Tischchen Schreibzeug und Papier gewahrte — der Pächter war nämlich zugleich Dorfschulze —, bat er um Schreibgerät, und es wurde ihm gebracht. Er schrieb nun einen kurzen Brief an seine Frau und sagte zu dem jungen Bauernburschen: „Ich gebe dir einen Carlin, geh morgen früh beizeiten nach Florenz und lege diesen Brief in die Hände deiner Herrin, die wird dir dann schon sagen, was du weiter zu tun hast. Dieser erklärte sich mit Zustimmung seines Vaters bereit, führte den Arzt auf das Stroh und schloß ihn im Schuppen ein. Meister Manente ließ sich alles geduldig gefallen und sagte bei sich selbst: „Morgen wirst du schon die Mütze vor mir abziehen und dir eine Ehre daraus machen, mir zu dienen." Damit richtete er sich auf seinem Strohlager ein, so gut er konnte und überließ sich dem Schlaf. Sobald es am anderen Morgen zu dämmern anfing, machte der Bursche, der schon am Abend zuvor den Carlin und den Brief erhalten hatte, sich nach Florenz auf, erreichte um die Zeit des Frühstücks das Haus seines Gutsherrn und übergab Mona Brigida den Brief, den sie sogleich erbrach, und in dem sie die Hand ihres ersten Gatten zu erkennen meinte. Als sie ihn aber las, wurde sie dermaßen von Schmerz und Erstaunen ergriffen, daß sie nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen und nicht wußte, wo sie war. Sie fragte aber den Burschen umständlich nach Alter, Gestalt und Angesicht des fremden Mannes, der ihr den Brief gesandt, hörte mit immer wachsendem Erstaunen und Schmerz zu und ließ dann

eiligst ihren Gatten Michelangelo aus der Werkstatt holen. Er kam, las den Brief, war auch ihrer Meinung, daß die Handschrift der Meister Manentes ähnlich sehe, ja genau dieselbe sei; da er aber gewiß wußte, daß jener tot war, wußte er auch ebenso gewiß, daß das Schreiben von jemand anderem herrühren müsse und urteilte sofort, das müsse ein rechter Gauner sein, der die Frau auf eine so seltsame Art zu überlisten gedenke. Der Inhalt des Briefes war nämlich folgender: Er teile seiner geliebten Gattin mit, daß er nach mannigfaltigen und seltsamen Schicksalen und nachdem er länger als ein Jahr in steter Todesangst eingesperrt gehalten, endlich wie durch ein Wunder Gottes der Gefahr entronnen sei, was er ihr alles mündlich ausführlich erzählen werde; augenblicklich beschränke er sich darauf, ihr zu sagen, daß er frisch und gesund auf dem Landgute weile und sie zu bitten, dies in Florenz überall bekannt zu machen, ihm sein Maultier, sein Wams, Regenmantel, die großen Stiefel und den Hut hinauszusenden und dem neuen Pächter kundzutun, daß er als Meister Manente, ihr Ehegatte, sein Gebieter sei, damit er ihm das Haus öffne und er die Nacht über bequem ruhen könne. Am anderen Morgen würde er dann zeitig nach Florenz kommen und sie trösten. Michelagnolo schrieb nun voll Gift und Galle im Namen seiner Frau einen Brief, der sich gewaschen hatte, und drohte ihm, wofern er sich nicht sofort trolle, selbst zu ihm hinauszukommen und ihn gehörig durchzuwalken oder den Bargello hinauszuschicken. Zudem gab er

dem Bauernburschen noch den mündlichen Auftrag an seinen Vater mit, den Fremdling zum Henker zu jagen.

Der Bursche machte sich daher sogleich auf den Heimweg, und Michelagnolo kehrte in seine Werkstatt zurück, Brigida aber blieb ihrem Schmerz und ihrer Verblüffung überlassen. Am selben Morgen war Meister Manente zum Uccellatojo[1] hinausgewandert, der etwa drei Meilen von seinem Hause entfernt lag, gab sich aber dem Wirte, der sein Freund war, nicht zu erkennen, gab sich vielmehr für einen Albanesen aus und speiste lustig und voll innerlicher Freude mit ihm zu Mittag und schlenderte am Abend in der besten Stimmung nach Hause, wo er, in der festen Überzeugung, als Herr anerkannt und empfangen zu werden, sich schon vorgenommen hatte, einem Paar Kapaunen die Hälse umdrehen zu lassen, die er am Morgen auf der Tenne hatte herumpicken sehen. Er war aber kaum angelangt, als ihm der bereits zurückgekehrte Knabe entgegenkam und ohne jeden Gruß, ja mit unfreundlichem Gesicht, den Brief, der ohne Aufschrift und Siegel war, einhändigte. Hierüber verwunderte sich Meister Manente gleich von vornherein und es betrübte ihn, ja, es deuchte ihn der Anfang zu einem bösen Ende. Als er ihn aber von Anfang bis zu Ende durchgelesen hatte, geriet er vor Verblüffung und Schmerz so außer sich, daß er weder tot noch lebendig schien.

Mittlerweile kam auch der alte Bauer hinzu, dem

[1] Monte dell' Uccellatojo, zwischen Castiglion di Cercina und Pratolino.

der Sohn bereits die Botschaft des Gutsherrn ausgerichtet hatte und sagte ihm mit dürren Worten, er möge sich nach einer anderen Herberge für die Nacht umsehen, da sein Herr ihm befohlen habe, ihm unverzüglich die Türe zu weisen. Wie empfindlich es Meister Manente auch kränken mußte, sich also von demjenigen aus seinem Eigentum verwiesen zu sehen, von dem er nach der Ankunft des Briefes als Gebieter anerkannt zu werden hoffte, so erwiderte er ihm doch mit Fassung und Würde, er werde gehen. Er geriet beinahe auf die Vermutung, daß er ein anderer geworden sein möchte, oder daß es mehr als einen Meister Manente auf der Welt geben müsse und bat daher den Landmann, ihm doch den Namen seines Herrn zu nennen. Er empfing die Antwort, es sei der Goldschmied Michelagnolo, und seine Frau heiße Mona Brigida. Da fragte der Arzt weiter, ob diese Mona Brigida schon früher verheiratet gewesen sei und ob sie Kinder habe. „Ja," antwortete ihm der Bauer, „sie hatte früher einen Arzt zum Mann, der, wie ich gehört habe, Meister Manente hieß, an der Pest gestorben sein soll und ihr ein Söhnlein namens Sandrino hinterlassen hat." „Weh mir!" fiel ihm der Arzt in die Rede, „was sagst du mir da?" Dann fing er an, ihn genau nach allen Einzelheiten auszuforschen, der Pächter erklärte ihm aber, er wisse ihm keine weitere Auskunft zu geben, er sei aus dem Casentino und habe erst seit dem August das Gut übernommen. Entschlossen, sich ihm nicht zu erkennen zu geben, schied Meister Manente, da es

noch länger als zwei Stunden Tag war, von dem Bauer und machte sich unverzüglich auf den Heimweg nach Florenz, in der Meinung, seine Frau und seine Verwandten müßten, in einem seltsamen Irrtum befangen, ihn für tot gehalten haben und dadurch zu ihren folgenschweren Schritten verleitet worden sein; denn er kannte den Goldschmied Michelagnolo, den Genossen seines Schwagers, sehr wohl.

Unter tausenderlei Gedanken rüstig zuschreitend, langte er noch spät abends in der Osteria zum Meilenstein an, die eine Meile von der Stadt entfernt lag; er kehrte daselbst ein, aß nur ein paar gekochte Eier und legte sich zu Bette, wo er sich hin und her wälzte und kein Auge zu schließen vermochte. Am andern Morgen stand er frühzeitig auf, bezahlte den Wirt, ging ganz langsam nach Florenz und betrat die Stadt in der oben geschilderten Kleidung, so daß er von niemand erkannt wurde, wiewohl er viele seiner Bekannten und Freunde auf der Straße traf. Er durchwanderte die halbe Stadt und kam schließlich in die Via de' Fossi, wo er eben seine Frau und den Knaben von der Messe heimkehrend ins Haus treten sah. Er war sicher, daß sie ihn gesehen hatte, und doch gab sie durch kein Zeichen zu erkennen, daß sie ihn erkannt; deshalb änderte er seinen Entschluß und ging, anstatt sie anzureden, nach Santa Croce, um seinen Beichtvater, einen Meister Sebastiano, aufzusuchen, da er dachte, dieser müsse ein guter Mittelsmann sein, um seine Anerkennung seitens seiner Frau einzuleiten. Er beabsichtigte, ihm

alles anzuvertrauen, was ihm begegnet war und sich mit ihm zu beraten; als er aber im Kloster nach ihm fragte, erhielt er zur Antwort, er sei nach Bologna übergesiedelt. Verzweifelt hierüber, wußte er gar nicht, was er beginnen sollte und lief umher, über den Signorenplatz, den Mercato Nuovo und den Mercato Vecchio. Unter anderen Bekannten und Freunden traf er den Makler Biondo, den Trommelschläger Feo, Meister Zanobi della Barba, den Sattler Leonardo und war zuletzt halb von sich, wie er sah, daß niemand ihn wiedererkannte. Da es jedoch bereits Mittagessenszeit war, ging er ins Wirtshaus zu den Affen, wo Amadore, einst sein bester Freund, Wein schenkte. Diesen ersuchte er, ihm beim Essen Gesellschaft zu leisten, was er auch tat. Am Schluß der Mahlzeit sagte Amadore zu ihm, er meine ihn sonst schon gesehen zu haben, könne sich aber nicht darauf besinnen wo. Meister Manente antwortete ihm, das könne leicht sein, da er lange Zeit in Florenz bei Meister Agostino im Badehause an der Piazza Padella gewohnt habe, wohin er jetzt auch von Livorno zurückkehre, da er des Seefahrens überdrüssig sei. Während so ein Wort das andere gab, beendigten sie ihre Mahlzeit, und ohne sich zu erkennen zu geben, befriedigte Meister Manente den Wirt, ging höchst bekümmert und betreten, daß jener ihn nicht wiedererkannt habe, hinweg mit dem festen Vorsatz, unter allen Umständen noch am selben Abend mit seiner Frau zu reden. Er schlenderte deshalb so lange in der Stadt umher, bis ihm die schickliche Stunde ge-

kommen zu sein schien, nämlich bis dreiundzwanzigeinhalb Uhr. Da klopfte er zweimal stark an die Tür.

Die Frau sah heraus und fragte, wer es sei. Da antwortete der Arzt: „Ich bin's, meine liebe Brigida, öffne mir!" „Und wer seid Ihr denn?" fragte sie. Um nicht laut sprechen zu müssen, daß die ganze Nachbarschaft es hörte, gab Meister Manente zur Antwort: „Komm herab, dann sollst du's hören!" Als Brigida die Stimme vernahm und er ihr auch dem Gesicht nach wie Meister Manente vorkam, fiel ihr der Brief ein, und sie wollte daher nicht herunterkommen, da sie irgend etwas Unheimliches befürchtete. „Sagt mir nur von unten," rief sie ihm daher zu, „wer Ihr seid und was Ihr sucht!" „Siehst du es denn nicht?" antwortete der Arzt. „Ich bin Meister Manente, dein wahrer und rechtmäßiger Ehegatte und ich suche dich, die du meine Frau bist." „Mein Gatte Meister Manente könnt Ihr nicht wohl sein, weil der tot und begraben ist," erwiderte die Frau. „Wie? Brigida! tot? Ich bin nicht gestorben", antwortete der Arzt und fügte dann hinzu: „Sei doch so gut und mach' mir auf! Kennst du mich nicht, mein holdes Herz? Bin ich denn so verändert? Mach' mir doch auf, ich bitte dich, und du sollst sehen, daß ich lebe." „Ei was!" rief Brigida, „Ihr seid wohl auch der Schelm, der mir gestern früh den Brief geschrieben? Schert Euch in Henkers Namen von hier fort; denn wenn mein Mann Euch hier trifft, dann wehe Euch!"

Es hatte sich unterdessen ein Haufen Leute in der

Straße angesammelt, und sämtliche Nachbarn waren an die Fenster gekommen und gaben alle ihren Senf dazu. Mona Dorotea, die Betschwester, die gerade gegenüber lange Ohren machte und alles von Anfang an mit angehört hatte, sagte zu Brigida: „Nimm dich in acht, meine Tochter, das ist gewiß der Geist deines Meisters Manente, der hier umgeht, um seine Sünden abzubüßen. Er gleicht ihm vollkommen in Aussehen und Sprache. Rufe ihn ein wenig, frage ihn und beschwöre ihn, ob er etwas von dir will." Brigida glaubte es halb und halb und fing an, mit kläglicher Stimme zu rufen: „O du arme Seele, hast du vielleicht etwas auf dem Gewissen? Willst du ein Totenamt? Hast du noch ein Gelübde zu erfüllen? Sag' nur, was du willst, gebenedeite Seele, und geh mit Gott!" Als Meister Manente dies hörte, kam ihn fast die Lust zu lachen an, er wiederholte jedoch, er lebe, sie solle ihm nur aufmachen, und er werde sie schon vergewissern. Sie fuhr aber nichtsdestoweniger fort, ihn zu fragen, ob er die Messen des heiligen Gregor verlange und sich zu bekreuzen, und auch Madonna Dorotea sprach: „O du gottbefohlene Seele, wenn du im Fegefeuer bist, so sag' es; denn deine gute Frau wird für dich den großen Ablaß kaufen und dich daraus erlösen." Dazu schlug sie die großmächtigsten Kreuze von der Welt und rief jeden Augenblick: „Requiescat in pace!" So fingen denn alle umher an, sich zu bekreuzen und zu retirieren und den Arzt mit mißtrauischen Blicken anzuschauen; denn schon hatte sich ein dichter Haufe Volks angesammelt. Als

daher der Arzt sah, daß Brigida ihm nicht mehr zuhörte, sondern in Gemeinschaft mit der Betschwester fortwährend sich bekreuzte und ein fabelhaftes Gebetgeleiere von sich gab, beschloß er fortzugehen, zumal der Auflauf wuchs und er fürchten mußte, sich sonst noch einen schlimmen Handel zuzuziehen.

Er schlug also kurz entschlossen mit schnellen Schritten die Richtung nach Santa Maria Novella ein, so daß die ganze ihm entgegenstehende Masse unter mächtigem Kreuzschlagen und Geschrei auseinanderstob, nicht anders, als wenn sie wirklich einen Toten hätten wieder auferstehen sehen. Meister Manente wandte sich daher dahin, wo jetzt die Lastträger stehen, von dort eilte er durch die Via del Moro, bog dann in ihrer Mitte ab und lief, da es bereits dämmerig war, beinahe im Trab durch die Gäßchen dort, bis er die Piazza Santa Trinità erreichte, von wo er durch die Via Porta rossa zum Wirtshaus zu den Affen strebte, immer umschauend, ob die Volksmenge etwa hinter ihm drein sei. Und da ihm nichts anderes übrigblieb, beschloß er sehr mißvergnügt, seine Zuflucht zum Vikar zu nehmen. Da er jedoch vorher den Versuch machen wollte, ob ihn auch Burchiello, sein vertrautester Freund, und Biondo nicht wiedererkennen würden, so sagte er zu Amadore, indem er ihm einige Silberstücke in die Hand drückte, daß er, wenn es irgend sein könne, gern noch denselben Abend dem Burchiello und dem Makler Biondo in seiner Gesellschaft ein Nachtessen geben möchte. „Ei, das läßt sich schon ein-

richten!" erwiderte der Wirt, „laßt mich nur machen!" Er traf in der Küche die nötigen Anordnungen, nahm dann seinen Mantel um und ging nach San Giovanni, wo er Biondo fand, den er gleich mit sich nahm, indem er ihm sagte, daß er diesen Abend in Gesellschaft eines Fremden und des Burchiello bei ihm speisen solle. Den Burchiello trafen sie im Hause und Laden in der Via del Garbo, und es bedurfte bei ihm nicht vieler Worte, um ihn zu gewinnen; denn sowie er hörte, daß es freie Tafel gebe, wandelte ihn alsbald noch größere Lust an als die beiden selbst. So trafen sie denn eine Stunde nach Sonnenuntergang alle in den Affen zusammen; es war damals Oktober und Allerheiligen nahe.
Gleich beim ersten Anblick und zumal, als er ihn reden hörte, meinte Burchiello Meister Manente zu erkennen. Dieser empfing ihn mit der größten Herzlichkeit und sagte ihm, wie er, von seinem Rufe für ihn eingenommen, keinen anderen Weg gefunden habe, ihn kennen zu lernen, als daß er den Wirt gebeten habe, ihn zum Nachtessen einzuladen und auch Biondo, den wackeren Kumpan und seinen guten Freund zur Gesellschaft zu ziehen. Burchiello dankte ihm vielmals, und sie setzten sich in einem besonders für sie zugerichteten Nebenzimmer zu Tisch, wo sie in Erwartung, daß einige fette Tauben und Krammetsvögel gar würden, verschiedene Gespräche begannen, in deren Verlauf Meister Manente sie mit einem Märchen über sein Leben und den Grund seines Hierherkommens regalierte. Burchiello hatte bereits dem Biondo gesagt, daß ihm eine solche

Ähnlichkeit zwischen zwei Menschen noch nie vorgekommen sei, wie seine und Meister Manentes. „Wenn ich nicht ganz gewiß wüßte," fügte er hinzu, „daß er gestorben ist, so würde ich sagen, es könne kein anderer sein als er." Biondo pflichtete ihm in allem bei. Mittlerweile war alles zugerüstet, und der Wirt ließ Salat, Brot und zwei Flaschen funkelnden Weins auftragen. Sie ließen nun die Gespräche ruhen und fingen an zu essen. Burchiello und Amadore saßen an der Wand, Biondo und Meister Manente ihnen gegenüber. Während des Essens behielt Burchiello den Arzt fortwährend im Auge. Beim ersten Trunk sah er ihn Meister Manentes Gebrauch üben, welcher immer zwei Gläser unvermischten Weins auf einmal nach dem Salat zu leeren pflegte und hernach jedesmal Wasser hineingoß. Dies setzte ihn in das größte Erstaunen. Als sodann die Tauben und die Krammetsvögel auf den Tisch kamen und er ihnen gleich die Köpfe abschnitt und sie verspeiste, weil ihm der Kopf der liebste Bissen von allen Tieren war, so war er drauf und dran, loszuplatzen, hielt jedoch noch an sich, um sich noch mehr zu vergewissern. Nun kam der Nachtisch: es waren Birnen, Sancolombanertrauben und vortreffliche Ziegenkäschen, und jetzt wurde er seiner Sache gewiß; denn als der Arzt Birnen und Trauben gegessen hatte, beschloß er die Mahlzeit, ohne die Käse zu berühren, so sehr die anderen sie ihm auch rühmten; denn er aß niemals Käse, und er war ihm so zuwider und zum Ekel, daß er lieber seine Hände gegessen hätte. Burchiello aber wußte

dies genau. Nunmehr vollkommen überzeugt, ergriff er lachend seine linke Hand, streifte ihm den Ärmel des Kamisols ein wenig hinauf und erkannte unmittelbar am Pulse ein Muttermal mit Wildschweinshaaren, worauf er mit lauter Stimme ausrief: „Du bist Meister Manente, du kannst dich nicht länger verbergen!" Damit fiel er ihm um den Hals, umarmte und küßte ihn. Biondo und der Wirt aber waren vor Entsetzen zurückgefahren und erwarteten ängstlich, was er sagen würde. „Du allein, Burchiello", antwortete er, „hast mich unter allen meinen Freunden und Verwandten wiedererkannt. Freilich bin ich Meister Manente, wie du sagst und bin niemals gestorben, wie mein Weib und ganz Florenz glauben." Jene beiden waren aschfahl geworden; Amadore bekreuzte sich, und Biondo wollte schreiend davonlaufen, und sie fürchteten sich vor ihm, wie man sich vor Geistern fürchtet und vor Toten, die man aus dem Grabe erstanden sieht. Burchiello aber sagte zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, berührt und betastet ihn nur! Die Geister und Toten haben weder Fleisch noch Bein, wie ihr es an ihm seht, ganz abgesehen davon, daß er in eurer Gegenwart gegessen und getrunken hat." Meister Manente wiederholte: „Ich lebe, zweifelt nicht und seid ohne Sorge, meine Brüder, ich habe noch nicht den Tod geschmeckt. Seid nur so gut und hört mich an, ich will euch eine der wunderbarsten Geschichten mitteilen, die man je gehört hat, seit die Sonne scheint."

So brachte er es mit Burchiellos Hilfe endlich dahin, daß der Wirt und Biondo sich ein wenig beruhig-

ten. Sie riefen nun die Aufwärter herein, ließen außer dem Wein und dem Fenchel alles abdecken, schickten sie darauf zum Essen weg mit dem Bedeuten, anders nicht wiederzukommen, als wenn Burchiello befehle und schlossen die Tür ab, worauf sie mit Aufmerksamkeit und Spannung lauschten, was sie nun Seltsames zu hören bekommen würden. Hierauf begann Meister Manente seine Erzählung von dem Augenblicke an, wo er schlafend auf der Bank gelassen wurde und berichtete der Reihe nach alles, was ihm bis zur Stunde begegnet war, so daß er sie mehrmals in Erstaunen versetzte und zum Lachen brachte. Kaum aber war er mit seiner Erzählung zu Ende, da rief Burchiello, der ein hervorragend feiner Kopf war: „Das ist ein Streich des Magnifico Lorenzo!" Die andern widersprachen dem zwar insgesamt und behaupteten, daß sei ihm durch Hexerei, Bannung und Bezauberung begegnet. Burchiello aber beharrte auf seiner Meinung und fuhr fort: „Es kennt nicht ein jeder diesen wunderlichen Kopf. Wißt ihr nicht, daß er alles, was er einmal begonnen hat, zustande bringt, daß er sich in seinen Plänen nimmermehr täuscht und verrechnet, daß ihn keine Lust ankommt, die er nicht büßt? Und es ist ein verteufeltes Ding, es mit einem zu tun zu haben, der Verstand, Macht und Willen hat." Gegen Meister Manente gewendet, fügte er hinzu: „Ich habe es mir immer gedacht, daß er dir einmal einen derartigen Streich spielen werde, schon von der Stunde an, wo du zu Careggi mit ihm aus dem Stegreife reimtest und dich so unartig

gegen ihn betrugst. Fürsten sind Fürsten, Meister Manente, und machen es unsersgleichen oftmals so, wenn wir mit ihnen auf du und du stehen wollen."

Der Arzt verteidigte sich mit der Erklärung, die Musen hätten freies Feld, und er hätte tausendmal recht gehabt. Als er sich aber die Sache überlegte und Burchiellos Worte dazu, konnte er doch nicht alle Zweifel in seiner Seele unterdrücken und mußte ihm bis zu einem gewissen Grade Glauben schenken. Nachdem sie dann noch eine gute Weile über die Geschichte Meister Manentes hin und her geredet hatten, ließ dieser sich auch von ihnen ausführlich erzählen, was sich mit der Pest und dem Menschen begeben hatte, der an seiner Statt tot und mit einer Pestbeule am Halse aus seinem Hause getragen worden war. Er vermochte sich hierüber gar nicht zu beruhigen, und auch die anderen zerbrachen sich umsonst den Kopf, selbst Burchiello konnte das Ende des Knäuels nicht finden. Am Ende aber wurde es spät, und Meister Manente bat die drei nun um ihre Ansicht und um ihren Rat, wie er sich aus dieser verzwickten Lage ziehen könne, da es ihm doch allzu hart vorkam, Weib und Habe verlieren zu sollen. Nachdem man aber viele Mittel und Wege zusammen erwogen hatte, wurden sie einig, daß der Arzt auf das bischöfliche Gericht gehen solle. Zuletzt nahmen sie voneinander Abschied, und Meister Manente ging mit Burchiello in dessen Behausung, weil die anderen seinethalben ihrer Sache doch nicht recht gewiß waren und immer noch ein heimliches Grauen vor ihm verspürten.

Unterdessen war Michelagnolo nach Hause zurückgekehrt und hatte von Brigida einen umständlichen Bericht erhalten über alles, was vorgefallen war, wobei sie ihm versicherte, sie hätte darauf schwören mögen, sie höre die Stimme und sehe das Gesicht Meister Manentes, und sie pflichte der Meinung Mona Doroteas bei, daß es seine arme Seele sei, die durch irgendein frommes Werk aus dem Fegefeuer erlöst sein wolle. „Was faselst du da, dumme Gans, von arme Seele und Fegefeuer?" versetzte Michelagnolo. „Es ist ein Schelm und listiger Betrüger, und du tatest wohl daran, ihm nicht aufzumachen." Dennoch verwunderte er sich außerordentlich und konnte nicht begreifen, zu welchem Zweck der Mensch dies unternommen habe und worauf es abgesehen sei, doch glaubte er an alles andere eher, als daß Meister Manente wieder von den Toten auferstanden und am Leben sei und war überzeugt, der Betreffende werde sich, nachdem ihm sein erster Versuch mißglückt, nicht wieder blicken lassen.

Am anderen Morgen hieß Burchiello seinen Freund beizeiten aufstehen, ließ ihm vor allem den Kopf waschen, den Bart nach der Sitte der Zeit scheren und kleidete ihn dann von Kopf bis zu Fuß in eines seiner Gewänder, das ihm auch so gut saß, als wenn es für ihn gemacht worden wäre. Dann ging er mit ihm aus, um ihn sehen und von den Leuten wiedererkennen zu lassen. Sie gingen nach Santa Maria del Fiore, auf den Mercato Vecchio, den Mercato Nuovo und auf die Piazza della Signoria, und alles

Volk sah ihn, viele erkannten ihn und redeten ihn an, weil durch den Mund des Biondo und des Amadore die Kunde allgemein verbreitet worden war, daß er noch lebe und Weib und Eigentum zurückfordere. Auch Nicolaio und Michelagnolo hatten ihn gesehen, und es war ihnen in der Tat vorgekommen, als sei er es; doch da sie seines Todes gewiß waren, trösteten sie sich wieder, er könne es unmöglich sein. Auf die Nachricht, daß er beim bischöflichen Gericht klagbar werden wolle, bereiteten sie sich zur Gegenwehr, gingen auf das Pestamt, in die Sakristei von Santa Maria Novella wegen des Totenbuches, zu dem Apotheker, der die Kerzen geliefert, zu den Totengräbern und der Nachbarschaft und ließen sich beurkunden, daß Meister Manente in seinem Hause an der Pest gestorben und beerdigt worden sei. Dieser Vorfall machte überall in Florenz das allergrößte Aufsehen, und viele, welche den Leichnam in die Gruft hatten befördern sehen, wußten gar nicht mehr, woran sie waren und fürchteten die seltsamsten Dinge. Meister Manente begab sich nach Tisch in Burchiellos Begleitung auf das bischöfliche Gericht und trug dem Vikar den ganzen Handel vor, um zum Schluß sein Weib wieder zu verlangen.

Der Vikar, dem der Fall höchst wunderbar vorkam, ließ, um der Sache auf den Grund zu kommen, die Gegenpartei vorbescheiden, und als er dann auch Niccolaios und Michelagnolos Gründe vernommen und so viele vertrauenswürdige Zeugnisse und Aussagen glaubwürdiger Männer vernommen hatte,

schwindelte ihm vollends der Kopf. Da nun bei dieser Angelegenheit ein Toter im Spiele war, und von keiner der beiden Parteien herausgebracht werden konnte, wer es gewesen und wie er in das Haus des Arztes geraten sei, war er überzeugt, es sei dabei ein Mord vorgefallen und machte davon im stillen Anzeige beim Rate der Acht, der sofort seine Häscher aufs Gericht sandte. Diese trafen die Parteien noch im Streite an, nahmen sie mit Ausnahme Burchiellos sämtlich in Verhaft und führten sie zum Bargello. Sobald der Rat am nächsten Morgen versammelt war, verhörte er zuerst Meister Manente, nachdem er ihm mit dem Folterseil gedroht hatte, wenn er ihm nicht die Wahrheit sage. Meister Manente begann daher von vorn und erzählte der Reihe nach bis zum Schlusse alles, was ihm begegnet war, so daß alle mehr wie einmal zum Lachen gebracht wurden. Darauf schickte ihn der Rat in seine Haft zurück und ließ Niccolaio kommen, der ihm wahrheitsgemäß alles, was er wußte, erzählte. Von Michelagnolo erfuhren sie das gleiche, und zur Bekräftigung ihrer Aussagen brachten beide die Urkunden vor, in voller Überzeugung, daß der Tote Meister Manente gewesen sei. Als nun die Acht vernahmen, daß ein Spitaldiener dagewesen sei, um den Kranken zu pflegen und das Haus zu desinfizieren, dachten sie, sie könnten jetzt das Ende des verwickelten Knäuels finden und schickten sofort einen Diener in aller Eile nach Santa Maria Nuova, um ihn zu holen. Dieser brachte ihnen aber bald die Nachricht, der Wärter habe im Streit mit einem

Kameraden diesen mit einer Schere im Gesicht verwundet, sei aus Furcht vor dem Bargello davongelaufen, und man habe seitdem nicht wieder erfahren, wo er hingekommen sei. So waren sie also so klug wie zuvor. Man sieht, wie alle Umstände den Streich begünstigten. Die Acht ließen nunmehr die Parteien in das Gefängnis zurückbringen und trugen ihren Beamten auf, die Urkunden genau zu prüfen und auf alle mögliche Weise zu untersuchen, ob Meister Manente die Wahrheit gesagt habe. Diese berichteten nach zwei oder drei Tagen zum äußersten Mißfallen und Erstaunen des Gerichts, es hätten alle die Wahrheit gesagt.

Unterdessen hatte sich Burchiello, um Meister Manente beizustehen, zu einem der einflußreichsten Mitglieder dieses Rates begeben, der zugleich sein und Meister Manentes intimer Freund war und erzählte ihm, das Ganze sei nichts anderes als ein lustiger Streich des Magnifico Lorenzo, und daß er die ganze Geschichte ausgeheckt habe, um dem Meister einen schönen Possen zu spielen (auch den Grund verschwieg er ihm nicht), lieferte ihm verschiedene Beweise für seine Behauptung und brachte es schließlich dahin, daß er ihn zu seiner Ansicht bekehrte und sie beide zu dem Schluß kamen, daß etwas Derartiges in Florenz einzig und allein durch Lorenzo möglich sei. Er sprach daher eines Morgens in der Sitzung über diese Angelegenheit und sagte, es scheine ihm, es wäre gut, darüber an den Magnifico zu schreiben, der sich zu Poggio (a Cajano) aufhielt und ihm den Handel vorzutragen, da er so verwickelt und es schwer

sei, zu einem annehmbaren Urteil zu gelangen. Die übrigen Mitglieder des Rates spendeten diesem Vorschlag den lebhaftesten Beifall und fügten bei, daß sie dadurch dem Magnifico nicht allein ein großes Vergnügen bereiten würden, sondern auch daß gerade er der beste Richter für solcherlei Fälle sei. Es ward also einstimmig dem Kanzler der Auftrag gegeben, einen vollständigen Bericht von dem dermaligen Stande der Seiner Magnifizenz anheimzustellenden Sache abzufassen. Dies geschah, und noch am gleichen Tage schickten sie das Schreiben an ihn ab. Hierauf ließen sie die Gefangenen vorführen und befahlen ihnen bei Strafe des Galgens, der Via de' Fossi nicht näher als hundert Ellen zu kommen, noch mit Brigida zu sprechen, bis der Rechtshandel geschlichtet sei, den sie an den Magnifico verwiesen hätten, welcher bald in die Stadt zurückkehren werde. Darauf gab man ihnen die Freiheit wieder, und sie gingen nach Bezahlung der Gebühren wieder an ihre Verrichtungen, ein jeder in der Hoffnung, daß die Entscheidung zu seinen Gunsten ausfallen werde. Ganz Florenz war indessen voll von dieser erstaunlichen Begebenheit; Brigida aber war über die Maßen verstimmt und bekümmert und konnte das Ergebnis kaum erwarten. Meister Manente zog fürs erste zu Burchiello und nahm seine ärztliche Tätigkeit wieder auf, während die Goldschmiede an ihr Gewerbe gingen.

Als der Magnifico die Zuschrift der Acht erhielt, mußte er so gewaltig darüber lachen, daß er sich gar nicht zu fassen wußte; denn es kam ihm vor,

der ganze Spaß habe eine tausendmal schönere und lustigere Wendung genommen, als er sich's je hätte träumen lassen. Als er dann acht bis zehn Tage darauf nach Florenz zurückgekehrt war, ging Meister Manente noch am selben Tage zu ihm, wurde jedoch nicht vorgelassen; das gleiche war den Goldschmieden begegnet. Am folgenden Morgen kam Meister Manente wieder und fand ihn gerade bei Tisch, wie er soeben das Mittagsessen beendet hatte. Das Herz hüpfte dem Magnifico vor Freude, als er erschien, dennoch gab er äußerlich Erstaunen und Verblüffung kund und rief laut: „Meister Manente, ich glaubte nicht, dich je wiederzusehen; denn man hatte mir für gewiß berichtet, du seiest tot, und ich bin auch noch immer nicht vollkommen überzeugt, ob du es selber bist oder ein anderer, oder ob du einen Scheinleib angezogen hast." Der Arzt versicherte ihm, er sei niemals gestorben, sondern immer noch derselbe, der er früher gewesen und wollte näher treten, um sich auf die Knie niederzulassen und ihm die Hand zu küssen. Der Magnifico aber sagte: „Halte dich fern! Es genüge dir für jetzt, daß, wenn du der echte, lebendige Meister Manente bist, du mir sehr willkommen bist, wenn aber nicht, dann das Gegenteil." Der Arzt wollte nun anfangen, ihm seine Geschichte zu erzählen, Lorenzo aber sagte ihm, es sei dazu gegenwärtig nicht Zeit. „Diesen Abend," fügte er hinzu, „nach vierundzwanzig Uhr, erwarte ich dich in meinem Zimmer, um deine Gründe zu hören." Zugleich tat er ihm kund, daß auch seine Gegner sich dort einfinden würden. Meister Manente

dankte ihm ehrerbietig für seine Gnade, verabschiedete sich von ihm und kehrte nach Hause zurück, wo er dem Burchiello den ganzen Vorfall berichtete. Dieser mußte im stillen lachen und dachte: „Ich weiß schon, daß die Sache an den rechten Mann gekommen ist, es wird ihm alles nach Wunsch gehen, dem Magnifico!“ Doch war er nicht ohne Argwohn und konnte sich nicht vorstellen, wie die Sache ausgehen werde.
Inzwischen war es Abend geworden, und die Goldschmiede hatten sich der erhaltenen Weisung zufolge bereits eingestellt und gingen in den Loggien auf und ab, in Erwartung, gerufen zu werden, als Meister Manente erschien. Seine Ankunft ward sogleich Lorenzo gemeldet, und dieser begab sich in Gesellschaft mehrerer Bürger und Edlen von Florenz, die allesamt Bekannte und Freunde des Arztes waren, in den Empfangssaal, wo er zuerst den Niccolaio und dann den Michelagnolo und später beide zusammen vorführen ließ, ihre Auseinandersetzungen anhörte, die Urkunden einsah und mit den übrigen Anwesenden die größte Verwunderung zu erkennen gab. Zuletzt traten sie ab, und es erschien Meister Manente, der von Anfang an in schönster Ordnung ihnen ganz der Wahrheit gemäß erzählte, was ihm begegnet war, ohne etwas auszulassen oder hinzuzutun. Darüber waren alle, die es mit dem Magnifico anhörten, äußerst verwundert und wollten sich ausschütten vor Lachen, ja, ihr Erstaunen und ihre Heiterkeit waren so groß, daß sie sich gar nicht zu beruhigen vermochten. Nachdem

Lorenzo dann Meister Manente die Geschichte zwei- oder dreimal hatte wiederholen lassen, befahl er, die Goldschmiede hereinzurufen, und das gab für eine Weile die schönste und ergötzlichste Kurzweil, die er je in seinem Leben gehabt; denn die Erhitzten sagten sich, von ihrer Leidenschaft hingerissen, die derbsten Grobheiten. Darüber kam auch der Vikar hinzu, den der Magnifico hatte rufen lassen, und nachdem ihm alle Anwesenden ihre Ehrfurcht bezeugt hatten, nahm er seinen Platz an Lorenzos Seite ein, und dieser fuhr fort: „Herr Vikar, da ich weiß, daß Ihr von dem Streit, den diese ehrenwerten Männer miteinander führen, bereits durch eignes Verhör Kenntnis habt, will ich mich nicht damit aufhalten, Euch die Sache zu wiederholen, sondern nur sagen, daß mir, als dem von den hochansehnlichen Herren vom Rate der Acht in dieser Angelegenheit erwählten Richter, nur noch obliegt, zu erforschen, ob Meister Manente jemals gestorben und der hier vor uns Stehende nicht etwa ein bezaubertes Trugbild oder gar ein höllisches Wesen sei, was zu erkennen und herauszubringen Eures Amtes wäre." „Oh, auf welche Weise das?" antwortete der Vikar. „Das will ich Euch sagen", fuhr Lorenzo fort: „Indem Ihr ihn von einigen Mönchen, welche Teufel austreiben, durch Auflegung von Reliquien gegen die Behexung beschwören laßt." „Ihr habt wohlgesprochen," erwiderte der Herr Vikar; „gebt mir sechs bis acht Tage Zeit, für das Nötige zu sorgen, und wenn er alsdann die Probe aushält, so wird man mit Sicherheit annehmen

können, daß er lebt und der Rechte ist." Meister Manente gab sich Mühe, zu Worte zu kommen, allein der Magnifico stimmte dem Vikar bei, erklärte, daß er sein Urteil von dem Erfolge der Beschwörung abhängig machen würde, stand auf, entließ die Parteien und begab sich mit den ihn begleitenden Edelleuten zum Nachtessen, wobei über diese seltsame Geschichte in einem fort gelacht und gescherzt wurde.

Am andern Tage machte der Vikar, ein guter und frommer Christ, und sehr leichtgläubiger Geistlicher, in der ganzen Diözese bekannt, daß alle Priester und Mönche, welche Reliquien besäßen, die sich zum Austreiben von Teufeln und zur Beschwörung von Geistern eigneten, diese bei Strafe seines Unwillens binnen sechs Tagen nach Florenz in die Kirche Santa Maria Maggiore bringen sollten. In der ganzen Stadt sprach man nun von nichts anderem als von dieser Neuigkeit, und den Goldschmieden wie Meister Manente deuchte es eine Ewigkeit, bis sie aus der Sache loskämen. Lorenzo hatte unterdessen den alten Nepo von Galatrona, einen sehr hervorragenden Hexenmeister und Zauberer jener Zeit, nach Florenz kommen lassen, unterrichtete ihn von dem, was er zu tun habe, und behielt ihn im Palaste, um sich seiner bei schicklicher Zeit und Gelegenheit zu bedienen. Aus Stadt und Land war inzwischen in Santa Maria Maggiore eine ganz verblüffende Anzahl von Reliquien zusammengebracht worden.

Am festgesetzten Tage erschien Meister Manente, und man erwartete nur noch den Vikar, der auch

nach der Vesper, begleitet von vielleicht dreißig der angesehensten Mönche von Florenz, erschien, mitten in der Kirche auf dem für ihn bereitgestellten Sessel Platz nahm und Meister Manente vortreten und niederknien ließ. Zuerst sangen zwei Mönche von San Marco über ihm Evangelien, Psalmen, Hymnen und Gebete, besprengten ihn mit Weihwasser und beweihräucherten ihn. Hierauf ließen ihn Priester und Mönche nach und nach ihre Reliquien berühren — aber alles war umsonst: der Arzt veränderte sich nicht im mindesten, sondern bewies vielmehr allen seine Ehrfurcht, dankte Gott und flehte den Vikar an, ihn nun endlich freizugeben. Jeder Winkel in der Kirche war mit Menschen angefüllt, die alle Wunderdinge erwarteten, als ein dicker Mönch, der von Vallombrosa gekommen war, ein junger kräftiger Kerl und erklärter Teufelsbanner, sich vordrängte und rief: „Laßt mich ein wenig machen! Ich will euch bald sagen, ob er besessen ist oder nicht." Und er band ihm die Hände gehörig fest, hängte ihm nochmals Sankt Philipps Mäntelchen um die Schultern und fing an, ihn zu befragen und zu beschwören. Der Arzt antwortete zwar immerfort ganz wie sich's gehörte, da der Mönch indes bei dieser Beschwörung Dinge sagte, die Steine hätten zum Lachen bringen können, so wollte Meister Manentes Unglück, daß er den Mund zu einem halben Lächeln verzog. Da brach urplötzlich der Mönch los und rief: „Da haben wir's ja!" hieb ihm zwei gewaltige Maulschellen herunter und sagte: „Ja, ja, du bist ein Feind Gottes, und du sollst unter allen Umständen aus-

fahren!" Meister Manente schien dies ein schlechter Spaß, und er rief daher: „Beschwöre du, soviel du willst!" Der feiste Mönch aber boxte ihm in einem fort gegen die Brust und in die Seiten und schrie dabei fortwährend: „Hah, du böser Geist, dir zum Trotze sollst du heraus!" Der Arzt konnte sich bloß mit der Zunge wehren und schrie daher: „Wie, du verräterischer Kuttenhengst, geht man so mit ehrenwerten Leuten um? Schämst du dich nicht, du Tagedieb, du Saufaus, meinesgleichen so zu schlagen? Beim Leibe Gottes, ich werde mich dafür rächen!" Als der Mönch ihn so schimpfen hörte, warf er sich auf ihn, riß ihn zu Boden, trat ihm mit den Füßen auf den Leib, packte ihn an der Gurgel und würde ihn erwürgt haben, wenn Meister Manente ihn nicht um Gottes willen um Erbarmen gebeten hätte. Da ließ denn der Herr Mönch von ihm ab, weil er glaubte, der böse Geist wolle heraus und fing an, ihn zu fragen: „Welches Zeichen gibst du mir?"
Jetzt gab Monaco, der im Auftrag des Magnifico mit Nepo in die Kirche gekommen war und sich unter das Volk gemischt hatte, diesem zu verstehen, der rechte Augenblick sei da. Da schrie Nepo plötzlich mit lauter Stimme: „Platz! Platz! Ihr wackeren Leute, laßt mich durch! Ich komme, mit dem Vikar zu reden und ihm die Wahrheit zu enthüllen!" Beim Klange dieser Stimme richtete alles die Blicke auf den Sprechenden: es war eine große Gestalt, schön, hochgewachsen, mit olivenfarbigèr, fast brauner Hautfarbe, kahlem Kopf, scharfgeschnittenem, magerem Gesicht, braunem, bis auf die Brust herab-

hängendem Barte und groben seltsamen Kleidern, weshalb ein jeder, von Erstaunen und Angst erfüllt, ihm gerne Platz machte. So drang er bis zum Vikar vor und forderte die Entfernung des Mönchs von Meister Manente, der wieder zum Leben zu erwachen meinte. Dann fuhr er also fort: „Damit nach Gottes Willen die Wahrheit allen kund werde, so wißt, daß Meister Manente hier niemals gestorben ist, sondern alles, was ihm begegnet ist, durch Zauberei und teuflische Kunst geschah und mein Werk ist. Ich bin Nepo von Galatrona und kann die Dämonen alles machen lassen, was mir gut dünkt und gefällt. Ich war es, der ihn, während er auf dem Platze von San Martino schlief, von Teufeln in einen Zauberpalast bringen ließ und genau in der Weise, wie ihr von ihm gehört habt, daselbst so lange gefangen hielt, bis ich ihn endlich eines Morgens in der Dämmerung in den Wäldern der Vernia wieder in Freiheit setzen ließ. Ich steckte einen Kobold in eine aus Luft geschaffene, dem Arzte ähnliche Gestalt, ließ ihn darin als Meister Manente scheinbar an der Pest erkranken und am Ende sterben, worauf er an seiner Statt begraben wurde. Daraus ist dann all' das entstanden, was euch bekannt. Und dies alles habe ich vollbracht, um durch solchen Schimpf an Meister Manente eine Beleidigung zu rächen, die mir einst in der Pieve a Santo Stefano sein Vater angetan. Diesem selbst konnte ich sie nicht vergelten, weil er stets ein Amulett bei sich trug, auf dem das Gebet des heiligen Cyprian geschrieben stand. Und damit

ihr euch von der Wahrhaftigkeit dieser meiner Worte überzeugt, so geht jetzt hin und öffnet die Gruft, worin der vermeintliche Arzt bestattet wurde. Findet ihr darin nicht die offenbarste Bestätigung meiner Aussagen, so mögt ihr mich für einen Lügner und Betrüger halten und mir den Kopf abschlagen lassen."

Der Vikar und alle andern hatten mit gespannter Aufmerksamkeit den Reden des Mannes zugehört. Meister Manente glühte vor Grimm, blickte ihn aber doch ganz ängstlich und mißtrauisch und dabei doch wieder wie geistesabwesend an, und auch das ganze Volk gaffte ihn mit offenem Munde an.

Um nun die Sache völlig aufzuklären und zu sehen, wie es sich mit dieser verwickelten Geschichte eigentlich verhalte, befahl der Vikar zwei Mönchen von San Marco und zweien von Santa Croce, schnell hinzugehen und die verwünschte Gruft zu öffnen. Sie machten sich sogleich auf den Weg und viele andere Mönche und Priester, sowie Laien in großer Zahl liefen hinter ihnen her.

Nepo war in der Kirche bei dem Vikar und Meister Manente zurückgeblieben, die sich halb und halb vor ihm fürchteten und nicht wagten, ihm fest ins Gesicht zu sehen; denn sie besorgten, wie überhaupt die Mehrzahl der Anwesenden, er möchte ein zweiter Simon Magus oder ein neuer Malagigi sein.

Indessen waren die Mönche mit ihrer Gefolgschaft auf dem Kirchhofe von Santa Maria Novella angelangt, hatten den Sakristan herbeigerufen und sich von ihm das Grab zeigen lassen, in dem der

vermeintliche Leichnam des Arztes bestattet worden war. Am nämlichen Morgen, eine Stunde vor Tag, hatte Monaco im Auftrage des Magnifico eine pechschwarze Taube, die ausdauerndste und schnellste Fliegerin, die man je gesehen, von Careggi hereingebracht. Sie wußte ihren Schlag so gut wiederzufinden, daß sie schon von Arezzo und von Pisa zurückgekommen war. Diese hatte er mit großer Vorsicht, damit er von niemand bemerkt werde, in das Grab eingeschlossen, das er genau kannte und nachher wieder so gut zumachte, daß es seit zehn Jahren nicht mehr geöffnet zu sein schien.
Der oben genannte Sakristan setzte also den Haken ein, hob die Platte auf und öffnete in Gegenwart von mehr als tausend Menschen die Gruft. Da schoß nun die Taube, die den Namen „Kohle" führte und mehrere Stunden ohne Nahrung im Finstern zugebracht hatte, sobald sie das Tageslicht hereindringen sah, in pfeilschnellem Fluge aufwärts aus der Gruft hervor und stieg sichtlich himmelan und so hoch, bis sie Careggi erblickte. Dann senkte sie ihren Flug und nahm diese Richtung an und war in weniger als einer Achtelstunde an Ort und Stelle. Alle Umstehenden waren darüber so verblüfft und erschrocken, daß sie mit dem Schrei: „Jesus, erbarme dich!" auseinanderstoben und davonliefen, ohne zu wissen, wohin. Der Sakristan fiel vor Entsetzen rücklings zu Boden und zog den Stein nach sich, so daß dieser auf ihn fiel und ihm die Schenkel derart zerquetschte, daß er viele Tage und Wochen daran krank darniederlag.

Die Mönche und ein großer Teil des Volkes liefen in der Richtung auf Santa Maria Maggiore und schrien: „Ein Wunder! ein Wunder!" Der eine sagte, es sei ein Geist herausgefahren in Gestalt eines Eichhörnchens, es habe aber Flügel gehabt; der andere, es sei eine Schlange gewesen, welche Feuer gespien; andere behaupteten, es sei der Teufel gewesen in Gestalt einer Fledermaus; die meisten aber versicherten, sie hätten ein kleines Teufelchen gesehen; ja, einer sagte, er habe ganz genau die Hörnchen und die Gänsefüße wahrgenommen.

In Santa Maria Maggiore, wo der Vikar mit Meister Manente und einer ungeheuern Menge Volks wartete, kam nun fast in vollem Lauf eine Schar von Geistlichen und Laien an, die alle wie mit einer Stimme: „Wunder! Wunder!" schrien. Alles stieß und drängte sich um sie herum, um den wahren Sachverhalt zu hören, und so benutzte Nepo den entstandenen Tumult, um sich dem Seitenportal der Kirche zu nähern und, von Monaco und Lorenzos Reitknechten gedeckt, unbemerkt zwischen der Menge hindurch das Freie zu gewinnen, wo ein guter Gaul seiner wartete, auf dem er, wie verabredet worden war, eiligst nach Hause zurückritt. Sobald sich der Vikar von den Mönchen alles genau hatte erzählen lassen, blickte er bestürzt und verwirrt umher, ob er des Nepo nicht ansichtig würde; und als er ihn nicht mehr erblickte, begann er laut zu rufen, man solle ihn suchen und festnehmen; denn er wolle ihn als ausgemachten Hexenmeister, Zauberer und Teufelsbanner verbrennen lassen. Da er

jedoch nirgends gefunden wurde, glaubte man allgemein, er habe sich durch magische Kunst unsichtbar gemacht. Der Vikar entließ daher die sämtlichen Priester und Mönche mit dem Bedeuten, ihre Reliquien wieder nach Hause zu tragen, und begab sich in Gesellschaft Meister Manentes nach dem Palaste, um den Magnifico aufzusuchen. Burchiello hatte mit einigen vertrauten Freunden alles mit angesehen und beobachtet und so gelacht, daß ihm die Kinnbacken schmerzten, zumal als der dicke Mönch Meister Manente so gewaltig durchprügelte. Die beiden Goldschmiedskompagnons waren mit wachsendem Mißbehagen und Erstaunen ebenfalls bei der ganzen Komödie gegenwärtig gewesen, und als sie den Vikar sich nach dem Palaste begeben sahen, folgten sie ihm nach, um zu sehen, ob es ihnen möglich sein würde, aus diesem Labyrinth herauszukommen.

Der Magnifico hatte unterdessen von Zeit zu Zeit genau über die einzelnen Vorgänge Bericht erhalten und konnte im Verein mit einigen Edelleuten und seinen nächsten Freunden seine Lachlust selbst dann noch nicht bezwingen, als er hörte, der Vikar komme, mit ihm zu reden. Als der Vikar ihn erscheinen sah, rief er laut, er verlange die Häscher des Bargello, um Nepo von Galatrona einfangen zu lassen. Lorenzo tat, als wisse er von nichts, ließ sich alles noch einmal erzählen und sagte dann: „Mein Herr Vikar, ich bitte, gehen wir nur sacht vor in allem, was Nepo betrifft. Aber was sagt Ihr zu Meister Manente?“ „Ich sage,“ antwortete der Vikar, „es unter-

liegt nicht dem geringsten Zweifel mehr, daß er es leibhaftig ist und niemals den Tod geschmeckt hat."
„Nun denn," sprach der Magnifico, „so will ich das Urteil fällen, damit diese armen Menschen endlich einmal aus ihrer Bedrängnis erlöst werden."
Er ließ Niccolaio und Michelagnolo, deren Anwesenheit er bemerkt hatte, vor sich führen und vermochte sie in Gegenwart des Vikars und vieler hervorragender und angesehener Männer, Meister Manente zu umarmen und zu küssen, worauf sie sich miteinander versöhnten, sich gegenseitig entschuldigten und den ganzen Handel Nepo in die Schuhe schoben. Hierauf tat der Magnifico folgenden Spruch: Michelagnolo solle am folgenden Tage alle Sachen, die er in Meister Manentes Haus gebracht, daraus fortschaffen, Brigida hingegen nur mit vier Hemden, einem Rocke und einem Mieder sich in die Wohnung ihres Bruders begeben und dort ihre Niederkunft abwarten. Wenn das Kind zur Welt gekommen sei, solle es Michelagnolo überlassen bleiben, ob er das Kind nehmen wolle oder nicht; wolle er es nicht, so könne es der Arzt zu sich nehmen; verschmähe es auch dieser, so möge man es in das Findelhaus geben; die Kosten des Wochenbettes habe unter allen Umständen Michelagnolo zu tragen. Meister Manente könne in sein Haus zurückkehren und sich seines Söhnleins erfreuen, und wenn Brigida aus dem Wochenbette aufgestanden und ihren ersten Kirchgang gemacht habe, müsse sie zu Meister Manente zurückkehren, der sie wieder als sein gutes und treues Eheweib aufzu-

nehmen habe. Dieser Urteilsspruch gefiel allgemein, und jeder, dem er zu Ohren kam, pries darob den Magnifico. Die Goldarbeiter und der Arzt dankten ihm höchlich und gingen wohlgemut von dannen.

Am selben Abend speisten sie einträchtiglich miteinander bei Brigida in Gesellschaft Burchiellos, in dessen Haus sodann der Arzt die Nacht zubrachte. Der Herr Vikar war bei dem Magnifico zurückgeblieben und drang von neuem darauf, daß man aussenden solle, um Nepo einzufangen, damit er verbrannt werde. Lorenzo stellte ihm aber vor, es würde besser sein, sich ruhig zu verhalten, weil, wenn man auch den Versuch machte, es doch nicht gelingen würde bei einem Manne, dem tausend Mittel und Wege zu Gebote ständen, zu entkommen und seine Verfolger zu narren, indem er sich unsichtbar mache, als Vogel davonfliege, zur Schlange werde und dergleichen, dieweil unser Herrgott einmal jenem Geschlecht von Galatrona diese Macht zu einem den Menschen noch nicht bekannten guten Zwecke verliehen habe; dann laufe man aber auch die größte Gefahr; denn wenn Nepo die böse Absicht sehe oder bemerke, könnte er sie stumm machen, ihnen die Augen verdrehen, den Mund schief ziehen, die Glieder lähmen oder sonst ein bösartiges Übel anhängen.

Der Vikar, der, wie schon gesagt, gutmütig und einfältig war, schloß sich sofort seiner Ansicht an, entschuldigte seinen Eifer damit, daß er das nicht gewußt habe und sagte, daß es das beste sei, nicht

wieder über diese Angelegenheit zu reden. Mit diesem Vorsatze verließ er den Magnifico, nicht ohne starke Besorgnis wegen eines etwaigen bösen Übels, kehrte nach seiner Wohnung zurück und erwähnte Nepos in seinem ganzen Leben nicht mehr, weder im Guten noch im Bösen. Am folgenden Tage nahm Michelagnolo aus Meister Manentes Hause alle seine Habseligkeiten weg, Brigida begab sich in das Haus ihres Bruders, so daß der Arzt wieder in den freien Besitz seiner gesamten Habe gelangte und noch am nämlichen Tage wieder mit seinem Söhnchen zusammenwohnte, das ihm wie ein ganz unerwarteter Fund erschien. Damals ward in Florenz von nichts anderem gesprochen als von diesem Ereignis, und vor allem erntete Nepo dabei große Ehre und unberechenbaren Ruf und wurde, namentlich vom gemeinen Volke, für einen großen Schwarzkünstler gehalten. Meister Manente glaubte steif und fest, daß die Sache sich so verhalte, wie Nepo erzählt hatte und pflegte in der Folge oft gesprächsweise zu sagen: „Die Birne, die der Vater ißt, macht zuweilen dem Sohne die Zähne stumpf." Dieses Wort, das später zum Sprichwort wurde, hat sich bis in unsere Tage erhalten. Der wackere Arzt ließ sich auch durch nichts in seinem Glauben irremachen, trotzdem nicht allein Burchiello, sondern im Verlaufe der Zeit sogar der Magnifico, Monaco und die Reitknechte den ganzen Scherz erzählten, wie er sich verhielt. Er war vielmehr so verschüchtert, daß er sich viele Gebete des heiligen Cyprian gekauft hatte, die er beständig bei sich trug und auch seine

Brigida tragen ließ. Brigida nun gebar, als ihre Zeit erfüllt war, ein Knäblein, das Michelagnolo zu sich nahm und bis in sein zehntes Jahr aufzog. Als dem Kinde in diesem Alter der Vater starb, machten es die Seinigen zu einem Mönchlein in Santa Maria Novella, wo es in der Folge sehr gelehrt wurde und zu einem großen Prediger erwuchs, den die Leute um seiner scharfsinnigen Einfälle und anmutigen Scherze willen Fra Succhiello — Bruder Grübler — nannten. Meister Manente erfreute sich mit seiner Brigida eines steten Zuwachses an Wohlstand und Nachkommenschaft und feierte, solange er lebte, alljährlich das Fest des heiligen Cyprian, dem er immerdar mit besonderer Verehrung zugetan blieb.

* * *

Georg Wickram

I.

Von einem bayerischen Bauern, der neun Tage ein Lässer war.

Es begab sich, daß ein reicher Kaufmann seiner Hantierung nach durch das Bayerland ritt, und wie er ungefähr ein Gatter antraf bei eines Bauern Haus, wodurch er reiten mußt und es nicht auftun konnte, rief er dem Bauern zu, er solle ihm das Gatter auftun. Der Bauer schrie mit heller Stimm: „Es ist niemand in dem Haus; das Gesind ist auf dem Feld, und ich liege hinter einem Umhang, bin ein Lässer." Spricht der Kaufmann: „Wie lang bist ein Lässer gewest?" Antwortet der Bauer: „Morgen ist der neunte Tag." Also tut der Kaufmann unwillig das Gatter zuletzt selbst auf und spricht zum Bauern: „Schau hin, da auf dem Gatter liegt ein Taler; pflege dich wegen des Aderlasses!" Er hatte aber nichts hingelegt und ritt hinweg. Wie das der Bauer erhörte, kam er geschwind zum Haus heraus und wollte den Taler holen, fand aber keinen. Also ward der Bauer vom Kaufmann aus dem Haus genarrt.

2.

Ein Franke hatte sich aus einem Becher krank getrunken.

Ein fränkischer guter Kamerad hatte den Brauch angenommen, daß er meinte, er müßt jeden Tag zum Wein gehn und sich vollsaufen; dadurch kam er zuletzt in eine große Krankheit, so daß er allen Trost und Hoffnung zu leben ganz aufgab. Ihm ward von guten Freunden geraten, er sollt' nicht so kleinmütig sein, sollt doch Mittel und Rat bei dem Arzt suchen, er würde von dieser Krankheit wohl aufkommen. Der gute Gesell folgte diesem Rat und ließ den Arzt zu sich rufen. Der kam eilends, den Kranken zu besichtigen, damit er ihm Rat in seiner Krankheit tun möcht. Als er ihm nun den Harn besehen und den Puls begriffen hatt, da befand er an allen Wahrzeichen, daß ihn diese Krankheit von großem Trinken befallen hatte. Der Kranke begehrte zu wissen, wie ihm seine Krankheit gefallen tät. Der Arzt war ein sehr guter scherzhafter Mann, der sagte: „Wahrlich, lieber Sohn, ich kann nichts andres an dir befinden, als daß dich der Becher gestochen hat; du mußt dich der Gläser und Becher enthalten, wenn du wieder von deiner Krankheit aufkommst." „Ja, lieber Herr," sagte der Kranke, „ich bitt, wollet Fleiß mit mir anwenden, so will ich mich aller Becher und Gläser alle meine Tag enthalten. Und wenn ich schon zum Wein und guten Gesellen geh, will ich mich aus einer Flasche vollsaufen." Über diese Rede lachten alle Umstehenden

und auch der Arzt, nahm Abschied und zog seines Weges wieder nach Haus.

3.

Von einem Scherer, der seiner Muhme Senf unter das Blut schůttete.

Es war ein Scherer, der hatte eine Base, die kam alle Augenblick zu ihm, daß er ihr eine Ader schlagen mußt, welches er ôfter mit großem Unwillen tat. Er wußte nicht, womit er ihr doch das Aderlassen verleiden kônnte, damit sie ihn nicht so oft überliefe. Eines Tages kam sie aber, ließ auf der Median sich eine Ader schlagen und bat ihren Vetter, er sollt ihr Blut abseits stellen, bis daß sie wieder kåme; denn sie môchte wohl sehen, was es für eine Farbe gewinnen würde. Als nun die gute Frau fort war, da nahm er geschwind einen Lôffel mit Senf und schlug den unter das Blut und rührt's durcheinander, da gewann es eine gar wunderbare scheußliche Farbe. Nicht lange darnach kam die gute Frau und wollte ihr Blut besehen. Der Scherer (oder, wie man sie an andern Orten nennt, Balbierer) führt sie dazu. Als sie das håßliche Blut sah, erschrak sie über die Maßen; denn sie meinte ganz und gar dem Tode verfallen zu sein. Der Balbierer trôstet sie und sagt: „Meine liebe Base, hab' nur guten Mut; du bist jetzund von vielen gefährlichen Fiebern erlôst. Wår dieses Blut bei dir geblieben, was meinst du, daß anderes als gar gefähr-

liche Fieber daraus entsprungen wären?" Damit beredete er sie, daß die gute Frau allen seinen Worten Glauben schenkte. Sie bat ihn gar freundlich, er sollt's noch nicht ausschütten; denn sie hätte eine Gevatterin, der wollt sie es zeigen: „sie wird sich nicht wenig darob verwundern." Sowie sie Solches gesagt, lief sie, sammelte eine große Schar Weiber, sagt ihnen von ihrem Blut und wie es so ein gar schädliches Ding sei um den Senf, daß er das Blut ganz und gar vergifte und führte sie zu ihrem Blut. Also ward es bald in der ganzen Stadt ruchbar, daß in dem Blut der guten Frau Senf gewesen wäre. Als nun der Scherer meinte, es wäre jetzund weit genug ausgeklingelt, sagte er einigen Weibern und Männern, wie es sich zugetragen habe; dieselbigen haben ein sehr großes Gespött damit getrieben. Zuletzt ist es der guten Frau auch zu Ohren gekommen, die dann auch von Manchem verspottet ward. Diese Schmach machte sie so zornig auf ihren Vetter, daß sie sich verschwor, nie mehr in sein Haus zu kommen, was ihn mit gar großer Freude erfüllte. Also wurde er sie mit ihrem zur Ader lassen los.

4.

Von einem Bauern, welchem das Maul ohne sein Wissen aus der Angel kam, und wie ihm wieder geholfen ward.

In einer Stadt, im Elsaß gelegen, kamen an einem Wochenmarkte etliche fremde Wundärzte, Scherer

und Steinschneider zusammen. Es war einer unter diesen Meistern, der wollte den Sohn eines Bürgers das Schererhandwerk lehren. Die kamen also in einem Wirtshaus zusammen, damit sie über den Vertrag einig würden. Es war aber ein voller Bauer im Wirtshaus, der wollte, was man auch redete und handelte, allwegen zu allen Sachen sein Scherflein auch beisteuern und mehr denn andre Leute vom Handel wissen, was dann nicht unbillig die guten Meister verdroß. Sie fuhren nichtsdestoweniger mit ihrem Handel fort. Als nun der volle Bauer merkte, daß man seiner Rede nicht acht hatte, legte er sich zwischen zwei Tische nieder auf eine Bank und schlief fest ein.

Indem wurden die guten Herren mit ihrer Sach fertig. Bald ersieht einer unter ihnen den vollen Bauern auf der Bank. Er sagt zu den andern: „Jetzt wüßt ich den Bauern zuzurichten, daß ihn sein eigen Weib nicht mehr kennen sollt." Das begehrten sie alle zu sehen, wenn es ohne Schaden zugehn könnte. Bald nahm der Scherer seinen Rock um sich, trat über den Bauern hin und richtete ihm in einem Augenblick das Maul aus der Angel sonder allen Schmerz. Darvon der Bauer ein scheußliches Ansehen gewann, wie kein Mensch so scheußlich je gesehen hatte. Indem aber von den andern sich ein groß Gelächter erheben tat, kam der Wirt in die Stuben und hätte die Ursach ihres Gelächters auch gern gewußt. Bald zeigten sie ihm den vollen, schlafenden Bauern mit seinem weit aufgespannten Maul. Darvon erschrak der Wirt, konnte

nicht wissen, was für ein Zufall das gewesen. Er ging eilends hinzu, schüttelte den Bauer, so fest er konnte, bis daß er ihn vom Schlaf auferweckte und fragte ihn, was ihm so schnell wäre zugestoßen. Der Bauer hatte den Mangel noch nicht gemerkt und wollte dem Wirt Antwort geben: da konnte er nicht mehr reden und kein Wort herausbringen. Denn was er sagte, war nur A a a.

„Ach Gott," sagte der Wirt, „wie ist doch diesem guten Mann geschehen?" Als nun der Bauer recht erwachte und befand, daß er gar nicht mehr reden konnte, darzu das Maul nicht mehr zutun, da fing ihm an vor großer Angst die Trunkenheit zu vergehen, er ward ganz nüchtern, gehub sich in Weise und Gebärden gar übel, konnt' es aber gar nicht zu Worten bringen. Der Wirt, so ein besonders großes Mitleiden mit dem Bauern hatte, fragte ihn, ob er die Krankheit schon öfter an sich gehabt hätte. Der Bauer schüttelte den Kopf, konnte aber nichts sagen denn A a a. Zuletzt sagt der Meister, so ihm das Maul aus den Angeln gehoben hatte: „Ich wüßt ihm wohl in einem Nu zu helfen, wenn ich dächte, daß er mir auch lohnte für meine Kunst." Der Bauer hob beide Hände zu ihm auf und gab mit dem Haupte Zeichen, er wolle ihm seine Arbeit gut lohnen. Also forderte er einen Gulden, der müßte vor allen Dingen bar daliegen. Bald erwischte der Bauer einen Teller, zahlte einen Gulden darauf und trug den also mit aufgesperrtem weitem Maul zum Tisch, wovon abermals ein groß Gelächter entstand.

Also nahm ihn der Meister wieder unter den Rock und hatte ihm augenblicklich das Maul an seine alte Stelle gerichtet. Die andern guten Herren fingen an, zu der Sache zu reden, er sollte dem Bauern etwas von dem Gulden wiedergeben, dieweil er doch das mit so geringer Arbeit gewonnen hätte. Zuletzt ward die Abrede gemacht, daß er ihm zwei Dickpfennige wiedergab; den dritten verzechten sie. Dies war des unverschämten, geschwätzigen Bauern Strafe.

5.

Von einem Scherer, der einer Dorffrau einen Dorn aus einem Fuße zog.

Es begab sich einmal zu Basel in der kleinen Stadt, da kam eine Bäuerin zu einem Scherer, die hatte in einen großen Dorn getreten. Sie bat den Scherer mit weinenden Augen und sprach: „Ach, mein lieber Meister, ich bitte Euch um Gottes und des Geldes willen, kommt mir zu Hülfe!" Da sprach der Scherer: „Liebe Frau, wie ist Euch geschehen?" Da sprach die Bäuerin: „Ach, mein lieber Meister, ich ging gestern mit meinem Hansen in den Wald und hab ihm helfen Scheiter laden und mich also übel verletzt an einem Dorn." Da sprach der Scherer: „Ach, liebe Frau, setzt Euch da nieder auf das Kissen, so will ich Euch geschwind geholfen haben." Und indem, wie er ihr zu Hülf will kommen, da läßt die gute Frau einen großen mächtigen Furz vor Angst und Not. Da sprach der Meister: „Oho, der

ist heraus!" Da meint die gute Frau, er hätte den Dorn gemeint. Geschwind sprach die Bäuerin: „Ach kaut ihn und bindet ihn darüber! So schwärt es nicht." Da sprach der Scherer: „Kaue ihn der Teufel an meiner statt!" Da meinte aber die Bäuerin, er hätte den Dorn gemeint; er aber meinte den Furz.

* *

*

Michael Lindener

I.

Ein gewiß Rezept, von einem Doktor einem Jungfraumädelein geschrieben.

Es war ein Jungfraumädelein gleichwie ein hölzern Klingeisen, rostige Hellebarden, bös gut usw. und dergleichen. Denn wenn ein Ding hölzern, so kann's nicht eisern sein. Ist es rostig, so kann es nicht hell sein. Ist es bös, so kann es nicht gut sein. Also auch, wenn Eine eine Frau ist, so kann sie kein Mädelein sein. Und ist auf deutsch ein Burschsäckel. Dergleichen eine kam zu einem Doktor und klagt ihm ihre Not, wo es ihr fehle, oder was für eine Krankheit sie hätt, und zeigt ihm so viel mit trocknen Worten an, daß sie gern Läus im Pelz gehabt hätt. Der Doktor merkt ex descriptione das große Anliegen und Siechtum der guten Nudelfresserin und sagt: „Ja mein Mensch, ich vermerk aus Euerm Anzeigen so viel, so man Euch nicht zu Hülf kommt, daß ihr wahrlich einen großen Mangel leiden müßt. Darum will ich Euch eine Arznei in der Apotheke verordnen; dieselbige gebraucht wohl und tut ein Schläflein darauf!" Die Arznei

aber, welche der Doktor verschrieb, war diese, an einen Apothekergesellen mit Fleiß verpetschiert und versiegelt: „Mein lieber David, dieses Mensch hat eine große Krankheit und Mangel. Darum nimm Arschwurzel, Stehewurzel, eine Spanne lang, früh um drei oder vier, wenn der Hahn krähet und lege sie ihr auf das Schafeuterlein, eine Spanne von dem Nabel und zwei gute Finger von dem Rackhäuselein und reib sie ihr wohl hinein, so wird es besser mit ihr werden." Wie der gute Gesell das Rezept liest, spricht er zu der guten Tochter: „Wo wohnet Ihr? ich muß Euch's selber bringen." Zeigt sie es ihm an, da und da. Der Apotheker ist mit dem Rezept frühe auf, denn sie könne nicht lange warten; Fressen viel gutes süßes Dings, item Gewürz, das zum Schertz dienet und er kommt dann zu dem armen kranken Mensch und gibt ihr die Arznei ein, wie es die Krankheit fordert, wovon sie Gottlob genesen und gesund worden ist und lebt noch heutzutag und geht alle Steg und Weg ohne Stab und Leitung. Darum oft Einer zu helfen wäre, wenn es mancher gute Gesell wüßte.

2.

Eine nützliche Arznei, einem Bauern im Inntal vorgeschlagen und gegeben.

Auf einem Gehöft, im Inntal gelegen, war ein reicher Gebirgsbauer, dem war gemacht worden, daß ihm sein Pennal oder Pint nicht mehr stehen

wollte. Deß beklagte sich der gute Mann oft, da er auch bisweilen gern eine zeitliche Freud und Wollust gehabt hätt, und nicht unbillig; denn diese Bauern haben dazu und trinken gute Traminer Weine, die da wahrlich hitzig Blut machen. Und kommt einmal in die Stadt Hall zu einem Poeten, von dem er meint, daß er ein Doktor in der Arznei sei und begehrt Hülfe, Rat und Arzenei. Der Poet, der voller Schalkheit und wohl bewandert in solchen Possen war, sagt: „Mein lieber Freund, ich will Euch von den Gnaden Gottes einen guten Rat geben. Aber damit Ihr nicht meint, daß ich eine Scheu hätt, solchen Rat vor ehrlichen Leuten zu sagen, so nehmt Etliche zu Euch auf Eure Seite; desselbigengleichen will ich auch tun, und gehet hin und bestellt ein gutes Mahl bei dem Wirt, da will ich Euch den Rat entdecken, doch dergestalt, daß Ihr das Mahl allein bezahlet." Denn der Bauer hatte wohl Geld. Der Bauer verheißt das und ist jetzt froh, daß ihm geholfen werden soll. Es kommen ein ganzer gedrängter Tisch Gäste zusammen, essen und trinken, sind guter Dinge, daß diesem armen Bauern wieder geholfen werden soll. Der Doktor sitzt da und prangt, wie sich denn ein Arzt und Medicus geben soll. Und wie die Mahlzeit vorüber und noch ein guter Trunk darüber getan, so daß der Herr Doktor nicht mehr trinken mocht, fängt er unter anderm an: „Ehrbare, großgünstige, liebe Herren und Freunde, es ist heut an diesem Tag der gute Freund und Bauer zu mir gekommen und hat mir seine Not mit weinenden Augen angezeigt, wie

daß ihm sein männliches Glied, das ist der elfte Finger, nicht stehen wolle. So hab ich meine Bücher, den Galenum und Hippokratem durchsucht und da fand ich diesen Rat. Nämlich, mein lieber Bauer, ziehet eine Hos' oder Niedergewand an (es sind Geschwisterkinder) und scheißt drein! Will er nicht im Dreck bleiben liegen, der faule Esel, so wird er wohl aufstehn." Er verursachte also große Kurzweil.

3.

Einem Apothekergesellen werden die Stiefel geschmiert.

Ein Apothekergesell, von Nürnberg gebürtig, reiste mit uns von Wittenberg gen Leipzig, stolz und übermütig genugsam, und wenn wir in eine Herberge kamen, trat er gar großartig herein und ließ sich einen Junker schelten; hat auch welsche Stiefelein an, wie nur ein Edelmann, bestellte Fisch, Vögel und das Beste und hatte doch kein Geld, und was das ärgste war, er zehrte aus einem anderen Säckel, machte uns also die Zehrung ganz teuer. Das wollte mich aufs letzte verdrießen, überlegte darum, wie man ihm möcht einen Possen reißen, daß er demütig würde. Wie wir nun von Leipzig auf Lützen reisen und in das Wirtshaus kommen, tritt er auf wie zuvor und spricht: „Herr Wirt, was haben wir Gutes zu schnerzen? richtet uns etwas Gutes an und nehmt es bezahlt!" Der Wirt nicht faul, macht sich über den Fischkasten und trägt gesottene und

gebratene Fische und Vögel auf, daß einer fünf Batzen geben mußt. Das Messer schneidet übel, denn ich wollt an dem Ort auch nicht sechs Kreuzer verzehrt haben. Gut, ich hatt' auch einen guten Bruder bei mir; zu dem sagt ich: „Lieber, wir müssen dem Apotheker einen Wurmsamen eingeben, daß er ein wenig demütiger wird: er verdirbt uns die Herbergen ganz." Spricht mein guter Bruder: „Bin's zufrieden, ich will ihm heut die Stiefel schmieren." Und bei Nacht, wie der Apotheker oder Zahnbrecher schläft, wischt der gute Bruder her und scheißt ihm in die Stiefel. Morgens, wie der Tag anbricht, wir auf und schickten uns auf den Weg. Der Apotheker erwacht und sagt: „Liebe Gesellen, wollt Ihr davon? nehmt mich guten Schlucker auch mit!" „Gerne, mein lieber Herr, Ihr habt lieblich geschlafen, so haben wir Euch nicht wollen aufwecken. Aber wir lassen Euch nicht zurück, Ihr könnt uns ja so fein Mahlzeiten bestellen." Der Apotheker heraus, zieht Hosen und Wams an und in die Stiefel, die geschmiert waren, und merkt den Schmeer oder Dreck, der darin war. Der Apotheker sagt: „Potztausend, was ist mir in meinem Stiefel, was hat mir Sankt Veit hineinbescheert? es ist etwas warmes und weiches!" Und mit dem Stiefel wieder heraus und mit der Faust hinein: da findet er die Salbe. Die andern verwundern sich über die Historie und disputieren, ob es ein Hundsdreck sei oder ein Katzendreck. Der gute Apotheker hatt' aber soviel mit den Stiefeln und mit dem Dreck zu schaffen, daß er zurückblieb. Wir haben ihn seit der Zeit nicht mehr gesehen und

ich glaub, er ist im Stank vergangen und auf dem Platz geblieben.

4.

Ein kurzweiliger Possen, von einem Edelmann zu Innsbruck einem Doktor gerissen.

Es war zu Innsbruck ein sehr kurzweiliger Herr vom Adel, der war ein guter Zechbruder, trank auch so fest, daß er endlich den Grimmen bekam, wie sie dieselbige Krankheit nennen, ist doch wenn es einem im Leib reißt und man nicht fartzen kann. Der Edelmann leidet große Pein, schickt zu einem hohen Doktor der edlen Arzenei, der war ein erfahrener und bewährter Mann, der die Leute wohl konnte scheißen machen. Schrieb ihm ein remedium in die Apotheken und machte den Junker weidlich fartzen wie ein Esel. Den Junker besuchten viel ehrliche Schlucker und gute ehrbare Leut. Der Junker farzte vor den Leuten, daß er sich schämen mußte. Zuletzt wird der Edelmann zornig und sagt: „Daß dich der Bock stoße, Doktor! nein, was hast du mir zu fressen gegeben, daß sich mein Fertzer also rührt? ist mir doch der Arsch heute nicht stillgestanden! So es mir aber nicht vergeht und ich es mein Lebenlang haben muß, so darf ich nimmermehr vor die Leute oder zu guten Gesellen."
Und indem kommt der Doktor zu dem Junker und fragt ihn, wie die Purganz getrieben. Zeigt ihm der Patient seine Gelegenheit an, daß er keine Klag noch Mangel habe, nur daß er also sehr und schier zu-

viel fartze. Der Doktor antwortet: „Mein lieber Junker, danket Gott und der Kunst der Arzenei dafür! es ist gesund."
Der Junker will wissen, wozu es gesund sei. Der Doktor sagt: „Daß Ihr den Grimmen loswerdet." Da lacht der Junker: „Ja wohl, mein Herr, ich hab einmal von einem Stallbruder gehört, daß es zu dreien Dingen gut und nützlich sei. Erstlich vertreibe es die bösen Flüsse aus dem Kopf; zum andern macht es Luft um das Herz, daß man Wind und Atem haben kann; zum dritten vertreibt es den Grimmen und scheidet die Haare in dem Arsche, daß man, mit Verlaub von meinen Gästen, scheißen könne, man müßte sonst ersticken. Meint Ihr nicht, Herr Doktor, ich sei auch ein Kuharzt?" Worüber alle Welt lachen mußte.

5.

Eine wunderliche Frage, von einer säuberlichen Frau getan.

Es kam von der Universität Tübingen ein gelehrter Gesell, der mit Lob ein Medicus war und Doktor werden wollt' in der Arzenei. Dieser fragte nach dem Galeno, der zu Venedig in der Ölgasse, da man das süße Wasser verkauft, gedruckt wäre. Stellt sich auch also höflich, daß er vermeint, man sollt' ihm seine Kunst an der Stirn ansehen, wie denn die fahrenden Schüler zu tun pflegen. Unter anderm aber, wie man mancherlei schwatzt und endlich von

dannen geht, fragte die Frau in dem Hause: „Was ist das für ein Herr? Es ist ein leidlich wohlberedter Geselle. Ist es auch ein Papierer? Ich höre wohl, er wolle oder solle bald Doktor werden." Da fängt einer an: „So höre ich wohl, wenn einer ein Doktor werden will, muß er zuvor ein Papierer sein; ergo per consequens macht man aus den Papierern Doktoren." Sagt die Frau darauf: „Ja, woher wollten die Doktoren Bücher oder Papier nehmen, wenn eben diese Leut nicht wären?" Darob mußten ihre Leute und das ganze ehrbare Hausgesinde wohl lachen. Sie aber lachte so gut mit als die andern und gab gleichwohl eine nicht unbequeme Antwort drauf, daß man's ihr nicht so sehr übelnehmen konnte; denn wenn er ein rotes Barettlein aufgesetzt gehabt hätt, so wußte man, daß er ein Doktor gewesen. Also konnte sie es ihm nicht an der Stirn ansehn; vermeinte auch damit entschuldigt zu sein, dieweil er einem Papierer ähnlicher war, was Gestalt, Art, Weise und Gebärde anlangte, als einem Doktor. War aber eines Papierers Vetter oder Schwager.

6.

Eine gute bewährte Arznei, einer Magd zu Oberhausen von einem Balbierer eingegeben.

Eine Magd hatte ein böses Geschwür in dem Dorf Oberhausen; die litt große Pein und Qual daran. Nachdem sie aber viel Rats gepflogen und Arznei

gebraucht, wollt' diese schließlich doch nichts helfen und darum wollt' sie sich die Zähn ausbrechen lassen und schickt nach einem Barbiergesellen. Der war ein rechter Kauz, doch keine Eule noch Stoßvogel und in aller Schalkheit abgerichtet, wie ein Schermesser. Wie nun der gute Gesell sah, daß das Mädelein jung und schön war, gedachte er, es wäre schade, daß man ihm die Zähn ausbrechen sollt und sagt, er wollt ihr sonst wohl helfen, daß man ihr die Zähn nicht ausbrechen müßt. Er wüßte ein feines Pülverlein zuzurichten, das müßt' er ihr einstreichen frühmorgens, wenn es noch bei guter Weil und Zeit wäre, und sie nichts gegessen hätte.

Wie nun der Balbierer früh gegangen kam und niemand aufstand, denn allein die Magd, welche böse Zähne hatte und vor großem Schmerz nicht schlafen konnte, sagte der Balbierer: „Dieweil Euch nichts will helfen, was Ihr bisher oben versucht, so muß ich es unten versuchen." Und befiehlt der Dirn, daß sie sich niederlege; denn er müsse ihr das Pülverlein mit dem Finger auf den Nabel streichen. Die Magd folgt ihm. Er nimmt den elften Finger, sonst hat ein rechter Balbierer nur allein zehn. Darum war er in seiner Kunst ein Meister und streute ihr das Pülverlein eine Spanne von dem Näbelein. Die Magd empfindet das Pulver und schreit: „Mein lieber Gesell, laß nicht nach! laß nicht nach! hätt ich das Pulver früher gehabt, so wär mir der Wehetag längst auch vergangen, es wird auch schon besser."

Also wår oft einer zu helfen, wenn es einer wůßte. Stehwurzel ist aber zu allen Dingen gut und nutz.

7.

Eine welsche Arznei, einem Boten zu Innsbruck gelehrt und gebraucht.

Es war ein gar frommer Mann, den die Gewalt des Allmåchtigen, wie man sie nennet, getroffen hatte und ihm eine Seite gelåhmt und tot geschlagen; kam doch der gute Gesell wieder zu sich selbst und so weit, daß er ziemlich gehen konnt und ließ sich auch als Bote gebrauchen, doch nicht weit, allein von Hall bis Innsbruck und nicht weiter, was nur ein Weg von einer Meile ist. Der gute Gesell wollt aber gern wieder ganz gesund gewesen sein und erfrug und nahm Rat mit großem Ernst und Fleiß von Jedermann, wollt ihm aber nicht helfen. Es begab sich aber, daß einmal gute Gesellen aus welschen Landen von Padua reiseten und dahin kamen, was der Wirt vernahm und ihm anzeigte. Der arme Mann kommt an den Tisch, als man beim Essen, entschuldigt sich, begrůßt sie auch, daß sie ihm zu reden vergönnen und hebt an und klagt seine große Not. Ist aber ein Welscher unter ihnen voller Possen und Schelmenstůcke, weiset den Armen in den Stall zu einem Maulesel, daß er seine lahme Hand in seine Vulvam stecken soll. Der arme Mann vermeint, es sei lauter Ernst und gehet hin, nimmt eine Bank und setzt sich dem Esel vor den Hintern

und will die Hand in den Esel stecken. Wie aber der Esel das empfindet, springt er hinten auf und schlågt den Armen mit der Bank darnieder, so lang er ist. Der Arme macht ein Geschrei, daß der Wirt und die Wirtin gelaufen kommen und ihn liegen finden. Es wird den Gåsten kund und sie erkennen das als unbillig und strafen den Welschen um fůnf Kronen, die er dem Armen geben mußte; denn er war gezwungen.

*   *
*

Jakob Frey

I.

Ein ungelehrter Pfaff gab den Bauern ein Bein von einem toten Esel als Heiligtum gegen die Pestilenz.

Im Würzburger Bistum saß ein ungelehrter verdrehter Pfaff auf dem Odenwald bei Halprunn in einem Dorf; der hatt' ein gar kleines Pfründlein, darauf er sich mit seiner Schwester Base nicht gut ernähren konnte. Er war auch nicht so gelehrt oder geschickt, daß man ihm eine andere Pfarre anvertrauen durfte, mußte sich daran genügen lassen, wollte er nicht gar betteln gehn. Eben in derselbigen Zeit da kam ein großes Sterben in das Dorf. Der gute einfältige pecus oder Dorfpfaff nahm ein Bein von einem geschundenen alten Esel, ließ es sich in eine Monstranz fassen und verglasen, führte das mit sich in die Dörfer und Flecken ringsum, predigte, es wäre eine Reliquie von Sankt Rochus, und welcher Mensch das Heiligtum küßte, der wäre dasselbige Jahr von der Pestilenz frei, und wenn sie schon über ihn käme, so stürbe er doch nicht daran. Mit solchem Lügen, Trügen und Bescheißerei der-

selbige Pfaff in kurzer Zeit von den einfältigen Bauern gar viel Geld zusammengebracht und gesammelt hat.

Zuletzt ward die Sach vor den Offizial gebracht. Der läßt ihn kommen, straft und warnt ihn, stellt ihm vor, daß solche und dergleichen Dinge abgöttisch wären und das einfältige Volk zu einem falschen Glauben führten; darum solle er von dem schändlichen Wesen abstehn, oder er, der Offizial, würde diese Handlung vor den Bischof von Würzburg selbst bringen müssen. Der Pfarrer war unerschrocken, gab kurze Antwort und sprach: „Ich hab den Bauern recht gesagt, wer das Heiligtum küsse, der sei dies Jahr vor der Pestilenz sicher. Es haben die Bauern auch nur des Glas geleckt und geküßt und nicht das Heiligtum. Ich wollte sie eher alle dem Teufel zum neuen Jahr schenken, ehe ich sie mir mein Heiligtum ließe küssen. Wenn sie mich auf den Hintern küssen wollten, ich würde ihnen nicht still halten. Aber Euch, Herr Offizial, will ich folgen; ich hab' sie für diesmal genug beschissen." Ging wieder heim, schüttet das Heiligtum von dem alten geschundenen Esel wieder aus; denn er hatte sie bei dem Ablaß wohl gewärmt.

2.

Von einem Doktor der Arznei.

Ein medicus, ein Doktor war zu Straßburg; wo der ging, da hatte er allewege eine goldne Kette

oder zwei am Hals hangen. Ein fremder Edelmann kam einmal gen Straßburg, der sah ihn und fragte einen andern Edelmann, wer der Ritter wäre. Der gab ihm zur Antwort, es wäre kein Ritter, sondern ein Doktor der Arznei.

„Das kann", sagte der erste Edelmann, „ein geschickter, frommer und getreuer Arzt sein, welcher andre Kranke von der Gelbsucht befreien kann, dieselbige ihnen abnimmt und sie an seinen Hals hängt. O, was wird er freilich Kirchhöfe gefüllt haben, bis daß er den Hals also schwer mit den goldnen Ketten gemacht hat. Er dürfte nicht über mich und wenn er mir zu allerhinterst ins Kaminloch sehen sollte; denn ich fürchte, so er den goldnen Ketten also feind ist, er würde mich auch eine zum wenigsten zu stehen kommen. Es ist wohl zu bedenken, daß sie das, was sie uns Tag und Nacht mit ihren faulen Pillen, ihrem Dreck und Seich besehen liederlich genug abverdienen, danach an den Hals hängen, uns entgegentragen und darum verspotten, ja, ob sie uns nicht etwa gar um die Haut bringen. Ich hab daheim einen Bauern, der hat mir kürzlich einen Trank gemacht, daß ich die Kammer, den Hausflur, das Bett, die Kissen und schier allen Teufel im Haus voll hofiert habe und gesund war. Diesem goldenen Doktor hätte ich gewiß eine halbe Kette geben müssen und sollte dennoch alsbald kein Vergnügen gehabt haben; den Bauern dagegen hab ich mit einem Imbiß abgewiesen."

* * *

Martin Montanus

I.

Ein Scherer schlägt einer Jungfrau eine Ader.

War einst eine gute junge Tochter, die sich selbst schön, züchtig und fromm schätzte, aber die Sache hatte mit ihr eine gar andre Gestalt. Sie kam in eines Scherers Haus und wollte sich eine Ader schlagen lassen.
Der Scherer, der wohl um ihre Frömmigkeit wußte, gedachte es zuwege zu bringen, daß sie öffentlich vor jedermann bekennen sollte, was für eine sie wäre. Er hub also an und sagte: „Jungfrau, ich habe zweierlei Eisen; eines, damit man die Jungfrauen lässet, das andre gehört zu den Weibern. Und wenn Ihr keine Jungfrau seid, so sagt es mir! So will ich das Frauen-Eisen nehmen. Sonst wird Euch Schaden daraus entstehn, also daß Ihr um den Arm kommen werdet. Darum seht zu, was Euch zu tun ist!" Die Jungfrau, die eine solche Rede verdroß, fragte, ob er sie für eine Hure halte, er solle das Jungfrauen-Eisen nehmen. „Meinethalben," sagte der Scherer, „es gilt mir gleich, will Euch ebenso gern mit dem kleinen Eisen schlagen als mit dem

Großen. Ich will mich aber jetzt verwahrt haben, wiederfährt Euch etwas am Arm, daß ich keine Schuld haben will." Also das Eisen nahm, ihr solches auf die Ader setzet und nochmals fragte, ob er schlagen sollt. Da fragte die Jungfrau den Barbier, ob er meine, daß ihr das Jungfrauen-Eisen Schaden bringen möchte. „Ja," sagte der Scherer, „Ihr hört mich wohl. Meint Ihr, daß ich mit Euch scherze?" „Wohlan," sagte die gute Tochter, „so nehmet gleich das Frauen-Eisen, und mög' es gut damit ausgehn!"

Als solches der Scherer samt den Umstehenden hörten, fingen sie an zu lachen. Dessen sich die gute Dirne heftig zu schämen begann, hätte gewollt, sie hätte geschwiegen und sich mit dem Jungfrauen-Eisen schlagen lassen; heim nach Hause zog und fürderhin sich nicht mehr fröhlich auf der Gassen durft sehen lassen.

2.

Vieriockers kauft ein Bauer in der Apotheke.

Einmal ward einem Bauern eine Kuh krank; dem riet man, er sollt' in die Apotheke gehn und sich Driockers (Theriak) geben lassen. Der Bauer zog hin, und auf dem Weg dachte er bei sich selbst: Soll es ein gut Ding sein, so will ich mir lassen Vieriockers geben, damit meiner Kuh desto besser geholfen werde."

Und als er in die Apotheke kam und gefragt wurde,

was er wolle, sagt er: „Ich soll Driockers kaufen. So gebt mir Vieriockers, wenn derselbige besser ist.“ Der Apotheker sah wohl, was er für einen Vogel hatte, gab dem Bauern Driockers in ein Büchslein, nahm dasselbige doppelt bezahlt und ließ den Bauern hinziehen.

* *

*

Hans Wilhelm Kirchhof

I.

Von einem Doktor und einem Bauern.

In einer Stadt kölnischen Gebiets wohnte einmal ein sehr gelehrter Doktor medicinae, der alle Gebresten an Jedermann vertreiben und kurieren konnte. Darum er des gemeinen Mannes Lob (wie es gewöhnlich geschieht, wo etwas Neues entsteht) binnen kurzem vor allen andern bekommen und berühmt geworden. Durch solches ward dazumal auch ein reicher Schlemmer und einfältiger Bauer Rats zu erholen bewogen, der sich selbst einredete, wie witzig und wohlsprechend er wäre und ein junges, doch faules und böses Weib hatte. Er sorgte dafür, daß er sich von ihrem Harn verschaffte, welchen er in der Hoffnung, ihre Gesundheit zu bessern, zu genanntem Doktor trug, vermeinend, derselbe wüßte auch die Trägen rasch zu machen, wo er doch selbst wohl in seinem Garten oder Zaun hätte Rat finden können. Wie dem sei, er wagt's, bat den Doktor mit Verlaub, Fleiß aufzuwenden, er wollte in dieser Sach kein Geld sparen, sollt' es ihn auch mit Verlaub einen halben Radtaler Weißpfennige kosten.

Der Doktor fragt, woher er sei oder wie sein Name. Antwortet der Bauer: „O Herrgott, dies ist schon das erste, das ich erfahr, wie mich das allgemeine Gerücht getäuscht hat! Ich meinte, Ihr wüßtet alle Ding und wisset solches nicht aus dem Harn zu ersehen! Ist doch kein Kind in unserm Dorf, das nicht weiß, daß ich mit Verlaub Knorren Cuntzgen heiß." Lachend forscht der Doktor weiter, ob die Person, um derentwillen er da wäre, auch schlafen und ruhen könnte. „Mehr denn zuviel," antwortet der Bauer, „mit Verlaub zeitig des Abends und Morgens gern lang; dies aber bekümmert mich, daß Ihr nicht merkt, daß es mit Verlaub meine Frau ist, und ich bin darum einen so weiten Weg, mit Verlaub wohl dritthalb Meilen, hierher gegangen, von Euch alles Nötige zu erfahren." Der Doktor verstand, mit was für einem Kaufmann er Markt hielte und sagte weiter: „Hat denn auch Eure Frau ziemliche Verdauung oder jüngst einen Stuhl gehabt?" Der Bauer sprach: „Es war mit Verlaub noch finster, da ich heut morgen von ihr ging und sie lag noch im Bett, ob sie aber, nachdem sie aufgestanden, einen Stuhl oder Bank, mit Verlaub zum ersten gebracht, mögt Ihr aus dem Wasser zu sagen wissen; denn meine Stube ist sehr weit, doch meines Erachtens würde sie Einer ihrer Gewohnheit nach beim Ofen, da im Winter ihr steter Sitz ist, gefunden haben." „So mußt du es nicht verstehen," sprach der Medicus: „Ich meine, ob sie nicht wie du, wenn dir der Bauch wehe tut, ihrer Notdurft nachgegangen sei." „Ach so," sagt

der Bauer, sein ‚mit Verlaub' vergessend, „ich versteh's nun wohl: gestern morgen fand ich sie im Hof, da hatte sie nicht viel gemacht, kaum so groß als das ist," womit er ihm etwas zeigte, einen Stein oder ein Holz, nicht viel unter vierthalb Pfunden. Durch diese Erzählung des villani ward er heftiger zum Lachen getrieben und sprach deshalb zu ihm: „Nun erst will ich dir sagen, wie es hiermit bestellt ist; vorher habe ich deines Erschreckens halber mich gescheut. Deine Hausfrau ist mit einer nicht geringen und neuen Krankheit beladen, nämlich mit dem Trägen; wo das, wie schon manchem geschehen, überhand nimmt, da verteilt sich's gerne in alle Glieder des ganzen Leibes. Es entstehen danach große Beulen, die fallen aus und es pflegt darin, wenn man's versieht, gern faul und schelmig Fleisch zu wachsen. Dieses nun zu vertreiben, folg meinem Rat, dann brauchst du nicht viel in die Apotheke geben! Nimm ungebrannte Asche, welche, da sie von zweijährigem Kuckucksgeschrei[1] am allerbequemlichsten ist! Dazu misch ziemlich den Saft von Bengel und Fünffingerkraut, streiche ihr denselbigen des Morgens, oder wenn sie die Seuche ankommt, um die Arme und Lenden, oder wo sie's am meisten empfindet! Diesmal kann ich dir, anderer notwendiger Geschäfte halber, nicht mehr sagen; versuch dies zum ersten!" Schenkte ihm einen Weißpfennig und ließ ihn von sich gehen.

[1] soll wohl bedeuten: einen Zweig, von dem der Kuckuck zwei Jahre lang herabgeschrieen hat, der fest, aber noch elastisch ist.

Der Bauer zog heim und fand seine Frau nach alter Gewohnheit müßig beim Ofen und die Hände im Schoß haltend sitzen, die ihn mit nicht wenig Scheltworten, daß er solange aus war, empfing. „Sei gutes Muts!" sprach er, „dein Sach soll bald besser werden; der Doktor hat mir nicht allein geraten, dir zu helfen, sondern mir auch einen Weißpfennig verehrt." Erzählte ihr dabei die Form der Arznei und Kräuter. „Ich wollt', der Schinder schlüg' den Doktor mit seiner Arznei und dich Schelmen dazu!" antwortete die junge und faule Linze, er solle den Teufel also arzneien. Der Mann sprach: „Nun, liebe Frau, es ist von mir im besten geschehen, hab Geduld, ich kenne die Kräuter nicht, sind sie aber sauer, so mußt du ein übriges tun, ein Böses muß das andre vertreiben." Allsogleich ward das Weib noch heftiger, behandelt den Mann aufs Schändlichste mit Schmäh- und Scheltworten, daß er, dadurch zu Zorn bewegt, ihr, so sie mit solchem nicht nachlassen würde, das Maul zu zerschlagen drohte. Sie bot ihm Trotz, er gab ihr eine Maulschelle oder zwei, daß sie zurückprallte. Sie aber setzte sich zur Wehr und erwischte einen Besenstil. Den nahm ihr der Mann und setzte ihr dermaßen zu, daß sie ihm mit Gewalt entlief. Der Mann dachte, dies soll wohl die ungebrannte Asche sein, wovon der Doktor geredet und wovon die erste Probe ziemlich gut ausgefallen. Darum, wenn die Frau wieder in die frühere Faulheit verfiel, drohte er ihr mit besagter Arznei zu helfen, so daß sie sich doch einigermaßen derselben entwöhnte und häuslicher zu werden begann.

2.

Einer versteht ein Rezept unrecht.

Zu Straßburg wohnte ein Gärtner, oder wie man's an etlichen Orten nennt, ein Taglöhner, der auch gern im Nassen lag. Darum, wie er einstmals in der Faßnacht die Weinkanne zu oft gelehrt hatte, verspürte er etwas Kopfschmerz und Schwindel, auch seinen Magen erkalten und Blähung. Dieses klagt er einem Doktor, dem er bisweilen um Taglohn zu arbeiten pflegte und bat ihn dabei, ihm seinen Rat mitzuteilen. Der Doktor war willig, denn er wollt' ihn auch bald in seinem Garten brauchen, schrieb ihm ein Rezept, befahl ihm das in die Apotheke zu tragen, und was ihm der Apotheker zurichten würde, sollte er auf einmal einnehmen. Indem nun der Gärtner hinging, machte er das Brieflein unterwegs auf, um zu sehen, was darin geschrieben stünde; denn er war auch in seiner Jugend in die Schule gegangen und hatte einen alten Donat samt der Grammatica gegessen. Als er aber unten — denn das andre konnt' er nicht wissen, was es war, geschrieben fand: fiant pillulae septem, das ist: aus dieser aufgeschriebenen Komposition sollen sieben Pillen gemacht werden, ließ er sich auch dünken Latein zu verstehen und meint pillulae wär soviel als pulli, das ist Junge, wie junge Vögelein oder Hühnlein. Lies darum die Apotheke fahren, verfügt sich nach Hause, berichtet seiner Hausfrau, die wohl wußte, wo er gewesen war, was in dem Zettel vermeldet, und sprach: „Was wär vonnöten, dem Apotheker

viel Geld für das zu geben, was wir selber haben und du, wie du im Schwanen dientest, ja, so gut als er zu kochen gelernt hast? Nimm unsrer jungen Hühnlein sieben, fülle sie alle aufs Beste, vier in einem gelben Brühlein abbereitet und die andern drei gebraten." Die Frau war ihm gehorsam, vollbrachte dieses, wie ihr Mann das befohlen hatte, auf daß er eine seiner Krankheit ziemliche Mahlzeit hielte.

Des andern Tags begab sich's, daß der Doktor dieselbige Straßen hin spazieren ging, da der Gärtner wohnte. Da fiel ihm ein, zu erforschen, wie bei seinem Patienten die Purgation gewirkt und er sich befand. Den fand er ziemlich guter Dinge und gesund; fragt ihn darum, ob die Arznei ihm so gut geholfen hätte. „O ja," sagte der Gärtner, „ich hab sie erst ein wenig über die Hälfte gegessen; Ihr meint, glaub ich, daß ich ein Bauer sei und habt mir gar zu viel verordnet." „Wie das?" sprach der Doktor. Antwortet der Gärtner: „Von den gesottnen hab ich nur drei und von den gebratnen zwei, doch von dem dritten mit Mühe und Not ein Flügelein gegessen und nicht mehr, wiewohl sie all besser, als Ihr habt verordnen können, zugerichtet gewesen sind," und er berichtet dem Doktor alles, wie es gegangen war. Der verwundert sich dessen, lachte und sprach, er hätt ihm recht gefolgt, er sollte das übrige nun jetzt essen; er hätte gute Hoffnung, die Krankheit würde sich wenden, wollt' auch wünschen, daß allen seinen Kranken solchergestalt zu helfen wäre und ging also von ihm.

Dies wird auch alſo erzählt, wie mir berichtet worden, daß es wahrhaftig zu Wittenberg geſchehen ſein ſolle, daß ein Bauer einem Doktor geklagt, wie ihn der Schwindel und Kopfweh übel peinige. Da riet ihm der Doktor, er ſolle für einen Groſchen oder drei überzogenen Korianderſamen kaufen und den genießen. Verſehe er ſich, daß es beſſer mit ihm werde, gut, wo nicht, ſo ſollt er ihn wieder anſprechen. Der Bauer ſprach dieſen Namen Koriander in Gedanken ſtets vor ſich hin und wollt ihn ja nicht vergeſſen, indeß begegnet ihm ein andrer aus ſeinem Dorf, der hielt ihn mit etlichem Geſchwätz ein wenig auf. Als dieſer von ihm gegangen, war ihm der Koriander aus dem Sinn, dacht, es habe Kalender geheißen und fragt, wo dieſelbigen zu kaufen wären. Ward er darauf zum Buchbinder gewieſen, da begehrt er für drei Groſchen überzogne Kalender. Konnte der Buchbinder nicht anders denken, dieweil dieſer überzogene Kalender forderte, es müßten nicht von den langen, ſondern von den eingebundenen ſein, gab dem Bauern für drei Groſchen ſechs derſelben, die er alle nacheinander auffraß und genoß. Derhalben kam er folgenden Tags zum Doktor, verehrte ihm einen großen Butterwecken und ſagte, daß es gegen den Schwindel keine beſſere Arznei gäb denn Kalender, doch hätt er das Hinterſte — er meint dort, wo ſie gepappt und geleimt ſind — ſchwer hinabzubringen vermocht.

Item, einem war geraten worden, daß er allemal nach der Mahlzeit ein Stück Käſe von eines Gulden Schwere eſſen ſollt; da vermeint er für einen

Gulden Käs, aß ungefähr vier oder fünf Pfund, beklagt sich auch darum, es wär zuviel.

3.

Ein Rezept einer Apothekerin.

Nichts geilers und unkeuschers (spricht man) sei, denn eines alten Mannes Herz. Dergleichen war einer, fast siebenzigjährig, derselbige, nachdem ihm seine Hausfrau gestorben, konnt kaum erwarten, daß sie erkaltet oder begraben wäre und trachtet, wie er eine junge bekommen möchte. Lief alle Winkel aus und buhlte, von Liebe entzündet, wie ein junger Esel. Zum letzten macht er ein wenig Bekanntschaft mit einem schönen Mågdlein, die ihn über einen Zahn anlachte, von ihm an einen andern zu kommen gedachte und mehr sein Geld, denn ihn selber lieb gewann. Wiewohl ihm von Jedermann vielmehr zu einem ziemlichen betagten Weib, denn zu dieser geraten wurde, wollte er von seinem Vorhaben doch nicht ablassen. Als er sie nun genommen und kurze Zeit mit ihr hausgehalten, mußt er hinnehmen, daß sie ihm sein schwaches und unvermögendes Alter, auch wie er des Nachts nichts denn schlafen oder husten und kotzen könnte, ganz schmählich aufrückte und vorwarf. Darum gedachte der betrübte Alte weiter Rat zu finden, ging in die Apotheke, da der Besitzer sein Gevatter war und fragte seine Hausfrau, wo er wäre, er hätte ihm eine wichtige Sache anzuzeigen. Die Apothekerin merkt wohl an seiner





Farb und Red, daß ihm etwas hieran gelegen und aus angebornem Fürwitz fragte sie ihn, ob er es ihr nicht eröffnen könne. Da es sich um eine ziemliche Arznei handle, wollte sie in Abwesenheit ihres Hauswirts allen Fleiß aufwenden, den sie könnte; denn sie hätte infolge der Erfahrung auch etwas gelernt. Der gute Mann schlug es ihr immer ab, es zu sagen, doch auf ihr fleißiges Anhalten und Erforschen erzählt er ihr den ganzen Handel.

„Dies ist eine schwere Sach und mir nicht lieb zu hören," sagte das Weib, „doch kommt mit mir in den Laden, da will ich sehen, ob Rat für Euch ist." Nun war sie gerades Leibs, schönes Angesichts und von weißen Beinen, schürzte sich, auf daß ihr Gevatter diese ziemlich hoch sehen möchte, stand ihm gegenüber und fragte, ob er keine Besserung spüre. Antwortet er, nein. Sie lehnet ein Leiterlein an, steigt hinauf, langt und besah eine Büchse nach der andern und fragt, wie es jetzt um ihn stünde? Sprach er immerdar wie vorhin. Sie zog den Rock ein wenig höher bis an die Knie, sucht hin und wider, und fragt ihn zum dritten, ob es noch in dem alten Wesen mit ihm wäre. „Nicht anders," sprach er, „und da Ihr sonst nichts wisset, muß ich verziehen, bis Euer Herr, mein Gevater, heimkommt." „Das ist unnötig," sagt sie; „wenn Euch das, so Ihr jetzund gesehen, keine Kraft bringt, ist es vergeblich, wenn Ihr auch schon die ganze Apotheke mit allen Büchsen fresset." Mit welchem Schrecken er diesen Trost vernommen, kann sich einer leicht denken.

4.

Von einem Wurzelkrämer, der ein Doktor sein wollte.

Ein Landstreicher oder Zahnbrecher (wie man sie nennt) kam mit seinen Theriakbüchsen in einen Flecken, legte daselbst seine Krämerei aus, tat mit großer Arznei und Kunst, wie er allerlei Gebresten heilen könnte und ein Doktor wär, groß. Eine reiche alte Bäuerin daselbst hatte böse Augen, forderte diesen Arzt und ward mit ihm über den Lohn einig, dergestalt, daß sie ihm den nicht geben sollte, sie hätte denn ihr Gesicht wieder vollkommen zurückgewonnen. Er durfte solches, damit man an seiner angeblichen Kunst nicht zweifle, nicht abschlagen, hatt aber zu sich selbst wenig Vertrauen, gedachte sich darum bei Zeiten vorzusehen und bezahlt zu machen. Er ließ das Weib sich in eine ganz finstre Kammer legen, salbte ihr täglich mit einem Schmeer die Augen, deckt sie ihr auch mit übergelegten Pflastern ganz zu, und jedesmal, so er wieder weg ging, nahm er jetzt einen Kessel, dann eine Pfanne, Tiegel, Kleider, Leinwand oder sonst etwas dergleichen mit. Was geschieht? Die Frau wird gegen sein Verhoffen bei solcher Trügerei gesund und solches gewahr. Der Arzt fordert sein verheißenes Geld und spricht, daß er solches zu Erkenntnis aller, denen ihr Mangel vorher bekannt gewesen, wolle gestellt haben. „Es ist nicht also," antwortet sie, „denn ehe ich mich der Gefährlichkeit deiner Arznei, die mich doch nicht ohne Gott gesund gemacht hat, anvertraute, sah ich noch mit roten dunkeln Augen hin und wider

viel Hausrat und Kleider, jetzund aber mit guten Augen sehe ich die leeren Stellen. Bringe dasjenige, so du mir entwendet, zuvor ein jegliches an seinen Ort wieder, und du sollst nach der ersten Abred bezahlt werden. Als dieses der Schalk hörte, trollt er sich da hinweg und soll noch wiederkommen.

5.

Von der Ärzte Freiheit.

Keinerlei Volk auf Erden hat so große Freiheit, als die doctores medicinae oder Ärzte, Barbierer und Bader. Denn ob sie schon oftmals durch ihre ungereimte Arznei etwa manchen Menschen töten, bekommen und schrapen sie dadurch zusammen, während andere Totschläger am Leib härtiglich gestraft werden, großes Gut und reichliche Belohnung. Daher ein Sprichwort, daß ein neuer Arzt einen neuen Kirchhof haben muß, bei uns Teutschen entstanden ist. Oder, wie etliche sagen, ein neuer Arzt muß zween Kirchhöf haben, den einen für die, denen er nicht hat helfen können und die darum sterben, den andern aber für die, so er durch zu starke und der Natur der Kranken widerwärtige Purganzen und anderes tötet.

Auf solche Weise fragt einstmals ein Fürst einen medicum, der sich bei ihm als den geschicktesten und in allen Stücken der Arznei trefflichsten Doktorem angab und versprach, in der Hoffnung, bei ihm in

Dienst genommen zu werden, und sagt: „Ich bin von meinen Eltern unterwiesen, ich soll keinen Arzt annehmen oder zu mir lassen, der nicht zuvor zum wenigsten dreißig Menschen getötet hätte." Antwortet hierauf der Doktor: „Ist dem also, gnädiger Herr, so werd ich eben einer derselben sein, zu welchen Eure Vorderen Euch geraten; denn von angeregter Zahl fehlt es nicht weit, dieweil ich in gar kurzer Zeit ihrer neunundzwanzig zum Kirchhof gute Förderung gegeben hab."

Als dies der Fürst vernommen, sprach er: „O ho, kannst du solche Kunst, so taugst du keineswegs zu meinem Diener und pack dich nur von mir! ich müßt sonsten große Gefahr bestehen, daß ich nicht bald der dreißigste sein möchte."

6.

Von einem Juden, der ein Arzt war.

Ich hab scherzweis, das wohl sollt wahr sein, sagen hören, daß ein Jůd, doch auch nicht alle, wenn er auch getauft, ein guter Christ und fromm wird, wenn einem alten Wolf das Maul zuwächst. Denn ob sie schon eine Zeitlang ihre Bůberei etlichen Vorteils halber verbergen, können sie zuletzt, wie eine zeitige Geburt, nicht verhalten. Dennoch (unangesehen, daß sie unser und unsers Glaubens heftige Feinde und Verächter sind, die und den sie täglich lästern und verfluchen) will man sie haben, gibt und vertraut

ihnen manchmal mehr, denn einem geschickten und frommen Christen. Ein solcher war zur Zeit Bebelii im Württemberger Land, der sich auch für einen medicum gebrauchen ließ und ausgab. Ward derhalben von dem Abt oder Prior, zum heiligen Kreuz genannt, der am Podagra krank lag, gefordert und gebeten, sein Bestes zu tun, es sollt nicht unvergolten bleiben, auch über den gebührenden Lohn. Demselben dachte nun der Jůd nach, wie er möchte sein (und nicht des Mönchs) Bestes ausrichten; denn er fürchtete, mit seiner Kunst würde er allda nicht viel erwuchern, hätt darum Fleiß, als Jedermann in der Kirchen war, dem Abt seinen Gaul hinwegzureiten, was er auch vollbrachte. Machte also den guten Herrn nicht durch seine Arznei wieder gehen, sondern die Not bracht solches zuwegen, weil er seines Pferdes ermangelte. Zu welchem Schaden er auch den Spott Jedermanns, daß ihm der Jůd recht auf die Fůß geholfen hätte, tragen mußte.

7.

Eine Frau heilt einen Mann mit einer Zwiebel.

Sirach lehrt, man solle den Arzt in Ehren halten, auf das man ihn in der Zeit der Not haben möge. Und dies ist von geschickten und in der Arznei erfahrnen Männern, nicht vom Doktor Schmelzkessel und den alten Vetteln geredet. Aber man tut das Gegenteil, vermeinet großen Rat zu stiften, so man

etwa einem gelehrten Arzte einen halben Gulden geben müßte und Nutzen schaffte, dafür lieber einer alten Hexe ihr abgöttisch Beschwören und Segen mit halbem Geld bezahlt, hinwider aber doppelten Schaden leidet, wie Folgendes zeigt.
In einem Dorf am Rhein wohnte eine sehr betagte Frau, der hohe Geschicklichkeiten in der Arznei beigemessen wurden, deren sie sich auch, und mit einem Kräutlein oder einigem Stück (wie der Pfaff Verderbsleben vor Jahren auch tat) allerlei Gebresten zu heilen unterstand. Ein ziemlich wohlhabender Bauer hatte Wehtag an einem Aug bekommen, ging in die Stadt, fragte einen Barbier, was er nehmen sollte, damit es ihm an den Augen helfe. Der Barbier forderte ein bestimmtes Geld, das bedünkt den Bauern zu viel und er ging hinweg den nächsten Weg zu dem alten Weib, sie um Rat fragend. „Dem ist leicht," antwortet sie, „und um ein ganz geringes abzuhelfen; es ist nichts, denn daß Euch etlicher Staub darein gefallen, den muß man herausziehen." Sie hatte aber oftmals die harten Schwären mit gebratnen Zwiebeln aufgeweicht und den Eiter herausgezogen; da sah sie's fürs Beste an, dem Auge auch also zu helfen. Briet eine große Zwiebel, murmelte dem Bauern etliche Worte heimlich übers Aug, band ihm danach die Zwiebel darauf und ließ ihn mit dem Befehl, es vor Ablauf von drei Tagen nicht aufzumachen, wieder gehen. Nach Vollendung derselben löste sie ihm das Band auf, da hatte die Zwiebel nicht allein den Staub, sondern auch das ganze Aug ausgezogen und verderbt.

Das war ein Heller gespart und hundert Gulden verloren.

8.

Warum die Trinker sterben.

Zu Mainz im Stift ist vor Jahren ein reicher Verschwender gewesen, welcher, wie der Orden es mit sich bringt, Tag und Nacht in Saus lebte und ohn Unterlaß toll und voll zu finden war. Dies konnt' auf die Läng nicht so weitergehn und es ward ihm der Trinker Lohn redlich auf einem Haufen bezahlt; denn es waren nicht allein alle seine Glieder schwach und kraftlos, sondern auch Lunge und Leber faul geworden. Derhalben er viel zu spät den Arzt gebrauchen und ihm folgen wollte, ist er bald danach gestorben. Wie nun die Leich zur Erden bestattet, war der Doktor, so den Herrn behandelt hatte, auch zugegen und von Vielen gefragt, was diesem gemangelt hätte, daran er so plötzlich verschieden. „Wißt Ihr das nicht?" sprach dieser, „der große Hunger und Durst hat ihn ums Leben gebracht." Als aber dies von ihnen schier mit Verwundern verneint ward; denn ihnen wär ja bekannt, sagten sie, daß er sein Lebtag nimmer nüchtern gewesen, antwortet der Doktor: „Dies ist meine Meinung auch; denn hätt er genug getrunken, lebt er noch, ich aber hab nie gesehen, daß er soviel gefressen und gesoffen hab, daß er nicht noch mehr haben wollen, daß er also aus Mangel ist hingefahren."

9.

Ein Doktor redet von der Trunkenheit.

Da ein Doktor noch auf der Universität Professor war, disputierten einmal die Gelehrten von der Trunkenheit und Völlerei, und als es an ihn kam, beschloß er sein Argument und sprach: „Secundum illud: Ut sis noctu levis, sit tibi coena brevis", das ist: Willst du des Nachts wohl ruhen, sollst du des Abends dich nicht übereßen. Solches kam, dieweil der gute Doktor ohnedies vielen nicht recht reden konnte, unter die Studenten, die sagten, sie merkten nun, weshalb seine (des Doktors) Tischgänger oftmals sich hören ließen, daß sie kurz und schmal abgespeist würden, auf daß sie auch wohl schlafen möchten.

10.

Von demselben Doktor.

Dieser Doktor, der ein frommer Mann war, aus einem Land, das sich der sächsischen Sprache bedient, gebürtig, dem mengte sich, wiewohl er sich sehr der oberländischen Art zu reden befleißigte, sein Landsmann immer mit unter. Einstmals kuriert er einen gewaltigen und tapfern Mann vom Adel, und nachdem er ihm etliche pillulas des Abends eingegeben, kam er morgens früh, zu erforschen, wie die Purgation gewirkt und wie oft er sich jedesmal moviert hätte, vornehmlich mit diesen Worten:

„Lieber Junker, wie ist's Euch heut gangen, habt Ihr auch etliche Stuhl gehabt?" Antwortet der Edelmann: „Was Stuhl, Stuhl? (denn ihm war die Nacht über sehr weh im Leib gewesen, worüber er erzürnt) wenn Ihr Euch so voll des Drecks zu Abend gefressen hättet als ich, Ihr solltet auch wohl einen so großen Haufen als ich gemacht haben," und sagt's noch gröber heraus.
Der Doktor erschrak, doch sagt er in seiner Sprach, den Zorn zu stillen: „Ei Junker, seid zufrieden, das ist Euch gut, darum friß auf, friß auf, wollt sagen frisch auf, es wird bald besser werden." „Dem sei, wie ihm wolle," antwortet der Junker, „ich mach das nicht noch einmal, wenn das so gut ist, so mögt Ihr es wohl selbst fressen, ich habe diesmal genug."

II.

Disputation etlicher Doctorum medicinae.

Es ward unter den Herren und Doktoren medicinae viel disputiert von einem schönen emplastro zu legen, von glatt abgeriebenen Ziegelsteinen zubereitet, das mattonato genannt wird in der Apotheke. Darauf einer der Herrn sprach: „Wenn wir den Bischof von Potentia haben könnten und wohl überhobeln und abreiben ließen, der würde gar tauglich dazu sein, denn er könnte der allerschönste mattonato werden, den man möchte finden." Die Sach wird in Zweifel gestellt und ein Jeder interpretiert besonders, wie

man wohl einen Bischof überreiben und als Ziegelsteinpflaster auflegen könnte. Ist also zu verstehen: So dieses Wort mattonato als vocabulum oder Wort wird angezeigt, ist es das oben gemeldete Pflaster, wird es aber voneinander geteilt, also matto nato, heißt es ein geborener Narr in italienischer Sprache, wozu dieser Bischof vielleicht ihrer Disputation nach nicht übel qualifiziert gewesen.

12.

Von einem Pfarrherrn, der ein Arzt war.

Das alt Sprichwort ist: Ein neuer Arzt will einen neuen Kirchhof haben. Solches wird aber darum nicht gesagt von den medicis oder chirurgis, die solche Kunst und Praxis lang geübt oder sonst wohl gelernt haben; welche, wie Sirach sagt, eine sonderliche Gabe Gottes sind, denen er aus sonderer Lieb zum menschlichen Geschlecht offenbaret hat die Kraft und Tugenden der Gewächse der Erden, womit sie den Menschen nutz und gut sind, zu erkennen. Und einen solchen erfahrnen und verständigen medicum oder Arzt haben Kaiser, Könige, Fürsten und Herrn usw. in sondern Ehren und Würden. Sind auch nicht darum neu zu nennen, weil sie etwan in kurzem ihre Vocation oder häusliche Wohnung anderswohin verlegt, als könnte solche Veränderung, Zeit und Ort ihrem Reiß irgend Abbruch bringen. Vielmehr werden mit obgenanntem Sprichwort taxiert und gemeint diejenigen, welche keine fundamenta

grammaticae, geschweige in physicis gelegt, der Kranken Natur oder Komplexion nicht zu judizieren wissen und mit einerlei medicamentis allerlei Gebresten zu kurieren sich unterfangen. Wie sich denn auch einer in diesem Lande anno 1544 hervortat, unsäglicher Erfahrung sich rühmend und ebenso großen Ruf gewann, so daß, wo er sich hinwandte, ein Zulauf sich erhob und mit mancherlei Gebrechen beschwerte Leute sich zu ihm auf Wagen, Pferden und sonstwie zu ihm führen und tragen ließen und auch etliche vornehmen Standes, Herrn und Fürsten, ihn zu konsultieren veranlaßt wurden. Stets hatt er neben sich zwei oder mehr Schreiber sitzen, die nichts andres, denn einerlei Rezept für und für schrieben und für Geld hingaben. Wie für den Kopf, so auch für Wehetag der Füße, den Alten wie den Jungen, den Frauen wie den Männern, lahme Glieder, Krätze usw., summa, Bauchflüsse oder Verstopfung nicht ausgenommen, verhieß er durch gegebene Arznei Rat zu schaffen. Es ist gleichwohl auch wahr, daß Viele, so Rat bei ihm gesucht, Besserung empfunden und von ihrer Schwachheit lieberiert sind. Ob aber infolge seines Rezepts, oder weil Gott das so haben wollte, der ohnedies der beste Doktor ist, weiß ich nicht. Gar Viele hatten Gott zu danken, daß sie, wo es sich mit ihnen nicht zur Besserung schickte, im vorigen Stand und Wesen bleiben konnten, ja daß sie nicht ad Patres zogen. Scherzweise nannten etliche diesen medicum den Pfarrherrn von Verderbsleben. Darum sei ein Jeder gewarnt, wem er sich, nicht allein seine oder der

Seinen Gesundheit, sondern Leib und Leben vertraue. Das Rezept, so dieser für Geld ausspendet, war dieses:
Recipe: Dürr Wermuth, grüne Rauten, jedes eine Handvoll; Pfefferkörner ein Lot, in einem Mörser klein gestoßen, in ein Tüchlein gebunden und in einer Maß guten Weins gesotten; davon Abends und Morgens einen guten Trunk getan, darauf niedergelegt und geschwitzt. Dies etliche Tage kontinuiert, reinigt das Geblüt.

13.

Ein Esel heißt den andern Sackträger.

Vor Jahren kam gen Cassel ein fremder Chirurgus (will nicht sagen Brillenreißer) oder Arzt, wofür er sich ausgab und großer Erfahrung rühmte. Darum er auch und sein Weib in eitel samtenen und seidenen Kleidern und mit güldnen Ketten prangten. Unter andern seinen Künsten, von denen er viel Wesens machte, war auch ein Unguent, Salbe oder Schmalz, wollt ich sagen, wie sein eigen Verzeichnis, so er angeschlagen, vermeldet, von mehr denn hunderterlei Tieren etc. Schmalz komponiert und zusammengebracht, das auch gegen ebensoviel und mehr Gebresten gut sein sollte. War wohl kaum glaublich, wo ihm solch Schmalz überallher sollt gebracht werden. Ein besonder Geschirr, so ohne Unterlaß auf der Straßen war, um diese Materien zu holen, hätte ihn doch daran Mangel

haben lassen, wie wohl er stets neben einer Kutschen noch einen Wagen mit sich führte, vor beiden sechs Pferde. Tagsüber saß sein Weib in einer Kutschen, so lang er zu Cassel war, wie eine Gräfin gezieret; füllete mit ihren schneeweißen Händen, deren Fingerlein voll köstlicher güldner Ringe gesteckt, mit einem Spatel des köstlichen Schmeers in kleinere Büchslein, dieselbigen immer eines übers andre um Geld hinzugeben.

14.

Von Georg vom Harz.

Ein andrer Theriaks- oder Wurzelkrämer, der sehr wenig Materialien außer Grind-, Filzläussalb, Wurmkraut, Nießwurz usw. verkaufte, Georg vom Harz genannt, der alle Jahrmarkt zu Cassel mit seiner War ankam und eben dasselbe mal dort auch seinen Kram ausgestellt hatte, der Kutsche des andern gleich gegenüber, ging dahin, als eben der Meister, mit köstlichem Gewand angetan, auf einem wohlgezierten Hengst hielt und sprach zu ihm: „Einen guten Morgen um des Handwerks willen! Ich mag dich wohl du heißen; denn ich bin älter als du und hab dies Handwerk auch länger denn du getrieben. Hast du nicht schier deinen Schmeer da du doch sonst deine Schuh, Stiefel, Wagen und Karren damit salbst, jetzund aber als für alle Gebrechen gut ausrufst, ausgeschmiert? Warum hast du denselben nicht auch als zu Schuhen, Stiefeln

und Karren nützlich auf deinen langen gedruckten Zettel setzen lassen? So wäre er mit größeren Gefäßen geholt worden. Aber ich kann dir's zwar nicht verdenken; so, wie dus vornimmst, kannst du es deinerseits am besten anwenden und desto weiter damit reichen. Jedoch folg mir, lüge nur weidlich, doch nicht zu grob, die Bauern möchten sonst merken; wenn man dich Großsprecher und Schreier erst kennt, ist's aus mit dir und deinem Roßschmeer-Verkaufen, darum bleib nicht über drei Tag hier. Ist viel zu lang an einem Ort. Ich setz mich selber dir zum Exempel, sintemal meine Lügen, die auch ziemlich stark waren, an den Tag gekommen und die Blinden nun mit mir sehend geworden sind, so daß mir niemand mehr glauben will und ich mich in meinem Alter mit der leidigen und verhaßten Wahrheit kümmerlich behelfen muß." Was sellte Jener darauf machen? Er befürchtete vielleicht, daß sich hieraus, so er dem Alten zu mehr Geschwätz würd Ursach geben, Weiterung würd entspinnen. Verstand recht und zog mit seinem Schmeer davon, andre Leute damit zu salben.

15.

Abermals von Georg vom Harz.

An einem folgenden Jahrmarkt kam noch ein anderer Fremder, Störger und Theriaksmann, wie man sie nennt, der rühmte groß von seinem Theriak, wo er bereitet und wie kräftig derselbe wäre.

Und um diese seine Rede und seinen Theriak zu bewähren, trieb er viel geferts und seltsame Gebärde mit Schlangen, Kröten und anderem Ungeziefer, biß und fraß aus denen, etliche große Stück, und darauf dann von seinem Theriak, daß es ihm nichts schadete. Der obgenannte Georg vom Harz sah und hörte dies alles und da es ihn verdroß, daß das Gelauf dorthin zu groß wollt werden, fing er auch an und rief aus vollem Hals nach Gewohnheit dieses Volks: „Schau, Bauer, schau! hir ist eine wilde Frau; lauf, Bauer, lauf, hir findest du den besten Kauf! Theriak, Theriaken, für Spinn und für Schnaken; Dill, Petersill, Wurmsamen in Gottes Namen! Heran, heran, wer da hat einen bösen Zahn. Hir ist der Mann, der ihn ohn Schmerzen langen kann!" Mit diesem Geschrei bekam er auch viell Gaff — wollt Kaufleut sagen, insonderheit, um die wilde Frau zu sehn. Dann kehrt er sich gegen den fremden Störger und sagte: „Friß Schlangen, friß Rangen, friß Entschen, friß Lentschen, friß Ratzen, friß Katzen, friß Läus und Mäus, ich will deiner Gesellschaft gern entraten, ich halt mich an die schweinen Braten, die dünken mich auch besser sein, frische Semmeln und dazu ein Krüglein mit Wein! Solches ist, lieben Freunde, eine gewisse Arznei und der starke Nestel, so Leib und Seel zusammenhält. Ich will meinen Theriak durch andere bewähren, welche sagen werden, was wahr ist, und nicht durch solche Unflatigkeiten meinen eignen Leib plagen. Es wird dieser Schwätzer, Ihr werdets erfahren, bald ein Ende

nehmen." Das geschah auch, wie das Gerücht ging, nach unlanger Zeit, und es begegnet ihm, wie er's haben wollte.

16.

Von einer Wirkung der Natur.

Es begab sich, daß ein vornehmer Prinz in Frankreich samt den Seinen spazieren ritt, und als ihm unterwegs ein Bauersmann, der ein graues Haupt und einen schwarzen Bart hatte, begegnete, fragte er denselben nach seiner Gewohnheit, welches die Ursach davon wäre. Der gute Bauer, wie er im Scherz gefragt, also gab er auch dem Herrn scherzhaft Antwort und sagte: „Ei, Herr, ist das auch Fragens wert? ist leicht zu denken: die Ursach, warum die Haar auf meinem Haupt weiß oder grau sind, ist, daß sie älter sind, denn die im Bart, welche erst viele Jahr hernach haben angefangen hervorzusprießen." Der Fürst ließ sich solche Antwort gefallen und sprach, er sollte den andern Tag kommen auf Schloß Castinoys, ungefähr drei Meilen von dort, und nach Junker Franz, einem seiner Diener fragen, der wird ihm Bescheid sagen — was ihm der Bauer verhieß zu tun.

Genannten Tags kam der Bauer vor die Pforte, ward, wie der Herr es zuvor befohlen, eingelassen und nach dem Saal, da der Herr bei der Mahlzeit war, gewiesen. Da nun der gute Mann den Prinzen also herrlich angetan, mit güldnen Ketten und

andern gezieret, auch soviel Diener stehen sah, erschrak er sehr, fiel auf seine Knie und bat um Verzeihung. Der Herr ließ ihn aufstehen und seine medicos und Wundärzte rufen, stellte ihnen diesen Menschen mit dem grauen Haupt und schwarzen Bart dar und fragte sie, die Ursach solcher Deformität zu resolvieren. Die ersten sagten, es käme von Feuchtigkeit des Hirns; die andern, er hätte das Haupt immer warm und verdeckt gehalten; die dritten, er kämme seinen Bart mit einem bleiernen Kamm, auf daß er seiner Frau desto länger gefallen möge; die vierten, die Influenz und Wirkung der himmlischen Zeichen, darunter er geboren, brachten das zuwege; die fünften gaben es irgendeiner Krankheit schuld.

Nachdem sie alle ihre Meinung gesagt, schüttelt der Herr das Haupt und sagte ernstlich zu dem Bauern, er solle auch seine Meinung und Resolution erklären. Antwortet der Bauer: „Herr, ich hab es ja gestern gesagt, daß meine Haupthaar viel älter sind, denn die im Barte, die mir allererst zwanzig Jahr hernach hervorgekommen sind (man legt dies auch also aus, daß oft die Haare im Bart eher grau werden, denn die auf dem Haupte, komme daher, daß sie für das Maulfutter sorgen). Die medici und anderen nahmen diese Resolution (mehr dem Herrn zu gefallen) als genügend an, weshalb der Herr guter Dinge war und lustig, daß sie nichts darwider hatten einwenden können und die Laien auch etwas wüßten. Letzlich setzte man diesen Bauern neben die Doktoren und Gelehrten

und bezahlte ihn der Herr mit etlichen Stücken Geldes und ließ ihn wieder ziehen.

17.

Unglaubliche Dinge, aus eines Menschen Leib geschnitten.

Im Bistum Eichstätt, zu Fliegenstall, war ein Landsaß, der lange Zeit große Pein innerhalb seines Leibes erlitten. Eines Tags ergriff er zwischen Fell und Fleisch einen ziemlich großen eisernen Nagel, ließ denselbigen von einem Wundarzt herausnehmen, aber die Pein im Leib wird täglich gemehret und so groß, daß er sich endlich selbst umbrachte. Da wurd er mit der Obrigkeit und seiner Verwandten Willen von zweien Wundärzten sein toter Leib aufgeschnitten: die fanden im Magen ein großes Stück Holz, drei Messer, deren eines ganz berostet, mit einem schwarzen Heft, des andern Heft war vom Eisen abgefallen, das dritte war allenthalben Eisen; dabei war ein langes Eisen, auf beiden Seiten zugespitzt, und zwei Blechlein ganz berostet, und eine Haarlocke, als ob sie jetzt erst von eines Menschen Haupt abgeschnitten wäre.

* *

*

Pietro Fortini

I.

Ein florentiner Doktor lehrt einen seiner Schüler die Liebeskunst; dieser verliebt sich in die Frau des Doktors und verlustiert sich mit ihr; als es der Doktor erfährt, ärgert er sich über sich selbst und macht dem Schüler Vorwürfe.

Es ist noch nicht lange her, da zog nach Siena ein sehr tüchtiger Doktor der Medizin. Es war ein florentiner Edelmann, der wegen der Steuern, die der Herzog immer von neuem ausschrieb, Florenz mit seiner ganzen Familie verlassen hatte, nach Siena gegangen war und hier in der Via Camollia ein stattliches Haus als Wohnung sich erwählte. Er lag dort seinen Studien mit großem Fleiße ob und sorgte sich nicht um sein verlassenes Vaterland, dachte vielmehr nur an die Frau, die er mit sich genommen; denn es war eine schöne und schmucke Frau, paßte aber gar wenig zu ihm; denn sie war zu jung und schön. Er war zwar auch noch ein recht schöner Mann von stattlichem Äußern, aber zu alt für die Frau. So weilte also der Doktor in Siena, und er und die Frau hatten binnen kurzem so un-

sere Art und Weise angenommen, daß man sie leichter für Sienesen als für Florentiner gehalten hätte.
Wegen seiner Tüchtigkeit durfte der Doktor Vorlesungen an der Sapientia halten, und er lag ihnen mit vielem Eifer ob und mühte sich sehr um die Schüler, wie es die Doktoren zu tun pflegen. Im Wettstreit mit den andern setzte er seine Ehre darein, die besten und vornehmsten Schüler zu haben, und gab sich alle Mühe, wie es ein Fremder in anderem Lande tun muß, wenn er das Seine erhalten und behaupten will. Nach ich weiß nicht wieviel Monaten hatte dieser Doktor einen Schüler erworben, der sehr an ihm hing, mit dem er sich sehr beschäftigte und dem er alles zeigte, was ein guter Lehrer zu lehren verpflichtet ist. Dieser Jüngling schien dem Doktor schon recht in den Wissenschaften, besonders in der Philosophie bewandert, und der Doktor liebte ihn sehr, da die Naturanlage des jungen Mannes ihm mit seiner eigenen übereinzustimmen schien, zumal der Schüler auch viel von einem Philosophen hatte. Da er ihn nun so eifrig den Studien ergeben sah, empfand er es schmerzlich, daß dieser Schüler nicht wie die andern mit ihm ging und ihm Gesellschaft leistete, wenn er seine Kranken besuchte und man ihn niemals auf den Straßen herumstreichen sah, wie es fast alle Schüler zu tun pflegen, deren man überall eine Menge sieht, und die an jeder Ecke eine Geliebte haben. Ihn sah man nur morgens und abends in der Sapientia, und wenn die Schüler ihre Lektionen vorgelesen

hatten, machte er in den Disputationen, die dort gehalten wurden, seinem Lehrer alle Ehre.
Dieser einsame Lebenswandel seines Schülers schien dem Doktor ein sonderbares Ding, denn der Jüngling verließ nie das Studio, und man sah ihn nicht durch Siena streichen wie die andern, und darob konnte er sich nicht zufrieden geben, und ganz besonders wunderte er sich darüber, daß er nicht ein bißchen verliebt war, kurz, er war das gerade Gegenteil von den andern Schülern, den Fremden wie denen aus der Stadt; denn meiner Ansicht nach sind alle verliebt und nicht etwa in eine Frau, sondern wie ich schon sagte, alle, die sie sehen, lieben sie, und stets sind von ihnen die Wege voll, und an allen Ecken stecken sie, und niemand anders wie sie füllt die Straßen und alle Gassen, Schenken, Spielhäuser.
Ganz gewiß hatte der Doktor Recht, wenn er von diesem Schüler glaubte, er sei so unwissend, daß er wie ein Kind eine Frau außer in der Kleidung nicht von einem Manne unterscheiden könne und gar nichts von der Liebe wisse. So lag der Nichtverliebte mit Eifer den Studien ob und kümmerte sich wenig oder gar nicht um uns[1], im Gegenteil, er verachtete uns eher, als daß er sich bemüht hätte, uns zu lieben; und wie Ihr wißt, Mann oder Weib, die in sich keine Liebe haben, kann man gewißlich mit den Tieren oder noch Schlimmerem vergleichen, und mit nichts anderm wußte ihn auch der Doktor zu vergleichen, der oft zu sich sagte: „Sieh nur diese

[1] Die Novelle wird von einer Frau erzählt.

große Zwiebel, so ungezähmt und wild lebt sie; wenn sie ein Tier wäre, hätte sie doch zu einer gewissen Jahreszeit ein bißchen Liebesbrunst." Und bei sich dachte er, wie man ihn wohl verliebt machen könnte; denn, wie ich schon sagte, wenn er die Sapientia verließ, trieb er sich nie mit Jemandem umher, der Narr von einem Philosophen, und wußte nicht einmal, wo das Haus seines Doktors lag, und die wenigen Häuser der anderen schönen Frauen; und der wackere Doktor sah keine andere Möglichkeit, seinen Wunsch zu erfüllen. Doch da er sich um seine Freunde sehr sorgte und noch vielmehr um seinen gelehrten Schüler, nahm er ihn eines Morgens nach Schluß der Vorlesung, da er ihn so einsam stehen sah und fürchtete, er möchte noch krank werden, bei der Hand und sagte, nachdem sich alle seine Schüler entfernt hatten, zu ihm nach einigen einleitenden Worten: „Sag mir doch, Imenio (so hieß er), was soll das heißen, daß du gar nicht verliebt bist? Das wäre mir lieber, als daß du so einsam lebst." Darauf antwortete Imenio: „Bei Gott, Domine Magister, ich wundere mich sehr über Eure Frage, denn Ihr wißt doch, daß wer den Studien obliegt, nicht nötig hat, Liebeshändeln nachzugehen, und wer der Liebe pflegen will, darf nichts andres treiben, und Liebe ist nichts andres als Müßiggang und Zeitverlust und paßt nur für Leute, die nichts zu tun haben." Darüber kamen sie in eine Disputation, und der kluge Schüler bewies es seinem gelehrten Lehrer mit tausend Gründen. Und dem Doktor schienen sie alle sehr stichhaltig, so daß es schien, als wäre der Jüng-

ling lange Zeit verliebt gewesen, so gute Gründe brachte er seinem Lehrer vor, und der Doktor war genötigt, diesen wahrhaft stichhaltigen Gründen nachzugeben und gab das Gespräch auf, und es verging mancher Morgen, bevor er wieder über dieses Thema reden wollte, und fast jeden Tag setzte er ihm mit einer Stichelei zu, aber nie konnte er ihn von seinem Standpunkt abbringen.

Eines Festtagmorgens nun fand der Doktor zufällig seinen Schüler bei den Banchi und hielt das für ein wahres Wunder; denn Imenio pflegte das Haus nicht zu verlassen, wenn nicht Vorlesungen gehalten wurden, und kümmerte sich nicht um Messen und Vespern, noch um sonstige Tröstungen; und wie er ihn fand, rief er ihn und nahm in mit sich, und so gingen sie dahin im Gespräch über viele Dinge. Als der Doktor sah, daß Imenio ihn verlassen wollte, sagte er ihm: „Imenio, du könntest mir einen großen Gefallen tun." Der Schüler, der ihm verpflichtet war, dachte, er als Fremder bedürfte irgend etwas, und da er reich war, antwortete er ihm mit heiterer Miene: „Ihr wißt wohl, daß Ihr über mich nur zu gebieten habt. Ich bin bereit, Euch zu dienen, wenn es in meinen Kräften steht." Als der Doktor ihn so bereitwillig seine Dienste anbieten hörte, sagte er: „Um dir die Wahrheit zu sagen, ich verlange nur etwas Leichtes von dir, wenn du es mir zugestehen willst." Der Schüler zeigte sich dazu völlig bereit und begierig, ihm den Dienst zu erweisen. Als der Doktor sah, daß Imenio ihm nur zu dienen und gefällig zu sein wünschte, sagte er nach vie-

len Worten zum Schluß endlich zu ihm: „Wisse, Imenio, was ich von dir begehre, ist folgendes (denn das andere war nur eine Vorrede). „Da ich dich so einsam und nur den Studien obliegen sehe, bin ich gezwungen, damit du nicht in eine Krankheit fällst, wie es leicht geschehen könnte, da du dich stets und ständig in deiner Kammer aufhältst, weil ich dir wohl will und dich lieb habe, dir den Heilsweg zu weisen und dir den Fehler zu zeigen, in den du verfallen bist; da ich sehe, daß du eines Tages mir und deinem Hause Ehre machen wirst, so will ich, daß du tust, was ich dir sage."

Worauf Imenio erwiderte: „Sagt mir nur, was ich tun soll, und wenn ich es ausführen kann, werde ich es gewiß tun." Nun sagte der tüchtige und kluge Arzt: „Du Armer hast keinen Festtag, hörst keine Messe und Vesper und im ganzen Jahr hast du dir keinen freien Tag gemacht, außer wenn keine Vorlesungen waren und du es tun mußtest. Nun, mein Imenio, mußt du mir aber versprechen, wenigstens an den Festtagen mit den Studien auszusetzen, wie es alle die andern Schüler tun, spazieren zu gehen und die Augen etwas vom Lesen auszuruhen und dir Bewegung zu machen," und er führte ihm dafür viele Gründe an. Nachdem der Doktor so gesprochen, entgegnete ihm Imenio: „Was sollte ich denn mit meinen freien Tagen machen? Wohin gehen? Ist es nicht besser, im Studio zu bleiben? Sagt mir, was ist kostbarer als die Zeit?" Worauf der Doktor: „Sieh, so wie heute früh, es ist Festtag und viele ehrbare Leute gehen zum Dom, geh

du auch wie die andern hin, höre wenigstens einmal die Messe dir an, wenn du es nicht öfter willst, und wenn die Feier in der Kirche zu Ende ist, geh in Siena spazieren, bis der Tag zu Ende ist. Wenn du das tust, machst du dir ein wenig Bewegung und kannst besser verdauen, und wirst wenigstens etwas deiner Schwermut ledig und deine Sinne aufwecken," und dann führte er ihm viele Gründe aus Galenus und Avicenna, von Hippokrates und vielen andern, die über Medizin geschrieben haben, an. Da Imenio fühlte, daß der Doktor recht hatte, entschloß er sich zu seinem Nutzen so zu handeln und versprach es ihm für alle Festtage, wo nicht gelesen wurde. Als der Doktor ihn soweit hatte, setzte er hinzu: „Da du mir das versprochen hast, sollst du mir für diese Tage noch etwas anderes versprechen, und das mußt du auch tun, wenn du mir wirklich, wie du es zeigst, einen Gefallen erweisen willst." Worauf der Schüler: „Mein teurer Meister, ich werde es an mir nicht fehlen lassen, wenn es nur etwas ist, das sich mit meiner Ehre verträgt." „Durchaus," entgegnete der Doktor, „heute morgen gleich, es ist noch zeitig genug, gehe in den Dom und sieh dir dort alle schönen Frauen an. Du wirst da auch einige hundert Schüler finden und kannst mit dem einen oder andern, über die gehaltenen Vorlesungen und von tausend andern Dingen, wie sie einem jederzeit in den Mund kommen, sprechen. Wenn du dir alle Frauen betrachtet hast, mußt du mir sagen, welches die schönste ist, welche die meiste Anmut hat und dir am besten gefällt und dann suche dir eine aus zur Geliebten.

oder zur Frau. Sage mir sodann, welche am meisten nach deinem Geschmack ist."
Imenio schien aber kein Gefallen an solchem Spiel zu finden und sagte zum Doktor: „Ihr wollt also, daß ich mir heute die Frauen ansehe? Das kann ich unmöglich machen (der arme Narr verachtete uns aufs äußerste), ich kann sie nicht leiden, denn sie bleiben nicht eine einzige Stunde fest" und ähnliches mehr sagte er zu unserm Schimpf: „Es tut mir sehr leid, Herr Doktor, es Euch versprochen zu haben, denn nun muß ich es halten, aber glaubt nicht, daß ich es gern tue, sondern ich tue es nur aus Liebe zu Euch und um Euch zufrieden zu stellen; denn nach dem, was ich von allen hörte, kann es keinen schlechteren Verkehr als mit einer Frau geben; und sie gilt als das lasterhafteste Tier auf der Welt. Und damit Ihr seht, daß das die Wahrheit ist, so lest den Ariost, der so viel Schlimmes von ihnen erzählt und doch ein kluger und sehr gebildeter Mann war! Und ist er etwa der einzige, der von ihren Mängeln gesprochen hat! Lest doch alle Werke Eures florentiner Dichters, der noch Schlimmeres als Ariost von ihnen sagt. Ich will gar nicht von Pietro Aretino reden, denn Ihr kennt ihn ja, und wollte ich Euch alle aufzählen, die schlecht von den Frauen sprechen, so würde meine Rede zu lang werden."
Als der Doktor den Florentiner erwähnen hörte, ward die Liebe zu seiner Heimat wieder in ihm wach, und da er nicht den Florentiner entschuldigen und den Ferraresen anklagen wollte, entgegnete er: „Sagt nicht, antworte mir, Imenio, Ludovico Ariosto auch

ebensoviel Gutes von den Frauen?" „Gewiß," versetzte Imenio, „aber was will das Gute bedeuten, wenn er erst vom Schlechten spricht? Meiner Treu, das kommt mir so vor, als ob mir jemand eine Wunde schlägt und sie mir dann mit tausend Pflastern heilen will. Deswegen bleibt doch mein Übel, und wenn er mich auch heilt, bleibt doch die Narbe. So ist es das gleiche, wenn er zuerst das Böse sagt und es dann mit ein bißchen Gutem verdecken will; deshalb bleibt doch der erste Makel, und stets bleibt der Tadel, und man kann ihn durch nichts verdecken."

Als der Doktor Imenio so standhaft und fest sah, wollte er ihn weicher stimmen und sagte: „Sieh, Imenio, was für Schlimmes hast du denn unsern florentiner Dichter sagen hören? Lies doch seine Sonette und Capitoli und Canzonen, und du wirst finden, daß er stets gut von den Frauen gesprochen hat. Es ist mir nicht bekannt, daß jener etwas anders tat, als daß er Dinge zum Lobe der Frauen sagte, und mit gutem Gewissen kann auch keiner etwas Schlechtes von ihnen sagen, aber du willst ihn tadeln, weil er Florentiner ist, und aus keinem andern Grund." „Ich meine ja nicht Francesco Petrarca," sagte Imenio, „aber lest einmal alle Werke von Boccaccio, und Ihr werdet sehen, ob er von ihnen Gutes oder Böses sagt." Und darüber kamen sie in großen Disput, bis schließlich der Doktor nicht soviel Gutes von den Frauen zu sagen wußte als jener Böses sagte. Doch der Doktor als gelehrter und erfahrener Mann brachte endlich so

viel wahre Gründe vor und war so schlagfertig, daß er endlich nach vieler Mühe und indem er stets unsere Partei nahm, wie es sich gehört, den Schüler doch noch besiegte. So gewann er also sein tapferes Unternehmen, erstürmte die Burg und machte ihn zum Gefangenen.

Als Imenio sich mit so vielen und schwerwiegenden Gründen bekämpft und verloren sah, versprach er nochmals, um dem Doktor gefällig zu sein und zu erproben, was es mit den Frauen auf sich hätte, zum Dom zu gehen und sich alles, was er wünsche, anzusehen. Als der Doktor ihn zu allem bereit sah, sagte er: „Jene, Imenio, die die meiste Anmut hat und dir am meisten gefällt, sollst du zu deiner Geliebten erwählen, denn du weißt, wie ich dir schon sagte, daß ein Mensch ohne Liebe nur ein Tier ist."

Nach dieser Übereinkunft schlug der Schüler den Weg nach dem Dom ein, und als er dort war, begann er, da es noch früh war, sich darin zu ergehen, wie es die Jünglinge zu machen pflegen, sah sich bald diese, bald jene Frau an und überlegte sich, welches wohl die schönste wäre. Und an diesem Morgen sah er viele, und fast alle waren sie schön. Bei diesem Anblick begannen um sein Herz die Liebesflammen zu lodern, und er gedachte der Worte des Doktors und der Freuden, von denen er ihm erzählt hatte, und daher konnte er sich an ihnen kaum sattsehen, und angesichts dieser vielen Schönheiten konnte er sich nicht entschließen, eine auszuwählen, weil er am liebsten alle gewollt hätte. So versank der Neuverliebte, der doch nicht wußte, in

wen, in tiefe Gedanken und stand inmitten der heißen Flammen und der stechenden Pfeile der Liebe, und als die Messe vorüber und die Kirche leer war, ging er ganz verwirrt heim zum Mittagessen, und zu Hause setzte er sich ungesäumt an den Tisch zum Essen, und tausend Jahre schienen ihm zu vergehen, ehe er wieder in den Dom zurückkehren konnte. Nachdem er schnell gegessen, verließ er das Haus, ging zum Dom, und dort paßte er auf, als ob er niemals Frauen gesehen hätte. Und wenn er eine sah, lief er schnell herbei, um sie sich anzuschauen, und alle erschienen ihm wie Engel aus dem Paradiese und alle jungen gefielen ihm, und die schöneren unter ihnen ganz besonders; und nachdem schon viele da waren, kam eine und die, zog sie nun das Blut zueinander oder war sie ihm bestimmt, gefiel ihm gar sehr; sie war schön und anmutig, jung und entzückend von Antlitz und zufällig war es die Frau des Doktors. Er kannte sie nicht, und da sie nicht anders gekleidet war als die andern, wußte er nicht, wer sie wäre; sie gefiel ihm mehr als alle andern, und zu ihr entbrannte er in Liebe über die Maßen und erwählte sie zu seiner Geliebten und begann in ihrer Nähe herumzuspazieren und lernte bald den Verliebten machen; er dachte weder mehr an seine Studien noch an etwas anderes, sondern hatte nur auf sie sein ganzes Sinnen gerichtet und konnte sich an ihr nicht sattsehen, schien sie ihm doch die schönste Frau auf der Welt zu sein. So hatte sich der Jüngling in das feste starke Netz der Liebe derart verfangen, daß er nicht

mehr wußte, was er tun sollte; er ließ daher von allen andern und kümmerte sich nicht um sie und folgte ihr nur allein, und den ganzen Tag weilten seine Gedanken bei dieser seiner neuen und ersten Liebe, und mit feurigen Blicken offenbarte er sie der Schönen. Nach der Vesper verließ die Frau mit der Magd die Kirche und ging heim. Der verliebte Jüngling folgte ihr Schritt für Schritt bis zu ihrem Haus, und bald bemerkte die Frau diesen Liebhaber und sah ihn mehrere Male an, und auch ihr begann der Jüngling zu gefallen, denn er war stattlich und hatte eine gute Gestalt und dazu stand er in der Blüte der Jugend; denn er war noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, und er hatte ein schönes Gesicht und war gut gekleidet, und so begann auch die Frau sich in ihn zu verlieben und sah ihn manchmal an, während sie ihres Weges ging, schien sich aber, wie es Brauch bei uns Frauen ist, nicht im mindesten um ihn zu kümmern, trat, als sie heimgekommen war, ins Haus und ließ den Jüngling draußen mit seinen nichtigen Hoffnungen und gewissen Schmerzen. Wenn er aber auch ihres strahlenden Lichts beraubt war, stand er doch ganz in Flammen und die Freude gewann den Sieg über die Schmerzen, nachdem er gesehen, wo sein Leben wohnte. So stand er noch eine Weile in der Nähe des Hauses seiner Geliebten. Obwohl diese beim Eintritt in das Haus so tat, als habe sie ihn nicht bemerkt, trat sie doch, kaum daß sie sich ausgekleidet, ans Fenster, um den Liebenden besser zu fesseln, und nachdem sie ihn gesehen, verließ sie es alsbald wieder.

Als der Jüngling sie nicht mehr sah, wußte er jetzt nicht, was er weiter machen sollte, denn sein Doktor hatte ihn nichts mehr gelehrt, und als er sich endlich nach Hause wandte, traf er, es war schon Nacht, in der Via Camollia, zufällig auf seinen Doktor, der zum Abendessen heimging, sprach ihn an und sagte ihm, daß er den ganzen Tag getan, was er ihm befohlen habe. Wie das der Doktor hörte, sagte er sehr erfreut: „Und hast du eine gesehen, die dir gefällt?" Da stieß der Jüngling einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Wisset, Doktor, Ihr habt mir die Wahrheit gesagt, ich hätte nie an so etwas gedacht und mich nie auf ein ähnliches Unternehmen eingelassen. Heute habe ich viel schöne Frauen gesehen und glaubte im Paradiese zu sein, da ich soviel Schönheit schaute. Unter den andern sah ich eine, die mir schöner als alle zu sein schien, und gern würde ich sie so lieb haben, wie meine Bücher und würde mehr und größeres Vergnügen von ihr haben. O ich werde nicht das Glück haben, sie nur ein einzigesmal wie jene in die Hände zu nehmen und mich in sie zu versenken und sie bald hierhin bald dorthin wenden zu können. Ich weiß, wenn das geschähe, würde ich tausendmal mehr Freude an ihr als an all den Büchern haben." Als der Doktor den Jüngling so voll Wärme sprechen hörte, glaubte er, ihn auf den rechten Weg geführt zu haben, und dachte bei sich: „Vielleicht habe ich doch das Mittel gefunden, ihn verliebt zu machen" und sagte zu ihm: „Hast du dir ihr Haus gemerkt, daß du sie manchmal sehen kannst?" Der Jüngling

hatte es sich wohl gemerkt und antwortete: „Wisset Doktor, daß, sobald die Vesper zu Ende war, sie mit der Dienerin die Kirche verließ, und da sie mir am meisten gefiel und die Schönste dort war, und ich mich in sie verliebt hatte, folgte ich ihr nach Hause und habe wohl gesehen, wo sie wohnt, so daß ich mich nicht irren würde.“ Dem Doktor schien der Jüngling die erste Lektion gut gelernt zu haben und nun wollte er ihm die zweite geben und sagte: „Höre, Imenio, da ich dich so viel gelehrt habe, will ich dich auch noch das Übrige lehren, wie du dich in Zukunft zu verhalten hast, wenn du dich mit ihr zusammenzufinden wünschest. Also wenn du dich ihrer je zu erfreuen begehrst, dann mußt du in das Gäßchen des Bargello gehen zu der Frau, die Schleier verkauft, — wenn ich recht mich erinnere, ist es eine Frau aus dem Borgo; oder du suchst den Meister Pietro, den Kälberhändler auf, der besser als jeder andere Mann sich auf solche Künste mit gewissen falschen Worten und tausend Fabeln versteht, und sieh zu, daß du ihn für dich gewinnst; es genügt, wenn ich dir sage, daß er Neapolitaner ist; oder wenn dir diese nicht gefallen, da ist Monna Bonda, die Fleischersfrau, und eine gewisse Monna Bartolomea, die in der Via Camollia wohnt, und da oben ist noch eine, die Bäckerin, die auch ihr Geld wert ist. Wenn dir auch diese nicht behagen, dann geh zum Zollhaus, da wohnt eine Jüdin, die Schminken verkauft, Stella heißt sie, die richtet dir auch für weniges Botschaften aus. Bei der Loggia des Papstes ferner wohnt eine ge-

wisse Santa, die besorgt auch heimliche Briefe, ganz geheim und auf alle Weise, wenn du ihr etwas schenkst. Genug, wenn du suchst, findest du an jeder Ecke eine von diesen Rosenkranzbeterinnen, ich kann mich nicht auf alle ihre Namen besinnen. Eine von diesen suche auf, die dir am geeignetsten für dein Vorhaben scheint, und erkläre ihr mit guter Manier, was du benötigst, und bitte sie um Hilfe und sage ihr, sie wolle mit ihr sprechen, und wenn du nicht den Namen weißt, dann zeig ihr das Haus, und wenn noch andre Frauen darin wohnen, zeig ihr deine Geliebte und schenk der Botin etwas Geld. Dann laß sie nur machen, sie wird schon alles gut besorgen, besser als du und ausrichten, was du willst, denn darauf verstehen sich diese alten Weiber meisterhaft, und sie haben immer tausend Schnickschnack zu erzählen und einen Berg von Ausflüchten, die sie im Notfall vorbringen."

Imenio hatte mit allergrößter Aufmerksamkeit zugehört und kein Wort verloren und dachte gleich, die Schleierhändlerin wäre die geeignetste Unterhändlerin für ihn, und sie wollte er als Beistand in seiner Angelegenheit auswählen. Nachdem er also des Doktors Rat gehört, nahm er von ihm Abschied und ging ganz in Gedanken versunken heim, dachte über seinen Liebeshandel nach, verfaßte dann einen schönen Brief und schrieb ihn mit vieler Sorgfalt, suchte sodann die Schleierhändlerin auf, entdeckte ihr mit kurzen Worten seine ganze Liebesgeschichte und sagte, was er wollte. Die gute

Frau, in dieser Kunst eine sehr erfahrene Meisterin, tröstete den Jüngling freundlich und sagte zu ihm: „Laßt mich nur machen, ich will Euch gern dienen und mit all meiner Kunst diesen Dienst erweisen.“ Und sie gab ihm tausend gute Worte, wie es diese Personen zu tun pflegen, die jeder, der sie nicht kennt, für halbe Heilige halten würde, so sehr wissen sie Unschuld und Ehrbarkeit zur Schau zu tragen. Als Imenio hörte, daß die Frau ihm gute Hoffnung machte, zeigte er ihr das Haus, erklärte ihr, wie seine Geliebte aussähe und gab ihr seinen Brief und ich weiß nicht wie viel Geld. Die verschlagene Alte nahm Geld und Brief, verließ den Schüler und versprach ihm, was in ihren Kräften stände, zu tun, um ihn ans Ziel seiner Wünsche zu bringen. Die wackere Meisterin also verließ den Jüngling, der sie mit großer Sehnsucht zurückerwartete.

Als die gewiegte Kupplerin ihre Zeit für gekommen hielt, nahm sie ihre Schachtel mit dem Krimskrams für Frauensleute, wie Schminken, Pulver, Wasser, Seifen, Öle und ähnliche Dinge und dazu eine Tasche mit Schleiern; stets nahm die verwünschte Alte tausend Sächelchen für verwöhnte Weiber mit sich, und wenn es irgend etwas Neues gab, so war es gleich in ihren Händen, und so machte sie sich auch diesmal mit diesem Gift, mit diesen Schlingen, mit diesem Vogelleim, mit tausend Ausflüchten auf den Weg, suchte die Geliebte des Schülers auf und begann, wie sie bei ihr war, mit tausend trügerischen Worten ein Gespräch. Obwohl die

junge Frau mehrmals unbedachterweise oder in jenem Augenblick auch wohl verliebt auf ihn geblickt hatte, war ihr der Jüngling doch ganz aus dem Gedächtnis entschwunden, und sie dachte nicht an dergleichen. Sie wunderte sich daher über das Kommen der Alten und war ganz erstaunt, zu hören, was jene zuletzt von ihr wollte. Die Schleierhändlerin sprach lange hin und her und versuchte auf verschiedene Art zu erkunden, ob die junge Frau verliebt war. Doch als sie stets wie eine Stumme dastand und nichts entgegnete, hatte die Alte ihr Bedenken wegen ihrer Schweigsamkeit und um sie zum Reden zu bringen, begann sie ein andres Gespräch: „Könnt Ihr mir sagen, wer der Gouverneur des Kastells ist? Ich habe nämlich vor zwei Tagen nach einigen Schleiern geschickt, und die wurden meinem Boten betrügerisch entwendet. Glaubt Ihr, daß Euer Gatte zu dem Gouverneur Beziehungen hat?" Bei diesen Worten war die gute junge Frau ganz sicher, daß jene die Wahrheit sagte und erwiderte ganz einfältig, wie wir Frauen es zu tun pflegen. Wisset, gute Frau, mein Mann vermag gar nichts in Florenz. Er hat es wegen des schlechten Regiments verlassen, das seit der Übernahme der Herrschaft durch den Herzog Alessandro herrscht, und kümmert sich um nichts in Florenz und gedenkt auch nicht, so lange dieser Herzog regiert, dorthin zurückzukehren. Wir konnten wegen der vielen uns auferlegten Steuern den Kopf kaum erheben und uns blieb beinahe nichts" und nun begann die junge Frau ihren ganzen Kummer

zu erzählen und sagte vom Herzog alles Schlechte, was sie nur konnte und erzählte von tausend Mädchenschändungen, Nonnenliebschaften und ähnlichen Dingen, wie sie diese Herren in ihren Städten zu treiben pflegen.

Der wackeren, würdigen Meisterin schien es, als habe sie nun die junge Frau auf den rechten Weg geführt, und so sagte sie: „Meine teure Madonna, bedenkt, daß es überall Unglück gibt, und man kann beinahe nirgends mehr leben, so verderbt ist die Welt." Und abermals sprach die falsche Alte von dem und jenem, und als sie die Junge schon bis an den Rand des Netzes gebracht hatte, in dem sie sie fangen wollte, begann sie sie von ganzem Herzen zu beklagen: „Meiner Treu, es ist wirklich jammerschade, daß Ihr, so jung und schön, einen so alten Mann habt. Aber das ist noch nicht so schlimm, als daß Ihr fern von den Euren seid, und wie schwer muß es zu tragen sein, wenn man niemand hat, der einem ein wenig Liebe bezeugt," und nun schwatzte sie ihr tausenderlei vor, bis sie ihr auch ein Tränchen ausgepreßt hatte. Und als die Alte die Junge genügend bedauert hatte, ging sie daran, ihr den eignen Kummer zu erzählen und mengte dabei tausendfach Lug und Trug darunter, und unter falschen Worten begann sie auch einige Tränen fließen zu lassen, die ihr von Herzen zu kommen schienen, und als ihr dann die Zeit gekommen dünkte, sagte sie: „Seht mich an, meine teure Madonna, was würde aus mir, die ich hier lebe, wenn mir nicht durch die Gnade Gottes die Jünglinge hier und auch die Frauen

reichlich zu verdienen gäben, und wüßtet Ihr nur, wie nobel sie sind, es gibt auf der Welt keine bessern; jeden Tag lassen sie mich etwas verdienen, immer habe ich für sie Geschäfte, und da ist unter andern ein Jüngling, der mir keine Stunde Ruhe läßt, so verfolgt er mich und bittet, daß ich ihm etwas besorge. Denkt nur, als ich in Euer Haus trat, wollte er durchaus, daß ich Euch einen Brief gäbe, aber auf solche Sachen lasse ich mich nicht ein. Ich wollte ihn daher nicht nehmen; wie er das sah und wie ich nicht gleich wollte, packte er mich beim Arm und schob ihn mir ins Brusttuch und sagte: „Sieh zu, Alte, daß du ihr ihn gibst, und wenn du jemals zu irgendwem ein Wort davon sagst, so schneide ich dir die Gurgel ab, und ähnliche Drohungen mehr und dann besänftigte er sich wieder und sagte mit sanften und schmeichelnden Worten: „Empfiehl mich ihr, Alte" und dann sagte er mir tausend Dinge, die ich schon vergessen habe, wie sie diese verliebten Jünglinge eben zu sprechen pflegen." Die junge Frau wußte nicht, wo die Alte hinauswollte und hörte diesen Worten stumm und ganz erstaunt zu. Als die Alte zu merken glaubte, daß ihr das Spiel gefiel, begann sie ihr die Liebe des Schülers zu entdecken, gab ihr von allem Kunde und überreichte ihr den Brief. Als nun die junge Frau, die sich jetzt des Schülers entsann, alles vernommen und den Betrug der Alten erkannt hatte, zeigte sie sich nach Frauenart etwas spröde, wandte sich zornig zu der Schleierhändlerin und schalt sie: „Ich glaube, Ihr meint, weil ich in dieser Stadt fremd bin, sei ich ein schlech-

tes Frauenzimmer. Ihr verdientet, daß man Euch täte, was Euch zukommt, elendes Weib, schurkische Alte, weg von mir, verlaßt das Haus, sonst halte ich nicht an mich und kratze Euch die Augen aus oder erdrossele Euch."

Die gute Kupplerin, die sich auf ihre Kunst wohl verstand, kannte der Frauen Brauch (wenigstens ist es der Brauch eines großes Teils von uns), und war, obwohl die Junge sich zornig und hochmütig zeigte, sie schmähte und bedrohte, demütig, suchte ihren Zorn mit sanften Worten zu beschwichtigen und sagte: „Wisset, Madonna, Ihr tut Unrecht daran, solch einen Jüngling nicht zu lieben, natürlich ohne Eurer Ehre nahezutreten. Sagt mir doch, muß man nicht jemand wohlgesinnt sein und ihn lieben, der Euch liebt und begehrt? O Madonna, seid nicht hartherzig, denn Ihr tut daran Unrecht, seid so liebenswürdig, wie Ihr schön seid."

Diese Worte mißfielen der jungen Frau nicht wenig, sie erhob sich und war entschlossen, die falsche Alte von sich zu jagen, und mit erregter Miene nahm sie voller Zorn die gottverfluchte elende Alte beim Arm und rief: „Fort von mir, du Teufelsalte, Gott schenke dir ein schlechtes Jahr!" Wie die Schleierhändlerin sie so grimmig sah, glaubte sie, sie meine es doch im Ernst, erschrak und aus Furcht vor noch Schlimmerem machte sie sich wieder auf den Weg. Sie fürchtete, daß es ihr gehen könnte, wie es ihr schon einmal gegangen war; da hatte sie auch einem jungen Mädchen eine Botschaft ausgerichtet, und dieses hatte, wollte es nun nichts von dem wissen,

von dem die Worte kamen oder aus einem andern Grunde, sie mit der Schere im Gesicht verwundet. Und damit es ihr nicht etwa ähnlich ginge, machte sie sich ganz unzufrieden davon, aber um einen Grund zur Wiederkehr zu haben, ließ sie die Schachtel mit ihren Waren zurück und suchte den Jüngling auf und erzählte ihm alles.

Als der verliebte Imenio vernahm, daß seine Geliebte nichts von allem hatte hören wollen, starb er beinahe vor Schmerz. Als die wackere Alte ihn so leiderfüllt sah, sagte sie, um ihn nicht ganz dem Kummer verfallen zu lassen: „Sorgt Euch nicht, Söhnchen, es ist kein Wunder, sie wird nicht immer bei dieser Gesinnung beharren, und die Frauen haben es so an sich, sich um das, was sie selber gar gern wollen, und um das, was sie am liebsten von ihren Gesellen erbäten, bitten zu lassen; und das tun sie, weil es einen guten Eindruck macht und aus einer gewissen geheuchelten Ehrbarkeit heraus, nicht etwa, weil sie nicht wollen. Das kommt daher, weil sie gemeiniglich um derlei nie gebeten sein möchten, und wenn sie mit einem Jüngling sprechen, so sind sie all den wohlgesetzten und einschmeichelnden Reden bitter feind; denn sie hätten es am liebsten, wenn dieser nur mit den Händen spräche, und das Minnespiel gefällt den Frauen besonders, wenn es beim erstenmal so aussieht, als täten sie es halb gezwungen. Das ist eine Marotte von ihnen, auf die nichts zu geben ist. Das habe ich Euch sagen wollen für den Fall, daß Ihr auf derlei trefft, damit Ihr wißt, was Ihr zu tun habt, und wenn sie auch spricht: „Ich

werde es sagen, ich werde schreien, ich will nicht" und ähnliches mehr, so fahrt nur ruhig weiter fort, denn man findet keine, die es sagt und die schreit." Und während die falsche Alte das dem Jüngling erzählte, machte sie ihm mit solchen und ähnlichen Worten Hoffnung und lehrte ihn, was er zu wissen nötig hatte.

Dem armen Scholaren, der etwas ganz andres erwartet hatte, mißfiel die Nachricht sehr und ganz verdrossen, ohne etwas zu sagen, verließ er die Alte und suchte den Doktor auf. Und nicht lange danach fand er ihn; denn er hielt sich stets im Laden eines Apothekers auf, und erzählte ihm sein ganzes Mißgeschick und beklagte sich, daß er ihn zu solch einem Unternehmen verleitet hätte. Der Doktor als kluger Mann beschwichtigte ihn völlig und sagte: „Laß dich das nicht kümmern, Imenio, denn das ist noch nichts gegenüber dem, was sie sonst zu tun pflegen." Und er zählte ihm alle die Gründe auf, die ihm die Alte vorher angeführt hatte und dann noch viele andre; darauf sagte er: „Suche nach drei oder vier Tagen die Schleierhändlerin wieder auf und schenk ihr mindestens einen Taler, wenn du dich ihrer Dienste versichern willst und sag ihr, sie solle ein zweitesmal zu der Frau gehen und mit ihr sprechen und alles tun, was sie vermöge, und es wäre gut, wenn du nochmals einen schönen Brief aufsetztest." Und mit solchen Worten tröstete ihn der Doktor und zeigte ihm den Weg und das Mittel, das ihn ans Ziel seiner Wünsche führen könnte.

Die junge Frau, die beim Fortgang der Alten in

tiefen Gedanken mit dem ganzen Kram der Schleierhändlerin zurückgeblieben war, ward, als sie über alles nachdachte, von Begierde erfüllt, den Brief zu lesen. Sie suchte unter den Waren, zu denen ihn jene, wie sie wohl gesehen, gelegt hatte, fand ihn, und als sie las, wie heiß der Jüngling sie liebte, konnte sie sich auch nicht dagegen wehren, daß die Liebe zu ihm bei ihr Platz griff; und indem sie an ihn dachte, erinnerte sie sich der Worte der Alten, und von ihnen wie von dem Brief ward sie von Liebe zu Imenio erfüllt und dachte bei sich selbst, wie schade es wäre, die Blüte ihrer Jugend mit dem alten launischen Philosophen zu verlieren, und da es, wie Ihr wißt, die Gepflogenheit von uns Frauen ist, wenig bei der Stange zu bleiben oder Stich zu halten, namentlich wenn eine jung ist und sich schön und reich weiß und einen alten grillenhaften Mann hat, wie ihr Arzt einer war, so begann ihr der Teufel in den Leib zu fahren und der Wunsch über sie zu kommen, zu erfahren, was der Scholar von ihr wolle. Denn aus dem Briefe ging sein großes Verlangen hervor, sie ohne Zeugen unter vier Augen zu sprechen. Auch gelüstete es sie, zu erproben, ob er in Liebesdingen so zurückhaltend oder untüchtig sei, wie ihr ärztlicher Gemahl. Da sie also ihre jugendliche weibliche Brust schon von den süßen Pfeilen des Liebesgottes getroffen fühlte, beschloß sie, wenn die Alte ihre Schachtel holen käme, sich bei ihr nach allem genau zu erkundigen. Mit größter Sehnsucht verwahrte sie Schachtel und Brief an einem sichern Ort und wartete in voller Liebes-

glut auf ihre Rückkehr. Sie wollte sie nicht wie vordem von sich jagen, und tausend Jahre schienen ihr zu vergehen, ehe die Alte wiederkam, damit sie sich mit ihrem geliebten Jüngling zusammenfinden könnte; und bereits war die arme junge Frau so weit, wie nur ein elender unglücklicher Liebender sein kann, ja, sie litt noch mehr Pein als der Jüngling und rief, indem sie an ihre Jugend dachte: „Weh mir Elenden, wie übel hab ich's getroffen, daß ich einen Mann heiraten mußte, der so wenig zu mir paßt. Genug, daß die, so mich verheirateten, mich einem Geldsack und nicht einem Manne anzutrauen trachteten, auf daß ein Groschen zu einem Haufen Goldes käme! Ein junger Mann ist mir mehr wert, als das größte Vermögen von der Welt! Was aber auch komme, ich will meine Jugend nicht verlieren und will nicht nutzlos bereuen; wenn diese Zeit verloren und ganz dahingegangen, würde es mich doppelt schmerzen." In solchen Gedanken stand die junge Frau, von Liebe erfüllt und aufs schwerste bedrückt.

So vergingen mehrere Tage, und oft verwünschte sie gar bitter ihre Torheit, da kam endlich am vierten Tage die gute Schleierhändlerin, die in ihrer Kupplerkunst alt geworden war, mit heiterer Miene zu der Frau des Arztes, um ihre Schachtel zu holen und sagte zu der Harrenden: „Wisset, meine teure Madonna, vorvorgestern habt Ihr mir solchen Todesschrecken eingejagt, daß ich meine Schachtel vergaß. Nun bitte ich Euch, sie mir gefälligst zurückzugeben; denn es ist mein Geschäft und mein Gut

und mein Gewerbe, und von ihr lebe ich; und wenn ich Euch mit Zorn erfüllt habe, oder wenn Ihr von mir etwa beleidigt sein solltet, so bitte ich um Verzeihung." Und noch tausend andre Worte gab sie ihr, geeignet, jeden schlimmen Gedanken zu verjagen und dazwischen sagte sie ihr Schmeicheleien und bewunderte sie tausendfach, unter falschem Lächeln und allerlei tiefen Seufzern und allen möglichen Scherzen, die Leute ihres Schlages anzuwenden pflegen. Mit ihrem Geschwätz und ihren Schmeicheleien könnten sie den härtesten Fels erweichen, haben sie doch durchweg tausend Flausen bei der Hand, und der Gesprächsstoff mangelt ihnen niemals.

So schwatzte also die Alte, und wie sie sah, daß die junge Frau in Brand geraten war, sprach sie ihr von der Liebe und zählte alle ihre Schönheiten auf; und man kann sich denken, wie die junge Frau innerlich jubelte, als sie sich so preisen hörte. Nachdem sie nun von der jungen Frau genug geredet hatte, begann sie von dem Jüngling zu sprechen und bewies ihr mit tausend Worten, wie schön, reich, edel, feingebildet und tugendhaft er sei, spendete ihm ungeheures Lob, um dann endlich ihre Verführungskünste spielen zu lassen und zu sagen: „O, liebe Madonna, wie könnt Ihr nur soviel Schönheit ungenützt vorüberlassen, ohne Euch Liebeslust zu verschaffen, wie könnt Ihr sie in Schwermut und Schmerzen hinbringen!" Und von neuem begann die Schleierhändlerin von ihren Reizen zu sprechen: „Sagt mir, wieviel Jünglinge gibt

es in diesem Lande, die zum Himmel um solch eine schöne Frau wie Ihr beten würden! Mehr als tausend würden das begehren. Und nun sagt mir, wieviel Frauen gibt es hier, die so schön sind wie Ihr? Ihr werdet nicht vier unter ihnen allen finden, die so schön sind, so schöne Farben haben, ein so schönes Gesicht mit zwei der schönsten Augen, die man je sah, die wie zwei Morgensterne leuchten, die alle Leute zur Liebe zwingen; und dann habt Ihr eine schöne Hand, ein schlankes Bein mit einem zierlichen Fuß, fein wie er sein soll, und noch etwas habt Ihr, von dem ich hätte zuerst sprechen sollen, das ich mir aber für den Schluß aufgespart habe, das sind Eure krausen blonden Haare, das Liebesnetz, in dem Ihr den Jüngling gefangen habt, die nicht anders aussehen als Goldfäden, dazu eine Anmut, eine süße Sprache, eine prachtvolle Haltung" – kurz, die wackere Alte spendete ihr so viel Lob, wie man einer Frau nur geben kann. Ihr könnt Euch vorstellen, daß der jungen Frau abermals gar froh ums Herz wurde, als sie sich so loben hörte, und ihre Schönheit schien ihr durch diese Worte noch zu wachsen, und sie hörte ihnen stumm zu. Und durch diese Worte und das traurige Benehmen ihres Mannes ward sie noch mehr zu dem Jüngling hingetrieben als er sich zu ihr gezogen sah, und da sie am gleichen Joche zogen, sagte sie heiter und mit halbem Lächeln zu der Schleierhändlerin: „Meine liebe Meisterin, ich bin überzengt, daß alles, was Ihr mir sagtet, wahr ist, und wenn ich Euch für verschwiegen hielte, würde ich Euch sagen, Ihr sollt

ihm erklären, daß er heute abend, ehe mein Mann heimkommt, was stets um die zweite oder dritte Stunde der Nacht zu geschehen pflegt, zu mir komme."

Als die schlaue Alte sie so sprechen hörte, rief sie: „Gott schenke Euch Freude, daß Ihr so sprecht. Das behalte ich sicherlich für mich. Gott soll mich davor bewahren, es auszuplaudern, niemals sage ich ein Wörtchen davon. Bedenkt doch, daß ich dies Handwerk schon vierzig Jahre treibe und nie ist der geringste Skandal entstanden. Ich will Euch auch zu allem Überfluß noch sagen, daß es noch nicht vier Monate her sind, da war ich in Florenz, und Eure Base und auch die Frau Eures Bruders, ich weiß nicht, ob es Euer leiblicher ist, Caterina heißt sie, trugen mir beide solche Botschaften an einige Jünglinge, ihre Geliebten auf, und kein Mensch hat etwas davon erfahren, und Eure Verwandte, Caterina, wie gesagt, die junge Frau, ist in einen von der Schuhmacherzunft verliebt, und Eure Schwester in einen schönen jungen reichen Bürger, wie Euer Anbeter, und beide lassen sie sich ins Haus kommen und kosten nach Wunsch und Lust die süßen Früchte der Liebe, und kein Mensch weiß davon, so daß Ihr nicht zu zweifeln und nichts zu fürchten braucht. Glaubt Ihr denn die erste zu sein, die derlei tut, ohne daß jemand davon weiß?" So bestärkte die Alte sie in ihrem Vorsatz und ermahnte sie, ihren Geliebten zufrieden zu stellen und redete ihr mit tausenderlei Lug und Trug zu. Lange sprachen sie noch so vertraulich, und nach vielen Wor-

ten von beiden Seiten, sagte die junge Frau, die schon gern etwas andres als Worte gehabt hätte und keinerlei Ermahnungen mehr nötig hatte, weil sie, wie gesagt, mit dem Jüngling an einem und demselben Strang zog, zu der Alten: „Wenn Ihr mir versprecht, daß niemand davon erfährt, will ich gern alles tun, was Ihr wollt.“ Die Alte versprach es und schwur mit gefalteten Händen, daß niemand davon erfahren solle.

Darauf sagte die junge Frau: „Da Ihr mir dieses Versprechen gegeben habt, bin ich zufrieden; geht und sagt ihm, er soll heute abend hier ins Haus gegen eineinhalb Uhr nachts kommen, die Tür wird offen sein. Daß aber ja niemand etwas davon merkt, und wenn Euch das Leben lieb ist, so seid verschwiegen; sagt ihm, er solle ins Haus treten und sich von niemand sehen lassen; bei der Liebe Gottes bitte ich Euch, haltet den Mund, denn wenn es meinem Mann zu Ohren käme, würde er mir den Hals abschneiden, denn er ist ein so sonderbarer grillenhafter Mensch, daß er dem ersten glauben würde, und dann ist er so wild, daß er, ohne lange nachzuforschen, mich erdrosseln würde.“

Auf diese Worte tröstete sie die wackere Kupplerin und sprach ihr Mut zu: „Seid versichert, wenn man von diesen Dingen überhaupt erfährt, so sind die Ehegatten die letzten, die davon hören; aber seid nur getrost, es wird niemand davon erfahren.“ Die Alte nahm nunmehr die Gelegenheit war, verabredete mit der jungen Frau die Stunde der Zusammenkunft und verließ sie dann, um voller Freude

den Jüngling aufzusuchen, der den ganzen Tag die Alte gesucht hatte und da er sie nicht gefunden, durch Siena wie ein Narr gelaufen war. Durch einen Zufall aber traf er die Alte, und kaum daß er sie erblickt, steckte er ihr einen Brief samt einem Goldskudo in die Hand, und als die Alte das Gold sah, grinste sie. „Ich empfehle mich Euch," begann Imenio, als er es ihr gegeben, „sucht sie doch noch einmal auf und sagt ihr, was ich wünsche." Die Schleierhändlerin wollte ihn noch etwas hinhalten, tat erst so, als sei sie nicht dort gewesen und hielt ihn hin, bis sie den Golddukaten gut untergebracht hatte. Dann sagte sie zu dem Jüngling: „Was würdet Ihr zahlen, Herr Imenio, sagt mir, wenn ich Euch heute abend mit Eurer Geliebten zusammenführte?" Darauf antwortete der Jüngling, von Liebe glühend und unter heißen Seufzern: „Alles, was Ihr begehrt, und wäre es mein ganzes Vermögen." Da ward die Alte von Mitleid mit ihm ergriffen und sagte: „Nehmt nur Euren Brief wieder, es ist nicht mehr nötig, der andre genügt schon, das habe ich durchgesetzt," und darauf erzählte sie, wie es gegangen war und nannte ihm Art, Zeit und Weise, wie die junge Frau es ihr aufgetragen hatte.

Als Imenio das hörte, konnte er es kaum glauben, und wußte vor übergroßer Freude und Lust nicht, was tun; und er fragte abermals die Alte, und sie bestätigte es ihm und nun dankte er ihr aufs beste und sagte ihr, alles, was sie als Lohn fordern würde, sollte sie haben. Die Alte, deren Sinn nicht nach

großen Dingen stand, bat ihn um einen Scheffel Mehl und einen Fiasko Öl. Der Jüngling, der ihr nicht nur Mehl und Öl die Menge, sondern sein ganzes Vermögen gegeben hätte, war es ganz zufrieden, nahm die Alte mit sich und als er nach Hause gekommen war, gab er ihr so viel Mehl, als sie tragen konnte und obendrein gab er ihr noch eine Tasche dazu, und füllte ihr einen Fiasko voll Öl und entließ sie ganz zufrieden.

Als sie fort war, suchte der dumme unvorsichtige Jüngling, strahlend vor Glück, seinen Doktor auf, oder besser gesagt, seinen Meister in der Liebeskunst, denn er hatte ihn lieben gelehrt, fand ihn und erzählte ihm, daß es gut gehe, und sagte ihm, daß er diesen Abend sich mit seiner Geliebten zusammenfinden sollte, um mit ihr die Hochzeit zu feiern. Als der treffliche Doktor von Hochzeit reden hörte, fühlte er, so alt er auch war, wieder Lebenslust in sich und gerade, als wäre er auch noch ein Jüngling, der Unglückselige, wollte er alles wissen, um zu sehen, ob er vielleicht auch noch seinen stumpfen Schnabel wetzen könnte und fragte: „Sage mir, Imenio, wo wohnt denn deine Geliebte?" Der nicht sehr verschlagene Jüngling, der sich mit seinem Lehrer bisher über alles beraten hatte, sagte ihm auch das noch, denn er wußte nicht, daß seine Geliebte die Frau des Doktors war, oder wessen Frau sie überhaupt war, und indem er es ihm sagte, waren beide betrogen. Kaum hatte Imenio dem Doktor das Haus geschildert, als dieser erkannte, daß die Geliebte seines Schülers seine Frau war. Das mißfiel

ihm nicht wenig und darob war der unvorsichtige Doktor ganz bestürzt und wußte nicht, der Unselige, was er tun sollte, und so stand er wie vor den Kopf geschlagen und sagte bei sich: „Das ist meine Frau und das ist eine saubere Geschichte." Doch er verschwieg sein Unglück, um den Studenten besser auszuforschen und sprach zu ihm: „Sag, Imenio, hast du auch gut auf das Haus geachtet, damit du nicht etwa fehlgehst? Hast du nicht etwa die Straße oder das Haus verwechselt, damit es dir nicht gehe, wie vielen andern, die es nachher haben bitterlich bereuen müssen. Ich bin dir wohlgesinnt, deshalb erinnere ich dich daran, möchte ich doch nicht, daß dir irgend etwas Schlimmes begegne, woran du gar nicht denkst."

Als Imenio hörte, daß sein Lehrer ihm die Hölle schilderte, entgegnete er vor Liebe glühend und zu allem bereit: „Darum sorge ich mich nicht, ich kenne das Tor wohl und irre mich nicht; das Haus geht auf die breite Straße und auf jener Seite gibt es kein anderes Tor und gegenüber auch keines. Zweifelt nicht daran, Meister, daß die Sache gut ablaufen wird."

„Wer weiß," entgegnete der Doktor. Der törichte Weise begann schon sein Unternehmen zu bereuen, doch suchte er mit aller Kraft sein Leid zu verbergen. Da er nun aber sah, daß er in die Sache verwickelt war und gern dieser Aufgabe ledig gewesen wäre, den Schüler indeß nicht seinem Vorhaben abwendig machen konnte, beschloß er, zu erkunden, ob jene Frau wirklich die seinige oder die eines andern wäre.

Während so der arme Doktor in Gedanken stand, mehrte Imenio in seiner Einfalt sein Leid, indem er ihm durch tausend Kennzeichen zu erkennen gab, daß jene wirklich seine Gattin war und nicht die eines andern: „Lieber Meister," fuhr er fort, „ich bin Euch für alles sehr verbunden; denn der heutige Abend wird der glücklichste meines Lebens sein, und ich hoffe bestimmt, mich all jener süßen Früchte der Liebe erfreuen zu können, wenn mir nichts Schlimmes begegnet. Denn sie hat mir, wie ich schon bemerkte, sagen lassen, ich möchte sie aufsuchen, sie werde meine Liebe zufriedenstellen"; und es genügte dem unvorsichtigen Jüngling nicht, daß er ihm das Haus geschildert hatte, er nannte ihm auch noch die Stunde und verschwieg ihm nicht das mindeste.

Während sie von diesen Dingen sprachen, gingen sie miteinander dahin und schwatzten so lange, bis die Nacht anbrach; und da nunmehr die Stunde nahte, sagte der arme Doktor, weil er die Zeit gekommen sah, wo er den würdigen Bürgermeister, oder besser gesagt, Patron von Hornberg spielen sollte, aber durch Schlauheit diese Gefahr vermeiden zu können glaubte: „Nun geh, Imenio, zum Hause deiner Herzensdame, und ich gehe in die Apotheke des Ceccone. Geh, geh, und Gott gebe dir Glück auf die Reise." Damit verabschiedete er sich, und der Jüngling nahm seinen Weg zum Hause des Doktors und schritt wacker aus, um es bald zu erreichen. Der Doktor seinerseits bog in eine Gasse ein und eilte vorwärts, so schnell er konnte, schnitt ihm den Weg ab, fand ihn

wieder und ging hinter ihm drein; und da der Jüngling tüchtig ausschritt, konnte er ihm nur mit Mühe folgen. Um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, strengte er sich an, ihn im Gesicht zu behalten, und da die Nacht dunkel war, glückte es ihm, dem Studenten unbemerkt zu folgen.

Der verliebte Scholar, der kräftige Beine hatte, schritt rüstig dahin, und als er ans Haus des Doktors gekommen war, trat er schnell ein, und kaum war er drin, als er, wie ein in solchen Sachen erfahrener Mann, die Tür gut hinter sich abschloß, so daß man sie von außen nicht öffnen konnte. Sodann ging er zur Treppe, wo ein gutes Licht ihm den Weg zeigte, kam in den Saal und fand seine Geliebte voller Sehnsucht seiner harren. Sie empfing ihn strahlend, und er machte es, als er bei ihr war, nicht anders, als die verliebten Jünglinge es zu machen pflegen, wenn sie zu ihren Geliebten kommen, die sie mit einem „Mein geliebtes Leben" umarmen und sie tausend Dummheiten schwatzend und schöne Worte machend mit feurigen Küssen begrüßen und sich in süßen Liebesreden und anmutigen Schäkereien ergehen. So also tat auch er.

Kurz nachdem der Doktor ihn ins Haus hatte treten sehen, eilte er voller Schmerz an die Tür und glaubte wie gewöhnlich eintreten zu können. „Ich weiß," sprach er bei sich, „du bist hier und kannst mir nicht entwischen." Und als er die Tür erreicht hatte, fand er sie versperrt und konnte nicht ins Haus. Das ärgerte ihn sehr; denn ehe er seine Behausung erreicht, hatte er sich schon überlegt, wie

er mit der Frau und dann mit dem Jüngling abrechnen wollte, und nun konnte er nicht hineingelangen. Damit nun der Student ihm keine Hörner aufsetze, versuchte er mit Gewalt ins Haus zu kommen; da die Tür jedoch gut verschlossen war, gelang es ihm nicht. Als er endlich sah, daß er sie nicht zu öffnen vermochte, begann er kräftig mit Fäusten und Füßen dagegen zu schlagen.
Wie die wackere Frau ihn so wütend klopfen hörte, fürchtete sie, er hätte den Jüngling eintreten sehen und dachte, es sei um sie geschehen, dann aber faßte sie wieder Mut und sagte: „O ich Arme, was soll ich tun, das ist mein Mann, der Elende!" (man kann sich denken, wie schmerzlich es den beiden Liebenden war, gerade vor dem süßesten Augenblick unterbrochen zu werden), doch plötzlich hatte sie einen Gedanken, ergriff den Jüngling bei der Hand, rief: „Mein teures Gut, mein Leben, meine Seele," küßte ihn, umarmte ihn innig und sagte: „Wenn Ihr diesen Abend nicht mehr zu mir zurückkehren könnt, so entfernt Euch auf irgendeinem Wege und laßt es Euch nicht zu hart ankommen, morgen Abend Euch hier um die gleiche Stunde oder noch früher einzufinden. Jetzt aber laßt es Euch nicht leid sein, wenn ich Euch verstecke, damit wir nicht ins Verderben gestürzt und unglücklich werden." Um ihr gefällig zu sein und auch, um nicht erwischt zu werden, erklärte der Jüngling: „Tut, was Ihr wollt, Ihr könnt ganz über mich verfügen." Nun ließ ihn die Frau auf eine jener runden Stangen springen, die schon unsere Vorfahren in den Sälen

einzumauern pflegten, um darüber die Tischtücher zu hängen; diese Stange ging oben bis zu der einen Seite der Kredenz. Darauf hieß ihn sich die geistesgegenwärtige Frau mit der Brust auf die Stange ausgestreckt hinlegen. Er tat es, hielt sich mit den Armen fest, so gut er konnte und klammerte sich auch mit den Füßen an die Stange, und nachdem er diese Lage angenommen hatte, legte sie über ihn einen ihrer Mäntel und darauf einen Mantel ihres Mannes und verdeckte ihn damit sorgfältig, so daß ihn niemand hätte bemerken können. Dann legte sie ein Stöckelchen auf die Kredenz, nahm eine Bürste in die Hand und tat, als wolle sie die Sachen ausbürsten, wie sie es oft in dieser Weise zu tun pflegte; und während sie den Scholaren auf diese Art den Blicken entzog, schlug ihr Mann voller Wut gegen die Tür und mit solcher Hitze, daß ein Schlag nicht auf den andern wartete.
Nachdem sie also die Sachen über den Jüngling gebreitet, ging sie mit der Bürste in der Hand ihrem Manne öffnen, und sie tat es mit heiterer Miene, empfing ihn, wie sie jeden Abend zu tun pflegte, nahm ihm Mantel und Barett ab und erwies ihm ähnliche Freundlichkeiten mehr, wie sie die Frauen den Männern, die sie gern haben, zu erweisen pflegen. Als der Doktor ins Haus getreten war, verschloß er die Tür sorgsam von innen, dann wandte er sich mit einem wahren Teufelsgesicht zu seiner Frau, runzelte die Brauen und sah ihr, ohne ein Wort zu sagen, voller Zorn ins Gesicht, um zu sehen, ob sie wegen seines plötzlichen Kommens verwirrt

wäre. Doch der ärgerliche Phantast und unkluge Mann, der durch sein eigenes Leid geblendet wurde, bemerkte keine Verwirrung bei ihr, sah sie vielmehr ganz vergnügt und keck, und wunderte sich darüber nicht wenig. Aber er dachte, daß der Jüngling ihm nicht werde entrinnen können, und sagte bei sich: „Du bist hier." Und giftig, das Gesicht ganz schwarz von Galle, Schaum vor dem Munde, wie ein wütendes Schwein, rief er: „So also, verbrecherisches Weib, führst du dich auf! so schändlich, daß du einen Kerl ins Haus läßt! Wo hast du ihn versteckt? Glaubst du, ich weiß es nicht? Ich habe es wohl gesehen." Doch auch durch diese Worte brachte er seine Frau nicht außer Fassung, vielmehr fuhr sie ihn über die Maßen erbost, wie eine wütende Hündin an: „O ich Arme, die ich zu ihm sagen müßte, was er zu mir sagt! Sieh mir doch einer diesen dummen Tölpel an, mit welchem Hochmut und mit was für feinen Worten er heute Abend heimkommt! Ihr werdet mich noch glauben machen, daß Ihr betrunken oder übergeschnappt seid. Das Hirn muß sich Euch umgedreht haben, daß Ihr so sprecht, aber beim Kreuze Gottes, wären wir in Florenz, Ihr würdet nicht so reden, und Ihr tut es auch nur, weil Ihr seht, daß ich hier keinen von den Meinen habe. Sagt mir doch, wer ins Haus gekommen ist, alter Narr, und sucht nach; Ihr werdet Euch überzeugen. O Gott, und dazu ist er heute heimgekommen!"

So begann sie zu schreien und zu schelten, und während sie so gegen ihren Mann loszog, nahm der

innerlich kochende Arzt das Licht in die Hand und durchsuchte, ohne ein Wort zu sagen, das ganze Haus. Er glaubte den Schüler zu finden und ließ die Frau reden, was sie wollte, antwortete ihr mit keiner Silbe; sie aber beklagte sich über ihr Unglück und beschimpfte ihn aufs Ärgste. Der unkluge Alte mühte sich ab mit dem Durchsuchen des Hauses, sah in jede Ecke und verzweifelte, den Liebhaber zu finden. Endlich wandte er sich zu seiner Gattin und schrie sie an: „Du verbrecherisches Weib, sag mir, wo hast du ihn versteckt, du Falsche? Ich weiß es ja, ich habe ihn doch hier eintreten sehen." Die Frau antwortete ihm auf alle seine Worte: „So helfe Euch Gott zum Tode, wenn Ihr hier einen in dieser Absicht eintreten saht", und mit wachsendem Zorne ging der dumme Tropf in jedes Kämmerchen im Haus und an alle Stellen, die ihm zum Versteck geeignet schienen, und überall suchte der Arme, und da er schließlich nicht mehr wußte, wo er noch suchen sollte, raufte er sich seinen langen weißen struppigen Bart, kam wieder in den Saal, wo der Student versteckt war, setzte sich auf eine Bank und zankte sich mit seiner Frau. „Sag mir," rief er, „glaubst du etwa, daß ich ihn nicht hier habe eintreten sehen, schlechtes Weib du! Wo hast du ihn versteckt? So also handelst du? Ist das die Ehre, die du mir und deinem Bruder erweist, ist das die Treue, die du mir bewahrst?"

Während sie so heftig miteinander stritten, hörte der Jüngling alles, doch da er mit den Sachen vollkommen bedeckt war, erkannte er seinen Doktor nicht

an der Stimme, auch darum schon nicht, weil er erregt sprach. Als sich der arme Doktor nun genug mit seiner Frau gezankt, den Studenten trotz allen Suchens nicht gefunden und sein Weib nicht zum Geständnis gebracht hatte, wurde er schwankend und fragte sich, ob er etwa weiter oben oder weiter unten in ein Haus getreten wäre oder gar gegenüber in das Haus des andern Doktors. In dieser Ungewißheit fand er Trost, ward wieder ganz froh, und ohne seine Frau weiter zu beargwöhnen, trat er in die Schlafkammer, machte sich selber Vorwürfe und sagte: „Wahrhaftig, es geschehe mir jetzt recht, wenn sie mich wirklich betröge, um mir beizubringen, die Augen besser aufzumachen. Habe ich sie etwa nicht mit Unrecht geschmäht, wenn ich meiner Sache nicht sicher war? Es war ja finstere Nacht, und ich sehe mit Mühe und Not bei Tage mit meinen Augengläsern, und da will ich in der Nacht sehen, was man da nicht sehen kann." Das machte ihm nun große Pein, und er fürchtete, seine Frau könnte wirklich tun, was sie seiner Behauptung nach getan hatte. Er wollte sich daher mit ihr aussöhnen, und so rief er sie nicht lange danach: „Laudomia (so hieß sie), komm in die Kammer! Was tust du? Wir wollen zu Bett gehen."
Damit ihr Geliebter es höre, antwortete die wackere Frau voller Zorn (weil der Jüngling sie mit Sehnsucht erwartete) sehr laut: „Geht, wenn Ihr gehen wollt. Schert Euch nicht um mich. Ich bin heute Abend so wütend, daß ich nicht an einem Orte mit Euch zusammen sein könnte. Schwere Not über

alle Ehemänner! Und wer einen haben wollte, sollte solch einen wie Ihr bekommen, und den Hals mag brechen, wer davon spricht!"

Als der Doktor sie so reden hörte, verhielt er sich ganz geduldig still; denn er dachte, sie habe recht und er nicht, doch rief er sie noch einmal gar zärtlich. Die Frau meinte, so laut gesprochen zu haben, daß es der Jüngling gehört hätte, ging voller Grimm in die Kammer, schlug die Tür mit solcher Wut zu, als wollte sie sie zertrümmern, zog sich aus und legte sich maulend ins Bett. Dort lag sie auf ihrer Seite, und der Gatte durfte sich ihr in dieser Nacht nicht nähern.

Als der Student hörte, daß alles zu Bett war (es waren nur wenig Leute im Hause; denn der Doktor, der nicht den andern Ärzten und Doktoren nachstehen wollte, bewahrte wie diese das Dekorum der Dürftigkeit und dazu kam bei ihm noch die Florentiner Knausrigkeit; denn er hielt weder Knecht noch Diener, sondern ließ sich von Fall zu Fall, wie er es gerade nötig hatte, für sein Geld Dienste leisten) und vernahm, daß sich die beiden eingeschlossen hatten, stieg er leise von der Stange und legte im Dunkeln, so gut er es vermochte, die Sachen wieder zurecht, damit sie, wenn sie am andern Morgen jemand sah, nicht berührt zu sein schienen. Dann tastete er sich durch das Zimmer, um die Treppe zu finden, und als er sie endlich gefunden hatte, stieg er sie sacht hinab und kam zufällig an eine kleine Tür, die in einen Kornspeicher führte. Da der Doktor sehr sparsam lebte und kein Korn darin hatte,

fand er sie offen, trat hinein, tastete sich weiter, bis er ein kleines Fenster fand, öffnete es und erkannte, wiewohl es dunkle Nacht, daß es nicht weit vom Erdboden entfernt war; er kletterte hinauf, setzte sich auf das Brett, sperrte das Fenster wieder zu, hielt sich mit den Händen am Fensterbrett, ließ sich die Mauer hinabgleiten und kam unten ohne Schaden an. Als er außerhalb des Hauses des Arztes war, glaubte er einer großen Gefahr entgangen zu sein und ging heim, um zu ruhen.

Der Morgen kam, an dessen frischer Röte alle Schüler sich zu erfreuen pflegen; er aber erhob sich, ehe noch Phöbus seine leuchtenden Strahlen aussandte, voll Schmerz und Betrübnis, und da er infolge seines Mißmuts nicht studieren konnte, ging er in seiner Kammer auf und nieder und wartete auf die Stunde der Vorlesung. Als sie gekommen war, ging er zur Sapientia, wo sein wenig verständiger Doktor ihn mit großer Sehnsucht erwartete, um das zu erfahren, was er am liebsten nicht hätte erfahren wollen. Imenio ließ ihn das Katheder betreten; denn vorher wollte er ihm nichts sagen.

Nachdem er dann seine Vorlesung gehalten und dadurch bei allen Schülern die Unklarheiten und Zweifel, die ihnen etwa Kopfzerbrechen machten, beseitigt hatte und schon alle ihres Weges gegangen waren, blieb der Doktor allein mit Imenio zurück, begierig zu erfahren, wie sein Geschäft am vergangenen Abend abgelaufen wäre. Der Jüngling brannte ebenfalls darauf, ihm seinen Kummer mitzuteilen und erzählte ihm, von Anfang an, Punkt für Punkt,

alles gerade so, wie es oft Einfaltspinsel dem Beichtiger gegenüber zu tun pflegen; und der Dummkopf merkte nicht, daß er ihm die Schande seiner eigenen Frau erzählte und ihr schamloses Gebahren, und schilderte ihm, wie er überrascht worden sei, wie sie ihn versteckt hatte und alle Worte, die gefallen waren. Und als das der Doktor hörte, war er wie tot und es war ihm, als würde in sein Herz ein spitzes Messer gestoßen, und der arme Narr vergaß ganz sich nach dem zu erkundigen, was für ihn wichtiger als alles andre war, nämlich ob er mit ihr die Frucht der Liebe gepflückt habe, sondern forschte nur, wo sie ihn versteckt habe und wie sie es angestellt, daß er nicht hatte gefunden werden können? „Wo hat sie dich verborgen?" rief er.
„Ich will's Euch sagen," antwortete der Jüngling wichtig, „sie hat mich an einen Ort gebracht, an den Ihr nie gedacht hättet. Ihr könnt daraus ersehen, daß sie Geistesgegenwart besaß. Sie hat mich im Saal auf eine Stange über der Kredenz steigen lassen und mit allen möglichen Tüchern bedeckt, und dann ließ sie den Mann suchen, und während er suchte, schmähte sie ihn aufs ärgste, und ich verhielt mich unterdessen unter jenen Tüchern ganz ruhig, als wäre ich tot und so lange, bis sie zu Bett gegangen waren. Dann stieg ich hinab, suchte nach der Treppe im Haus, fand sie und kam in ein Zimmer, wo ich ein Fenster fand, das nicht weit vom Boden war und stieg durch dieses hinaus und ging heim. Und während sie mich verbarg, sagte sie mir, wenn sie mir keine andere Nachricht zu-

kommen ließe, sollte ich heute Abend um die gleiche Stunde kommen, und das will ich auch tun."
Als der arme Doktor das hörte, war er ganz verdutzt und sah nichts anderm gleich als einer steinernen Bildsäule. So blieb er ganz unbeweglich, und vor Schmerz schlugen ihm die Pulse nicht, alles Leben hörte auf, die Augen blickten starr, er verlor die Farbe, die Worte mangelten ihm, und er war wie tot; denn an der Erzählung erkannte er, daß es seine Frau war und nicht die eines andern. Und da er nun vernahm, daß er nicht nur mit ihr hatte schäkern wollen, sondern sich auch noch von neuem zu solchem Spiel bei ihr einzufinden gedachte, schmerzte es ihn aufs äußerste, und er verwünschte innerlich seine Narrheit, und traurig und unglücklich entschloß er sich, sie abends zu überraschen und ihn auf der Tat zu ertappen, und er sprach bei sich: „Weiß ich, was er heute Abend tun wird, wenn ich ihn in flagranti erwische?" Aber er entdeckte ihm sein Leid nicht und schwieg, und da sie genug gesprochen hatten, verabschiedete sich Imenio von dem Doktor und verließ seinen Meister, um seinen Geschäften nachzugehen.
Von schweren Sorgen bedrückt, dachte der Alte nur an seine Frau und erkannte endlich, daß er zu solchem Geschäft zu alt wäre und daß die Gattin etwas anderes begehre als einen Patriarchen, und das erfüllte ihn mit großem Kummer. So ging er heim und zeigte sich seinem Weibe gegenüber nicht aufgebracht, bemühte sich vielmehr, soweit er vermochte, heiter zu erscheinen. Die Frau, die an andrer Wärme





als am Feuer sich das Kreuz wärmen wollte und einen andern Kitzel wußte als von Krätze, dachte an den Abend, konnte auch das ihr geschehene Unrecht nicht vergessen, und nachdem sie ein leichtes Nachtessen bereitet hatte, verbarg sie ihren Zorn keineswegs, zog ihrem Gatten ein schiefes Gesicht, sah ihn mit scheelen Blicken an und sagte kein Wort.

Der arme Philosoph trug sein Leid geduldig und konnte vor Schmerz nicht essen. Die Frau überließ ihn seiner Pein und begann vor Ärger wie eine halb Verhungerte zu essen. Nach der Mahlzeit verließ der arme Doktor wie im Wahnsinn das Haus und ging hadernd mit sich, wie ein Narr, durch die Straßen; und so verfloß der Tag und kam die Stunde, da die beiden Liebenden sich treffen wollten. Da stellte sich denn der arme Herr auf die Lauer, um das zu sehen, was er doch gar nicht hätte sehen sollen; und als die Stunde da war, kam Imenio vorsichtig des Wegs und an das ersehnte Haus, und gerade wie er es am vergangenen Abend gemacht hatte, um nicht überrascht zu werden, so versperrte er auch diesmal gewandt und schnell die Tür und stieg eilig und alle Gedanken auf die Geliebte gerichtet, die Treppe empor.

Als der Doktor ihn ins Haus treten sah, lief er schnell zur Tür und fand dort, wie am Abend zuvor, daß er nicht eintreten konnte. Er wollte es mit Gewalt versuchen, gab sich alle Mühe, aber vergebens. Wie er nun sah, daß er nicht öffnen konnte, fing er an, zu klopfen und seine Frau zu rufen, daß sie ihm aufmache.

Imenio war kaum im Saale, da hörte er stark pochen und wunderte sich, daß er auch heute wieder überrascht wurde, ebenso die Frau. Und damit der Gatte ihn nicht finde, dachte sie sogleich daran, ihn auch an diesem Abend im Saal zu verstecken. Und da der Arzt, wie ich schon sagte, aus Geiz weder einen Diener noch einen Knecht hielt, hatte sie an jenem Tage die Hauswäsche gewaschen und alles Leinenzeug auf dem Tisch in eine Schwinge gelegt. In diesem Augenblicke nun wandte sie sich ganz geistesgegenwärtig zu dem Jüngling, umarmte und küßte ihn und sagte: „Bei der Liebe Gottes empfehle ich mich Euch; ich weiß nicht, was meinen Narren von Mann schon den zweiten Abend so früh heimtreibt; damit aber kein Skandal entstehe, will ich Euch verstecken, mein liebes Leben, und ich will mich nicht eher zufrieden geben, als bis wir uns vier Stunden aneinander erfreuen. Versäumt ja nicht, morgen abend zu kommen; er wird doch nicht immer unsre Freuden stören!" Ebenso begierig, seiner Dame zu gefallen, wie sie ihm, antwortete der Student: „Zweifelt nicht daran, Madonna, eher würde ich sterben, als nicht kommen." Als er ihr das versprochen hatte, nahm sie schnell das Leinenzeug aus der Korbschwinge und hieß ihn sich hineinlegen. Der Jüngling krümmte sich eng zusammen und schlüpfte ganz in den Korb hinein, so daß man ihn nicht sehen konnte, und sie legte das weiße Leinenzeug darüber und bedeckte ihn damit, daß er ganz darunter verschwand, und die Wäsche, die sie nicht mehr obenauflegen konnte, legte sie auf die eine

Seite neben den Korb; und als sie sah, daß er völlig bedeckt war, ging sie ihrem Manne öffnen und ließ ihn ins Haus. Und der alte Doktor sprühte wie eine höllische Furie, von Zorn und Grimm entflammt, aus dem Auge Feuer, aus dem Munde Gift; seine Hände schienen voller Schlangen, und er schrie seine Frau an: „Wie wirst du es anstellen, schändliches Weib, daß ich ihn heute abend nicht finde? Es wird dir nichts helfen, daß du ihn versteckt hast."
Während er so sprach, stieß die Frau einen Wutschrei aus und rief: „O, o, o, sieh doch einer, mit welcher Anmaßung das Tier heute abend abermals nach Haus kommt, um mir solche Schändlichkeiten zu sagen, gerade als hätte er mich auf dem schimpflichen Vergehen ertappt. Ihr müßt den Verstand gänzlich verloren haben; aber ich wundere mich nicht darüber; denn hier in Siena ist die Luft schlecht, und Eure Studenten werden Euch noch ganz um Euern Verstand bringen, indem sie Euch allerlei einfältiges Zeug weismachen. Weh mir Armen! Vielleicht tut Ihr, was Ihr mir vorwerft. Ich habe es ja gesagt, diese jungen Leute werden Euch noch ganz närrisch machen, und Ihr werdet es nicht anders verdienen, wenn ich zur Wahrheit mache, was Ihr mir vorwerft, um Euch zu lehren, was es heißt, mir diese Schmach anzutun. Meiner Treu, das ist ein feiner Anstand, eine schöne Ehrbarkeit, mir dergleichen zu sagen. Ihr habt es Euch ja gut vorgenommen! Zwei Abende hintereinander kommt Ihr nach Hause wie ein Teufel, aber ich weiß schon,

woher das kommt. Ihr seid gewiß zu einer jener Spitzbübinnen von Dirnen gegangen, und man hat Euch nicht öffnen wollen. Ich wundere mich gar nicht darüber, daß Ihr schon zwei Abende so zeitig heimgekommen seid, sonst pflegte es erst um die vierte bis sechste Stunde zu geschehen, und ich kann Euch nur sagen, daß eine Frau nichts von solch gekochtem Lauch[1] wissen will. Das wäre mir auch eine rechte Närrin, die Euch gern an ihre Seite nähme. Sie müßte sich ja erbrechen, wenn sie so einen stinkenden Mund röche, so einen zottigen Bart sähe und das Hemd aus grobem Leinen, und neben seinen andern Reizen hat er noch beständig einen Husten, wie ein erkälteter Esel, und der Mund läuft ihm wie einem müden Maultier. Sie hat ganz recht daran getan, Euch schon zwei Abende auszusperren, und wenn sie klug ist, so tut sie es noch weiter, Ihr alter, zänkischer, widerlicher, skandalsüchtiger, eifersüchtiger, argwöhnischer, kümmerlicher, geifernder Tropf. Pest und Not über Euch, doch wenn Gott mir hilft, wird es Euch heute abend so gehen wie gestern abend, denn ich weiß nichts von all dem, was Ihr mir vorwerft, und Ihr habt es Euch nicht gut ausgedacht."

Mit diesen und ähnlichen sich überstürzenden Worten zankte die Frau beständig auf ihn ein und ließ ihn nicht zu Atem kommen. Der arme Doktor entgegnete nicht das kleinste Wörtchen und ging in den Saal, wo, wie der Schüler ihm gesagt hatte, er

[1] Was die Lateiner (Plautus) mit rudens: das (baumelnde) Tauende bezeichneten.

am Abend vorher verborgen worden war, und er sah nach jener Stange, fand aber weder ihn noch Kleider, und wie er merkte, daß seine Absicht nicht geglückt war, erfüllte ihn großer Kummer. Und er untersuchte genau jedes Loch, denn es schien ihm ein Wunder, daß er ihn nicht fand, und immer war die Frau hinter ihm her und gab ihm ihre beißenden Worte, und nicht einen Augenblick schwieg sie, und manchmal hatte sie mehr Lust zu lachen als zu schimpfen, wenn sie seine Torheit sah, und oft verspottete sie ihn und sagte: „Warum schaut Ihr nicht in diesen Topf? Und in jenen Krug?" und ähnliche Scherze mehr. Endlich öffnete sie ein Fenster, an dem eine schöne Viole stand, erinnerte sich, ich weiß nicht welcher Geschichte oder besser Fabel, die sie ihn mehrere Male hatte erzählen hören und fragte: „Warum schaut Ihr sie nicht an, vielleicht hat er sich in eine Blume verwandelt, wie Ajax oder Narziß tat." Und so trieb sie ihre Possen und hieß ihn schließlich auch seinen Leibstuhl aufmerksam anschauen. Der arme Herr schwieg ganz geduldig, fand den Buhlen nicht und wurde ganz müde.

Als er nicht mehr wußte, wo er ihn suchen sollte, kehrte er in den Saal zurück, und setzte sich auf den Tisch neben den Korb mit Wäsche und stützte sich mit einem Ellenbogen auf ihn. Der Jüngling fühlte die Schwere, bekam Angst und hielt sich ganz ruhig; um nicht gehört zu werden, atmete er kaum.

Der Doktor saß in dieser Stellung eine Weile in Gedanken, dann brach er das lange Schweigen und

begann mit der Frau zu zanken und konnte seine Wut nicht mehr halten. Er mußte sich etwas Luft machen und rief: „Sag mir, glaubst du nicht, daß ich ihn heute abend hier eintreten sah und gestern abend auch?" „Nein," entgegnete die Frau, „denn wenn er im Hause wäre, so hättet Ihr ihn gefunden," und mit diesen und anderen ähnlichen Worten stritten sie zusammen und nach vielen Scheltworten und Drohungen seitens des Doktors gingen beide in die Schlafkammer, und er hieß die Frau sich niederlegen, und dann ging auch er zur Ruhe, und in dieser Nacht lagen sie im Bett wie zwei giftige Nattern, wenn sie so recht voller Zorn sind.

Als der gute Imenio, der in einer sehr unbequemen Lage war, sie sich endlich in der Kammer einschließen hörte, warf er alle Wäsche, die auf ihm lag, aus dem Korb, stieg heraus, brachte sie in der Dunkelheit wieder in Ordnung, entsann sich des Wegs und verließ auf dieselbe Weise, wie abends zuvor, das Haus und ging heim, legte sich voller Grimm ins Bett und verbrachte die ganze Nacht in mannigfachen und eitlen Gedanken und fand keine Ruhe.

Als dann endlich der Tag kam und Phöbus seine Pfeile ausschickte, erhob sich Imenio und ging wie sonst zur Sapientia, ohne die Lektion zu studieren, so mißgestimmt war er, und er kümmerte sich auch nicht um die Vorlesung und war ganz in Gedanken versunken, sprach mit niemandem und wartete nur darauf, daß sein geliebter Doktor aufhöre zu lesen. Der Doktor litt nicht weniger Schmerz wie Imenio

und hatte daher an jenem Morgen nur eine kurze Vorlesung gehalten; ohne sich auf die Einwürfe seiner Schüler hin auf die Autorität soundsovieler Doktoren zu berufen, schloß er, verließ das Katheder, rief Imenio aus der Zahl der andern zu sich, ging mit ihm beiseite und fragte ihn, wie es am letzten Abend gegangen wäre.

Imenio, der wegen der Menge Wäsche, die auf ihm gelegen, seinen Doktor nicht hatte erkennen können und, wie gesagt, nicht wußte, wer die Frau war, erzählte ihm alles, wie vordem, sagte ihm, daß sie ihn in dem Wäschekorb verborgen hatte, der auf dem Tisch stand, schilderte ihm, wie er sich darauf gestützt hatte und schloß: „Diesen Abend soll ich wieder zu ihr kommen. Denkt nur, sie sagte, so oft ihr Mann daheim wäre, würde die Tür von innen verschlossen sein, und offen, wenn er fort wäre."

Man kann sich denken, daß dem Doktor diese Worte ebensoviel Messer im Herzen waren. Nun er genau wußte, daß es seine Frau war, erinnerte er sich jeden Umstandes und daß er überall, nur nicht im Korbe gesucht hatte. Und während der Jüngling ihm das alles erzählte, starb der unkluge Alte fast vor Schmerz, so ward ihm das Herz zusammengeschnürt.

Als der Jüngling ihn wie tot, die Farbe wechseln, die Stimme verlieren, seine Augen sich verschleiern und voller Tränen sah, rief er: „O weh, mein lieber Meister, was habt Ihr, daß Ihr so leichenblaß seid?" Der Arzt, der den Jüngling mit der Frau zu

überraschen begehrte, wollte ihm sein großes Leid verhehlen und verschweigen, erfand irgendeine Geschichte und sagte: „Um dir die Wahrheit zu gestehen, Imenio, mir kommt gerade die Erinnerung an eine schlimme Geschichte, die mir passierte, als ich noch jung war." Imenio war begierig, sie zu hören und drang in den Doktor, ihm zu sagen, was ihm begegnet wäre, und da der Doktor sich so gebeten sah, erzählte er: „Nun, so höre denn: als ich jung war (hört, ob ihm die Lüge gut stand!), war ich einer schönen jungen Florentinerin über alle Maßen gut, und da ich schon lange in sie verliebt war, kam ich auch endlich dahin, mit ihr zu tun, was ein verliebter Jüngling mit seiner Dame zu tun begehrt, und ich fand mich oft mit ihr zusammen, und wir verlustierten uns miteinander; und so lag ich auch eine Nacht bei ihr, und da wollte es mein Unglück, daß ich im Bett von einem in sie verliebten Jüngling überrascht ward, und ich meinte, es wäre ihr Mann, und erhob mich, nackt wie ich war, und flüchtete, und um nur schneller davonzukommen, sprang ich durch ein ziemlich weit über der Erde befindliches Fenster und verstauchte mir dabei dies Bein (damit zeigte er ihm das rechte) und hinkend und nackt wie ich war, strebte ich nach Hause. Der andere Jüngling, der von nichts wußte, glaubte, als er den Lärm hörte, den ich im Fallen machte, es wäre der Mann der Frau, und aus Furcht, erwischt zu werden, floh er eilig davon, ließ seinen Mantel zurück, und auf der Flucht lief er zu meinem Unglück gerade auf mich zu, und zwar so schnell er

konnte. Ich glaubte mehrere Male, er hätte mich schon eingeholt und beeilte mich, was ich konnte, und da ich infolge der Schmerzen am Bein nicht weiter laufen konnte, war ich genötigt, mich in einer Gasse zu verbergen und zwar hinter einem Haufen Unrat, und ich machte mich dabei ganz schmutzig, und hier blieb ich, bis der Jüngling vorüber war. Auch er fürchtete sich wie ich und eilte schnell nach Hause, worauf auch ich mich heimbegab, und man konnte nicht erkennen, ob ich mehr ein Tier oder ein Mensch war. Darauf wollte sich die junge Frau mit keinem mehr einlassen, damit man nicht entdecke, daß sie mit mehr als einem zu tun habe, denn sie war aus einem der ersten Häuser von Florenz und ihr Gatte auch, und sie zeigte sich sehr betrübt ob meines Unglücks und erklärte, es wäre ihr Mann gewesen, das gleiche sagte sie dem andern und damit die Sache wahr schiene, versicherte sie, sie hätte die Kleider in den Abtritt geworfen, damit sie nicht gefunden würden. Bei jener Verwechselung behielt sie also sowohl meine Sachen wie den Mantel jenes Jünglings.

Als ich kurze Zeit darauf in der Zelle eines mir befreundeten Mönchs war, erkannte ich da alle meine Sachen wieder, die ich in der Kammer jener Verräterin gelassen hatte, Schuhe und Hemd inbegriffen, und die Strumpfbänder waren auch da. Als ich das sah, wunderte ich mich und fragte ihn, wem jene Kleider gehörten, und der gute Frater antwortete mir, seinem Bruder. Ich tat, als ob ich sie nicht erkannt hätte und wollte mich, weil ich noch Schlim-

meres fürchtete, nicht entdecken. Und das war es, was mich so verstört hat, wie du siehst, bedachte ich doch, daß es Treue weder mehr bei Männern, noch bei Frauen, noch bei Mönchen, noch bei irgend wem sonst gibt; denn heute ist die ganze Welt verdorben. Verlaß dich nur nicht auf die Frauen! Und bedenke, daß sie zu den vornehmsten, schönsten und reichsten in Florenz gehörte, und ich Esel bildete mir ein, ich wäre der einzige."

Als der Schüler das hörte, lachte er auf und fragte: „Sagt mir, warum habt Ihr es Euch denn so warm angelegen sein lassen, mich verliebt zu machen, wenn Ihr sagt, daß die Frau so ein schmähliches Geschöpf ist." Worauf der Doktor entgegnete: „Wisse, Imenio, ich wollte dich schon verliebt machen, aber nicht so, wie ich getan, sondern ich wollte nur, daß du eine Frau lieben und bei ihrer Betrachtung an ihre Reize ohne Begierde denken und dich nicht solchen Gefahren aussetzen solltest. Siehst du denn nicht, Unglücklicher, das du dein Leben riskierst, glaubst du nicht, daß der Mann, wenn er dich findet, dich töten wird?"

Und so malte ihm der in der Patsche sitzende Doktor die Hölle, um ihm die Lust an seinem Vorhaben zu nehmen. Der Jüngling, der bisher noch nicht die Liebe erprobt gehabt, hatte sich zum ersten Male so in ihre Netze verstrickt, daß er sich nicht aus ihnen lösen konnte, und da er von ihr noch nicht befriedigt war, wollte er auch sein Unternehmen weiter führen, und wie ein richtiger Tollkopf antwortete er dem Doktor: „Komme, was da wolle, ich will mein

Unternehmen weiter verfolgen, und gelingt es mir an diesem Abend nicht, so an einem andern, und wenn auch da nicht, noch an einem andern, so lange, bis ich einmal mehr Glück habe, als ich bis jetzt gehabt. Was zum Teufel sollte es denn auch geben! Mehr als einmal kann ich nicht sterben, und vielleicht kann ich einen andern vorher in den Tod schicken," und nun spielte er den tapfern Mann und wer ihn nicht gekannt, hätte ihn für einen wahren Löwen gehalten, so warf er sich in die Brust und nahm sich fest vor, zu seiner Geliebten zu gehen.

Der Doktor glaubte, von Zorn übermannt, wieder jung zu sein, meinte, es mit dem Jüngling aufnehmen zu können und beschloß, sich am Abend anzusehen, was geschehen sollte, und voller Begier, ihn dort zu überraschen, sagte er: „Wohlan, so geh! Da du es versprochen hast, wäre es unhöflich, nicht zu ihr zu gehen, doch gib wohl acht, was du tust und mach es nicht wie die Bauern, die, sowie sie gekommen sind, die Last abladen, damit du nicht auf der Tat ertappt wirst." Auf diese Weise bemühte sich der einfältige Doktor, ihn so viel wie möglich zum Verzug zu veranlassen, und nachdem sie beschlossen hatten, der Jüngling, dorthin zu gehen und der Doktor, ihn zu überraschen, trennten sie sich und gingen zum Mittagessen; und der ganze Tag ging für den Doktor unter höchstem Mißvergnügen dahin, und als der Abend gekommen war, hatte die wackere Frau, um nicht wieder überrascht zu werden, ehe sie das getan, wozu sie Lust hatte,

beschlossen, ihren Geliebten in einem kleinen Zimmer neben der Tür zu erwarten, damit sie schneller miteinander zusammenkommen und das vollbringen könnten, was sie begehrten.
Wie nun endlich die dunkle, finstre Nacht gekommen war, stellte sich der Doktor, um besser und schneller sehen zu können, wenn er ins Haus träte, nicht fern von der Tür auf die Lauer; und da die ersehnte Stunde gekommen war, trat der Jüngling leise, ohne das geringste Geräusch, ins Haus, so daß der Doktor, entweder weil es dunkel und finster war, oder weil er nicht gut acht gab, ihn nicht sah. Und wie er drin war, schloß er wie sonst leise die Tür und fand sogleich jene, die nur ihn begehrte, und in höchster Lust umarmten sie sich unter heißen Küssen, begrüßten sich mit zärtlichen Worten und legten sich auf einen Mauervorsprung, der dort war, und auf ihm führten sie in kurzer Zeit ihr Vorhaben aus. Ohne große Zeremonien beendeten sie, aus Furcht, überrascht zu werden, eilig ihr Werk, und nicht lange danach, von Liebesfeuer entflammt und von ihrer lange ungestillten Sehnsucht getrieben, begannen sie, ohne diesen Ort zu verlassen, zum zweitenmal sich zu umarmen. Der Jüngling, der in der Blüte seiner Jahre stand und zum erstenmal liebte, ruhte nicht eher, als bis er sie in einer Stunde auf jenem Mauervorsprung dreimal umfangen hatte, und so verlustierten sie sich in höchster Lust eine gute Weile.
Der Jüngling meinte nun, daß der Mann bald heimkommen könnte, und hätte gern, um nicht über-

rascht zu werden, fortgehen wollen, aber er wollte sich doch ebensowenig von der Frau trennen, wie sie von ihm, da sie an diesem Abend dort, wo sie bisher immer nur einen Alten gespürt, einen so kräftigen Jüngling empfangen hatte. Sie gab seinen Hals nicht frei und hielt ihn innig umschlungen, herzte ihn und lud ihn mit zärtlichen Worten, süßen Scherzen, feurigen Umarmungen, tausend verliebten Spielchen und Küssen, so heiß, wie sie nur je eine Frau ihrem Geliebten gegeben, und womit ein Marmorbild zum Leben hätte erweckt werden können, zu neuem Ringen ein. Und da der Jüngling sich so zärtlich umschmeichelt sah, erhob sich bei ihm, der frisch und kräftig war, abermals die Lust, und er begann mit der Frau zum viertenmal die Zwiesprache.

Der Doktor, der mit Sehnsucht auf ihn gewartet hatte, glaubte nun, der Jüngling würde an diesem Abend nicht mehr kommen (er war auch schon ob der großen Kälte ganz steif geworden) und wollte gerade ins Haus treten, als die Frau und der Jüngling mitten in ihrer Unterhaltung waren; und gerade da kam der üble Alte an die Tür, die er verschlossen fand. Sofort dachte er an das, was auch wirklich der Fall war und vor Wut ebenso schnell warm geworden, wie er vorher vor Kälte gezittert hatte, begann er voll Ingrimm und Schmerz aus Leibeskräften an die Tür zu schlagen, und die Schweißtropfen rannen ihm nieder. Die beiden Liebenden wollten, als sie das Klopfen hörten, nicht sofort auf die ersten Schläge antworten, denn ihre Zungen

waren verhindert, da sie mitten im süßesten Liebesgespräch begriffen.
Wie das Klopfen aber weiterging, machten sie schnell dem süßen Spiel ein Ende. Der Doktor aber hämmerte mit aller Gewalt an die Tür und schien sie in Stücke schlagen zu wollen. Nachdem das Werk nach Wunsch zu Ende gebracht war, nahm die Frau Imenio bei der Hand und sagte zu ihm: „Bleibt mir treu, mein teures Gut," und mit leiser Stimme verabredeten sie, wie sie sich unter Tags zusammenfinden könnten, und dann zog sie ihn hinter sich nach und sagte: „Paßt auf, meine Seele, wenn ich die Tür geöffnet und ihn hineingelassen habe und Ihr merkt, ich will sie wieder schließen, müßt Ihr Euch immer dicht hinter mir halten, und wenn ich mich umdrehe, im rechten Augenblick hinter mir vorbei ins Freie schlüpfen." Nach diesen Worten ergriff sie das Licht und hielt den Jüngling hinter sich, damit ihn ihr Mann durch die Löcher der Tür nicht sehen konnte, ging zur Tür und öffnete sie. Der Doktor schoß voller Wut wie ein Blitz hinein, und als der gute Imenio, der aufmerksam hinter der Türe stand und sich klein machte, merkte, daß er hereinstürmte und sie sich mit dem Licht gegen ihren Mann und mit dem Rücken nach der Straße zu wandte, schlüpfte er schnell hinaus. Und nun wartete sie sicher und zufrieden mit heiterm Gesicht auf das, was er sagen würde. Und kaum war er im Haus, da rief er: „Schließe die Tür, verbrecherisches Weib; denn der heutige Abend soll der letzte deines Lebens sein." Da sie wußte, daß der Jüng-

ling fort war, entgegnete sie ihrem Mann, als ob er ein Bauer gewesen wäre: „Sperrt sie doch selbst zu, ich tue es nicht."
Da er ihn nicht hatte hinausschlüpfen sehen, hatte sie Mut genug, ihm das zu sagen und warf, da sie wußte, daß er ihn im Hause nicht finden könnte, den Schlüssel zur Erde und ließ die Tür offen. Der arme Herr, der noch immer nicht klug geworden war, nahm den Schlüssel auf, sperrte die Tür zu, ging hinter der Frau her und rief: „Sag mir, schlechtes und falsches Weib, wohin hast du ihn heute abend versteckt?" Die Frau, die, wie gesagt, ihn nicht mehr im Haus hatte, konnte mit aller Sicherheit sprechen und antwortete ihm: „Wo sollte ich ihn versteckt haben?" Da fuhr der Doktor alsbald auf: „Du Dirne, glaubst du, ich weiß nicht, daß schon zwei Abende hintereinander ein Jüngling bei dir gewesen ist? Wenn ich ihn finde, schneide ich dir den Hals ab, du elendes Weib!" Die junge Frau, die stärker als er war und seine Drohungen nicht fürchtete, erhob die Stimme und rief: „Warum sagt Ihr nicht gleich drei Abende, das wäre noch besser? Sagt mir doch, Ihr elender Schwätzer, wieviel habt Ihr denn ins Haus treten sehen? Bei der Gnade Gottes, Ihr verdientet und es wäre meine Pflicht, Euch das Schändlichste, was es gibt, anzutun, um Euch schmutzigem Hunde Anstand beizubringen. Wehe mir Elenden, führt Euch so schändlich auf, wie Ihr wollt, geht und sucht im ganzen Hause, und wenn Ihr jemanden findet, ermordet mich, wenn Ihr mir nicht noch Ärgeres antun könnt, Ihr be-

soffener Narr, Ihr alter kindischer Kerl." Und sie begann zu klagen: „O ich Unselige und Arme, sieh doch diesen verteufelten alten Schurken, was für einen hübschen Tanz er begonnen hat! Aber beim Kreuze Gottes, wenn ich morgen einen Florentiner treffe, gehe ich mit ihm, darauf könnt Ihr Euch verlassen; und ich werde meinen Brüdern von Eurer Aufführung erzählen und ihnen alles sagen, was Ihr angestellt habt. Glaubt Ihr vielleicht, daß ich mich fürchte? Denkt es nur ja nicht. Ihr müßt nicht glauben, daß ich wie Eure Schwester bin, die, bevor sie einen Gatten hatte, mit einem Töchterchen niederkam."

Der Doktor hörte in seiner übergroßen Wut nicht, was sie sagte, und rief zu ihr gewandt: „Sei überzeugt, schändliches Weib, daß ich dich totschlagen werde. Meinst du denn, ich wisse nicht, daß du ihn am ersten Abend auf der Kleiderstange und gestern abend auf dem Tisch im Waschkorb verstecktest? Heute abend aber gedenke ich ihn zu finden. Wie kommt es denn, daß ich die Tür geschlossen fand?" Worauf die Frau erwiderte: „Der liebe Gott sende Euch die Pest über den Hals! Wieso quält Ihr mich so? Sagt mir doch gefälligst, wenn ich ihn zwei Abende lang dort versteckt haben soll, wo Ihr sagt, warum sucht Ihr nicht unten bei mir nach, vielleicht habe ich ihn zwischen den Beinen." Als der Doktor sie so sprechen hörte, dachte er sich, daß sie es ihm zum Spott sagte, so wie sie es sonst auch getan, und rief: „O du schlechtes und elendes Weib, kannst du nicht wenigstens schweigen? Glaubst du,

ein Recht zu haben, mich so zu verspotten? Sag mir, du schurkisches Weib, wo hast du ihn versteckt, sag es sofort, sonst schwör ich bei Gott, daß ich dich töte!"

„Wenn Ihr's bei Gott nicht gelobt, so meinetwegen beim Teufel, mir ist es gleich," entgegnete sie. „Warum habt Ihr denn Eure Augen nicht aufgehalten?" Und da sie sah, daß er von seiner Narrheit ganz benommen war, sagte sie, um ihm noch größeres Leid zuzufügen: „Wisset, wenn es jetzt nicht Nacht wäre, würde ich keine Stunde mehr in diesem Hause bleiben, um mir so etwas sagen zu lassen, und ich will auch nicht länger bei Euch bleiben. O, wie könnt Ihr mir denn dergleichen ohne Grund vorwerfen? Das ist das Nachtmahl, das Ihr mir schon drei Abende lang beschert, aber, beim Sohne Gottes, morgen gehe ich mit dem ersten davon, den ich treffe. Ihr habt mich auf jede Weise gekränkt, denn nach Euren Worten bin ich eine Hure, alter Schurke und Schuft. Seid versichert, ich gehe zu meinen Brüdern und erzähle ihnen von Eurer schönen Aufführung und sage, es wäre einem Mädchen besser, es würde erdrosselt, als es an einen alten Narren wie Euch zu verheiraten. Dann dürfen sich die Väter nicht wundern, wenn die Töchter ihnen wenig Ehre machen; denn sie tun ihre Pflicht nicht, wenn sie sie solchen Gatten geben; warum habe ich nicht getan, was Ihr verdient hättet, damit Ihr Euch doch mit Recht beklagen könntet? Über Euch und meinen Vater komme Unglück, über Euch aber hundertmal mehr. Genug, daß er gesagt hat, du

wirst Geld und Gut in Menge finden, und es ist besser, die Mädchen mit Männern zu verheiraten, die viel Geld haben; genug, daß es heißt, er ist so und so viel tausend Dukaten wert, daß aber nicht gesagt wird, er ist ein Narr, ein Tier, ein alter Kerl. Man braucht doch noch andres als Brot und Kleider! Wie töricht bin ich doch gewesen! hätte ich nicht unter den schönsten, vornehmsten, reichsten und edelsten Jünglingen in Siena meine Geliebten wählen können! Es sind noch nicht acht Tage her, da verliebten sich in mich zwei der schönsten und reichsten Jünglinge hier, aber ich, um Eurer und meiner Ehre willen, habe sie nicht sehen wollen und habe ihnen kein freundliches Gesicht gezeigt, und nun schiebt Ihr mir solche Dinge unter. Ihr verdient aber keine ehrbare Frau. In dieser Welt geht es nur den Frauen gut, die schlecht handeln; wenigstens genießen sie das Leben, schwelgen, machen sich gute Tage, sind bei allen wohl gelitten, gut beleumundet. Jawohl, ich muß ein schlechtes Leben führen und mich um nichts kümmern und Euch reden lassen. Sagt mir doch, wenn ich wollte, wer hinderte mich daran, das wirklich zu tun, was Ihr mir vorwerft? Ihr nicht und alle die Eurigen nicht würden mich abhalten, es vor Euren Augen zu tun, und Ihr würdet nichts dazu, noch davon tun können."

Und während sie also miteinander zankten, ging der arme Doktor wie an den beiden vergangenen Abenden mit dem Licht in der Hand suchend durch das ganze Haus und sie hinter ihm her, um ihn zu

quälen. Und es war kein Kasten und kein Korb, den er nicht durchsuchte und umwandte, aber er konnte den Buhlen nicht finden, schon deshalb nicht, weil er an diesem Abend nicht im Hause war. Müde und matt und schmerzerfüllt kehrte er in die Kammer zurück, wo er zuerst gesucht hatte, und hier zankte er sich eine gute Weile mit der Frau herum und konnte sie nicht zum Geständnis wegen ihres Liebhabers bringen, sondern sie leugnete stets und sagte ihm unter drohenden Worten die größten Schmähungen, die man nur einem Manne sagen kann, und endlich wurde sie für diesen Abend müde vom Schreien, und schließlich mußte der Mann der Schuldige und die Frau die Gute und Brave sein. Der arme Doktor erkannte, daß das Schelten das Allerschlimmste sei und entschloß sich, damit kein andrer von seiner Schande erführe, sie zu verschweigen und ein Mittel zu finden, daß sein Weib sich nicht mehr mit ihrem Geliebten wieder zusammenfinden könne, und so hüllte er sich denn in Schweigen und sprach mit seiner Frau nie mehr davon, tat vielmehr, als erinnere er sich des Vorgefallenen nicht mehr, gleich als ob gar nichts gewesen wäre.

Seinem Schüler gegenüber aber wollte er es anders machen. Als der Morgen gekommen war und er ihn traf, sagte er zu ihm, ohne ihn zu fragen, wie es ihm am letzten Abend ergangen war: „Wisse, Imenio, wer tut, was er nicht darf, dem geschieht oft, was er nicht glaubt. Im Glauben, gut zu handeln, tat ich, was ich nicht hätte tun sollen: ich trachtete, dich verliebt zu machen und erkenne jetzt, daß

ich sehr übel daran tat, denn indem ich dich verliebt machte, verliebtest du dich in meine Frau und hast dich schon drei Abende mit ihr zusammengefunden. Nun sag ich dir, gehe nicht mehr zu ihr und ich bitte dich, sprich zu keinem davon, und ich sage dir ferner, wenn du doch zu ihr gehst, kann dir etwas begegnen, das ihr und dir sehr unangenehm sein würde. Doch wenn du als der anständige Mensch, als den ich dich stets erkannt habe, handelst, wirst du aus Liebe zu mir diese Sache verschweigen, als ob sie nie gewesen wäre, um mir nicht diese Schande anzutun; denn bisher wirst du wohl noch nichts getan haben, weil dir die Zeit mangelte. Aber schweige vor allem vor den Leuten, denn wenn es auch nicht geschehen ist, so war es doch nicht darum, weil es am Willen dazu gefehlt hätte; ich verzeihe dir und ihr; denn an meinem Unglück trage ich allein die Schuld."

Als Imenio seinen geliebten Doktor also sprechen hörte, war er ganz fassungslos, besonders als er hörte, daß es seine Gattin war und, da er es nicht leugnen konnte, sprach er: „Meiner Treu, da habt Ihr wirklich die Wahrheit gesprochen, als Ihr sagtet: wer tut, was er nicht soll, dem begegnet, was er nicht glaubt. Ich habe aber noch weit mehr gefehlt als Ihr, denn als ich mich verliebte, durfte ich Euch niemals sagen, in wen, namentlich, weil ich sie nicht kannte. Wenn ich es nicht getan, so hätte mir nicht begegnen können, was mir begegnet ist, und ich hätte mich voller Glück meiner Liebe erfreuen können. Doch da es nun gegen unsern Wil-

len ohne Absicht so gekommen ist, bitte ich Euch um Verzeihung wegen des einzigen Kusses, den ich ihr gab, und Ihr dürft nicht denken, daß es zwischen uns etwas anderes als Worte gegeben hat und das, wovon ich Euch sagte."
Als der Doktor das hörte, glaubte er ihm, und ein großer Kummer wich von ihm, denn er hatte an schlimmeres gedacht, und er sagte: „In Zukunft, Imenio, sieh dich nach einer andern Frau um und laß die meine, das mußt du mir versprechen." Bei diesen Worten seines Doktors erkannte der Jüngling, daß die Liebe süßer als Zucker und Honig sei, und versprach ihm mit heuchlerischen Worten, sie zu verlassen; aber da sie ihm verboten war, ward er nur noch von größerer Sehnsucht zu ihr entflammt. Der Doktor aber glaubte dem Schüler und versuchte nicht mehr, seine Frau zu hüten und sprach ihr mit keiner Silbe von dem Vergangenen. Als die wackere Frau sah, daß ihr Mann ihr nichts mehr sagte, glaubte sie, er schweige aus Angst vor ihren Drohungen und fand sich mit ihrem Geliebten wieder zusammen, und sie lachten viel darüber und wählten Zeit und Ort gar wohl und machten sich insgeheim das Liebesvergnügen. Und lange Zeit erfreuten sich, dem Doktor zum Trotz, und ohne daß jemand davon erfuhr, die beiden Liebenden aneinander.

2.

Ein Doktor in Viterbo glaubt, seine Frau habe mit einem Jüngling zu schaffen gehabt, darum erhebt er mit seiner ganzen Verwandtschaft töricht die Fahne des Aufruhrs, bringt seine Frau in ein Kloster, geht bewaffnet zum Gouverneur und bewirkt, daß der Jüngling gefangen gesetzt wird. Der Gouverneur handelt nach der Bestimmung der Gesetze, der Jüngling wird freigesprochen und der Doktor verurteilt.

Es ist noch nicht lange her, da lebte in Viterbo ein Jüngling, sehr schön von Gestalt und geschmückt mit trefflichen Eigenschaften, als Sekretär des Gouverneurs, der ihn ob seiner Tugenden sehr liebte. Infolge dieses Amts fand der Jüngling viel Freundschaft in Viterbo und ward oftmals von seinen Freunden in die Häuser zum Nachtessen oder zu Abendgesellschaften geladen, denn er sang sehr schön und wußte alle Instrumente zu spielen. Unter anderen nahm er eine Freundschaft wieder auf, die er vor langer Zeit in Siena, als er dort studierte, in aller Brüderlichkeit geschlossen, mit einem Mann, dessen Namen ich lieber verschweigen will, der dann seinen Doktor in der Medizin gemacht hatte. Nachdem sie sich so wiedergefunden hatten, schlossen sie sich eng aneinander an, wie Freunde es zu tun pflegen, und verkehrten so vertraut miteinander, als wären sie Brüder.
Aus keinem andern Grunde aber hatte der Jüngling die Freundschaft wieder aufgenommen, als weil

er die Frau des Doktors gesehen hatte, denn sie war ein schönes junges Weib. Und da der Jüngling ein gar verliebter Hering war, verschoß er sich sofort in die Doktorsfrau, deren Freundschaftlichkeit und Schönheit es ihm angetan hatten; und um sie zu sehen und zu sprechen, ging er oft ins Haus des Doktors; manchmal sprach er sie auch in Gegenwart des Mannes, ward allmählich mit ihr sehr befreundet und wurde nach wenig Tagen so sicher, daß er mit ihr zu äugeln wagte und ihr auf mannigfache Art seine Liebe kund tat.

Die Frau, wie die meisten von uns, die wir wenig Hirn haben, begann, als sie eines Tags sah, daß ihr Mann sie nicht hörte, dem Jüngling von der schlechten Behandlung zu erzählen, die ihr Mann ihr oftmals angedeihen ließ, und der Jüngling, von seiner Liebe umstrickt und in ihren Netzen gefangen, versetzte ihr mit wohlgewählten Worten: „Meine teure Madonna, solche Menschen verdienten, daß ihre Frauen ihnen so mitspielten, daß sie wirklich Grund hätten, sie so schlecht zu behandeln." Mit diesen und ähnlichen Worten gab er ihr zu verstehen, daß sie sich in einen Jüngling verlieben müsse, der ihm Grund zur Eifersucht gäbe, und bot ihr schließlich an, den Kuppler zu machen. An diesem Tag also begannen sie in ihrem Liebeshandel vertrauter zu werden und miteinander offener zu reden. Die Frau war nach Frauenart nicht sehr abgeneigt, aber Ihr kennt ja unsre Manier, erst etwas erzürnt über derlei zu tun; wir lassen uns bitten, obwohl wir es kaum erwarten können, bis

wir das Tier mit den zwei Rücken spielen können, und weisen, was wir am meisten begehren (um nicht willfährig zu erscheinen), mit gutgespielter Entrüstung von uns. Um also nicht ganz schamlos zu erscheinen, spielte die Frau ein wenig die Spröde. Sie wollte ihm diesmal nicht allzuviel Gehör schenken, ihn aber auch nicht gänzlich abweisen, und so beendeten sie beide ein wenig verstimmt ihr Liebesgespräch.

Die Frau, die von Stunde zu Stunde darauf wartete, daß der törichte Jüngling mit etwas anderem als mit Worten spräche, und der es recht mißfiel, daß er nicht mit den Händen sprach, zürnte ihm nur aus diesem und aus keinem andern Grunde.

Am Tage, nachdem er seine flammende Liebe offenbart hatte, ging der Jüngling wie sonst in die Kammer des Doktors, wo sich immer ein Literat einfand, mit dem sie über tausend Narrheiten schwatzten, oder ein Bote von einem Kranken mit dem Uringlas. Sie plauderten dort von tausend verschiedenen Dingen; danach verließen sie beide das Haus und gingen bis zum Abend in Viterbo spazieren. Zur Nachtmahlzeit kehrte der Doktor heim und der Jüngling in den Palast des Gouverneurs zurück.

Nach dem Essen ging der Jüngling auf seine Kammer, und indem er dort an die Frau dachte, wuchs seine Liebespein, und er fand keine Ruhe, so fühlte er seine Brust von den heißen Liebesflammen erglühen. Um diese Brunst zu beschwören, nahm er seine Laute und verließ das Haus, und wie es

alle diese törichten Liebenden zu tun pflegen, tat er auch: er spazierte um das Haus seiner Heißgeliebten herum, stimmte einige Weisen zum Klang der Laute an und sang die Verse mit wohllautender Stimme.

Während der Jüngling auf der Straße sang, trat der einfältige Doktor, der ihn sofort erkannte, ans Fenster und rief ihm zu, ob er nicht, um der Gattin eine Freude zu machen, freundlichst für eine Stunde in die Kammer kommen und spielen wolle, weil ihn seine Frau gern hören möchte. Der Jüngling, der nichts anderes begehrte, kam sofort und blieb eine gute Weile. Die Frau, schon vordem in ihn verliebt, wurde es nun, da sie ihn so schön singen und spielen hörte, noch viel mehr, besonders, als sie ihn einige Verse vortragen hörte, die er für sie gegen die verdammte Eifersucht gedichtet hatte, die Ursache aller Zwiste.

Als der Jüngling genug gespielt und gesungen hatte, verabschiedete er sich mit wohlgesetzten Worten auf gute Art und ging davon zum Palast. Er war recht zufrieden, hatte er doch die Geliebte gesehen, und in dieser Zufriedenheit ging er später zu Bett.

Nach ich weiß nicht wieviel Tagen ging er abermals ins Haus des Doktors und fand zu seinem Glück, ehe er ins Arbeitszimmeer kam, die geliebte Frau ganz allein, worüber er sehr erfreut war. Er begrüßte sie froh und begann mit ihr zu sprechen. Die Frau, wohl wissend, daß ein andrer sie nicht hören konnte, erwiderte lächelnd seinen Gruß und fragte ihn, warum er denn erst jetzt sich wieder

sehen ließe, worauf ihr der Jüngling ohne ein Wort, wie es ein wahrhaft Liebender stets tun muß, den Arm um den Hals legte, sie zwischen die Brüste küßte, fest an sich preßte und mit vielen Küssen bedeckte.

Als die Frau den Jüngling so vertraut mit sich umgehen sah, lobte sie ihn im Herzen sehr, tat aber nach Weiberbrauch erst spröde (wir tun ja gewöhnlich so, als wollten wir nicht, lassen aber die Dinge laufen, wie sie wollen) und erklärte, ohne zu schreien: „Oh, Schmach über mich, wohin ist es heute mit mir gekommen! Haltet ein; wenn man es erführe, würde ich nie mehr wagen, unter die andern Frauen zu gehen," dabei hielt sie aber still, ohne Lärm zu machen, und sprach zärtliche Worte, die einen Heiligen zur Sünde verlockt hätten. Infolge der Umarmung ganz rot geworden, sagte sie nach einer Weile zu dem Jüngling: „Haltet ein! Wenn Ihr so weiter macht, werde ich es meinem Mann sagen. Wollt Ihr wohl davon ablassen!"

Der Jüngling aber war ohne Furcht, grüßte sie mit vielen süßen Küssen und sagte ihr mit vielen zärtlichen Worten alles, was er begehrte und von ihr zu erhalten wünschte.

Die Frau, die es nicht ernst meinte, wie schon gesagt, begann nach schlecht geheuchelter Furcht ganz vertraut und verliebt mit dem Jüngling zu scherzen; einander in den Armen liegend, küßten sie sich heiß und plauderten verliebt, und manchmal konnte die Frau ihre Zunge nicht brauchen, da sie in eines andern Gewalt war, und ihm ging es ebenso.

So blieben die beiden Liebenden eine lange Weile beisammen; aus Furcht aber, überrascht zu werden, pflückten sie an diesem Tage nur die Blumen der ersehnten Liebe und verabredeten, wann und wo sie sich länger zusammenfinden, ihre sehnsüchtigen Wünsche erfüllen und die süße Liebesfrucht pflücken könnten. Unter den innigsten Umarmungen und heißesten Küssen, womit sie sich an diesem Tag begnügen mußten, trennten sie sich dann, und der Jüngling, der nun wie gewöhnlich zum Arbeitszimmer des Doktors hinaufging, fand ihn studieren über den Fall eines krank zu Bett liegenden Mädchens. Ihr Übel war aber nichts anderes als die Sehnsucht nach dem Manne und die Liebe zu einem Jüngling; der Arzt aber wußte diese Krankheit nicht von den andern zu unterscheiden und schrieb Rezepte, der Narr; sodann begann er mit dem Jüngling ein Gespräch und erzählte ihm allen möglichen Klatsch. Nachdem sie lange miteinander geplaudert hatten, verließ der Jüngling den Doktor und ging nach dem Palast, um einige Briefe nach Siena, Pisa und Florenz aufzugeben und, als das besorgt und die von der Frau bestimmte ersehnte Stunde gekommen war, ging er zum Haus der Geliebten und gelangte, wie sie verabredet, durch ein nicht sehr hohes Fenster in die Kammer des geliebten Lebens, und hier ergötzten sich beide ohne Furcht und blieben unter zärtlichen Gesprächen eine lange Weile zusammen. Infolge ihres langen Kosens schliefen die beiden ermatteten Liebenden, die sich ganz sicher wähnten, aus Übermüdung auf einem

Sessel (oder vielmehr einer Sitztruhe) ein, auf der sie sich während ihrer Liebeskämpfe müde gemacht hatten.

Nun war zufällig das kleine Töchterchen der Frau und des Doktors, das bei der Mutter schlief, aus seinem sanften, leichten Schlaf infolge irgendeiner Furcht aufgewacht und verspürte einen unerträglichen Durst. Wie ein Kind ist, suchte es im Bett nach der Mutter und ward, da es sie nicht fand, noch ängstlicher, fing jämmerlich an zu schreien und rief: „Mama, wo bist du? Gib mir zu trinken!"

Die Frau hörte vor Mattigkeit und Schlaf ihre Tochter nicht, ebensowenig ihr Geliebter. Das kleine Mädchen, allein im Bett und im Dunkeln, begann sich immer mehr zu fürchten und heftiger zu weinen und zu rufen und schrie mit von heftigem Schluchzem unterbrochener Stimme: „Liebe Mama, wo bist du? Ich finde dich nicht im Bett!"

Der Doktor, der abseits in einem andern Zimmer gewöhnlich bis nach Mitternacht studierte und dann getrennt von der Frau sich zur Ruhe begab, heute aber zufällig noch nicht schlief, verließ, als er sein einziges Töchterchen so bitterlich schluchzen hörte, aus Liebe zu ihr (eigentlich nicht so sehr aus Liebe zu ihr als aus Eifersucht ob der Worte, die er gehört hatte) das Studierzimmer, ging zu der Kammer, in der die Frau schlief, wollte eintreten, konnte aber nicht öffnen, da sie von innen sorgfältig abgeschlossen worden war.

Dem Doktor, der den Eingang bisher nie so versperrt gefunden hatte, stieg das Blut in den Kopf,

und in richtiger Ahnung des Sachverhalts schlug er wild gegen die Tür. Dadurch schrak die Frau aus ihrem tiefen Schlaf empor und fragte: „Wer klopft?" worauf der mondsüchtige, närrische, phantastische Mann voller Eifersucht, ohne doch etwas Sicheres zu wissen, rief: „Ach, du elendes Weib, sieh, jetzt habe ich dich ertappt! Was hast du denn da drin, daß du dich so eingesperrt hast? Ah, du Schelmin, du Elende, du Schamlose, du Verruchte, handelst du so an mir? Ist das die Ehre, die du mir erweist?" Bei diesen Worten erwachte auch der Jüngling, fürchtete sich, als er den Lärm hörte, sehr, sprang furchtsam auf und machte sich, ohne ein Wort zu sagen, eilig durch das Fenster davon.

Solange der Jüngling in der Kammer war, wollte die brave Frau ihrem Mann nicht öffnen; als er aber gegangen war und sie das Fenster wieder zugesperrt hatte, öffnete sie, die Haare offen, ohne Strümpfe und Kleid, weinend dem Manne und fuhr ihn zornig an: „Wen sucht Ihr denn? Wer ist jemals anders hiergewesen als Ihr und jene, die alle Tage herkommen?" Das ganze Gesicht in Tränen gebadet, trocknete sie manchmal mit ihren goldenen krausen Haaren ihre klaren schimmernden Augen, die in kristallener Feuchte standen, und weinend fuhr die Arme fort: „Ihr Schurke, was sagt Ihr da! Käme doch nur über den, der zuerst meinem Vater von Euch sprach, das härteste Unglück, Ihr Eifersüchtiger, Lästiger, Zuwiderer, Argwöhnischer, Schändlicher! Glaubt Ihr denn, ich bin eine

wie Eure Verwandten und Schwestern, die so etwas zu tun pflegen?"
Bei diesen Worten holte der unkluge Doktor einen Dolch, den er in seinem Zimmer hatte und der ganz rostig war, stürzte auf die Frau zu und setzte ihn ihr an die Kehle: „Schweig, du elendes Weib, ich möchte dich am liebsten töten, aber ich tue es nicht eher, als bis deine Brüder und meine Verwandten alles wissen. Danach will ich mich deiner entledigen, denn ich mag nicht diesen Schimpf, diese Schande, diese Pest im Hause haben. Ich weiß wohl, was ich zu tun habe, denn ich will mir nicht den Namen, den ich mir mit heiliger Mühe erworben habe, durch deine Büberei, deine Verworfenheit, deine Schamlosigkeit rauben lassen."
So sprach er, und dann entgegnete sie, und darauf gerieten sie in den heftigsten Wortwechsel und sagten sich alle Schande, bis schließlich die Frau erklärte: „Merkt es Euch wohl, Ihr elender Narr, wenn ich Euch noch weiter so sprechen höre, werde ich tun, was Ihr verdient, und wenn ich will, werde ich es vor Euren eignen Augen tun, und Ihr werdet nichts dagegen machen können. Bittet Gott, daß er das nicht zulasse, ich wäre wohl imstande, mein Wort wahr zu machen. Dankt Gott, daß ich nicht die Tochter einer Frau bin, die so etwas tut, denn niemals bin ich nach dergleichen lüstern gewesen, aber merkt wohl: wenn ich wollte, könnte ich es so gut wie die andern." Während sie das hervorsprudelte, kam sie immer mehr in Wut und rief: „Merkt wohl, wenn Euer Bruder hingerichtet

wurde, werdet auch Ihr eines Tags getötet und in Stücke gehauen werden. Wenn man Euch nur den Kopf abschlüge wie ihm, wäre es lange nicht genug. O ich Unselige, mir wäre es besser gewesen, meine Mutter hätte mich gleich nach der Geburt ertränkt oder mir, statt daß sie mir den Nabel abband, eine Spindel hineingestoßen, als mich mit Euch verheiratet. O du törichte Mutter, warum hast du nicht die Augen aufgetan, als du mich mit einem so tollen Hund verheiratetest?"

Und in Tränen zerfließend, bearbeitete sie sich selbst mit den Fäusten, bis alle Nachbarn auf die Straße liefen. Daraufhin ließ sie der närrische Doktor in Ruhe und kehrte in sein Arbeitszimmer zurück, wo er zu schlafen pflegte, und dort legte er sich unter den dicken Wälzern zur Ruhe; die Frau aber blieb vor Angst und Furcht zurück; mißtrauisch gegen ihren Mann, argwöhnend, er könnte ihr ein Leid antun, sperrte sie sich in die Kammer ein und verbrachte die ganze Nacht unter den widerstreitendsten Gedanken, bis sie zuletzt ihre ganze weibliche Zuversicht wiedergewann und einigermaßen heiter wurde.

Mit Tagesanbruch erhob sich der Herr Doktor, noch von der gleichen Eifersucht erfüllt, hitzig wie ein Narr, eilte zur Kammer, wo er sie schmerzerfüllt und kummervoll fand, und sagte: „Nun, du falsches Weib, willst du mir noch nicht gestehen, mit wem du gestern nacht zusammengelegen hast?" Die Frau aber, die der ersten Gefahr entgangen war, dachte auch der zweiten zu entrinnen und hatte keine

Angst mehr, und abermals leugnete sie es mit wütendem Gesicht und groben Worten. Der Doktor als eifersüchtiger Mann hatte schon mehrere Male den jungen Sekretär des Gouverneurs beargwöhnt und dachte darum, daß niemand anders als dieser es sein könnte; er verlegte sich daher aufs Raten und fragte: „Glaubst du, ich wüßte nicht, daß der Sekretär des Gouverneurs mehrere Male mit dir hier gescherzt hat? Aber wisse, daß er nicht mehr wiederkommen wird, denn ich werde dich augenblicklich aus dem Hause tun. Ich will dir die Ehre erweisen, die du verdienst. Zieh dich an, wenn du nicht mit mir kommen willst, wie du da bist." Um schnell von ihm fortzukommen, zog sich die Frau, ohne weiter eine Frage an ihn zu richten, im Umsehen an, öffnete unauffällig eine Truhe und entnahm ihr ein kleines Paket, in das sie nachts alle ihre Ringe, Schmucksachen, Ketten, alles Silber des Hauses und all das Geld, das ihr törichter, närrischer Mann im Hause hatte, zusammengepackt nebst vielen anderen wertvollen Sachen und nahm es heimlich mit. Alles in allem nahm sie an Wert für mehr als 400 Taler mit, und ihr Mann, der so klug zu sein glaubte, dachte in seinem Zorn gar nicht an die Möglichkeit einer solchen Schädigung und führte sie in ein nahes Nonnenkloster, wo er die Äbtissin und die Schwestern, sie ihnen empfehlend, bat, sie in guter Hut zu behalten und ihnen mit Geld und Geldeswert ihre Mühen zu vergelten versprach. Damit glaubte er eine große Tat getan zu haben.
Vom Kloster ging er voller Wut nach Hause, um

sich zu überlegen, was er tun sollte. Die mannigfachsten Gedanken flogen durch sein schwaches, dürftiges Hirn. Nach einem langen törichten Selbstgespräch verwünschte er seine Dummheit und bedauerte tief, die Frau aus dem Hause getan zu haben, da er fest entschlossen war, ihr den Tod zu geben; weil er das aber nicht tun konnte, wollte er sich selbst töten. Danach tat ihm das aber auch leid, und nun, da er die Frau nicht töten konnte und sich selbst nicht töten wollte, gedachte der Tropf den Kanzler umzubringen; er lief eilig zum Gouverneur und klagte den Sekretär des Ehebruchs an, bewies ihm, er habe nach Recht und Gesetz den Tod verdient, und erzählte ihm wie ein Narr die ganze Geschichte.

Als das der Gouverneur hörte, wandelte ihn ein wenig die Lachlust an, allein schon bei dem Gedanken, daß ein Mann wie dieser, und noch dazu einer, der in der Medizin doktoriert hatte, so einfältig daherredete; aber er bezwang sich nach Möglichkeit und erklärte ernst: „Ich wundere mich sehr, Messer, daß Ihr solche Dummheiten sagt," ermahnte ihn und berief sich auf die Aussprüche vieler Gelehrter und sagte dann: „Seht Ihr denn nicht, wie Ihr Euch selbst Schande macht; ein so kluger Mann wie Ihr dürfte so etwas, selbst wenn es die Wahrheit wäre, niemals sagen. Ihr macht ja die bisher verborgene Schande durch Eure Worte kund, und wo Ihr bisher nur die Hörner versteckt getragen, pflanzt Ihr sie Euch jetzt auf den Kopf. Kein Arzt kann Euch

da helfen, und Ihr tut am besten, wenn Ihr davon schweigt."
So sagte ihm der Gouverneur ganz offen, was er tun sollte; aber der närrische Doktor machte es wie jeder, dem man etwas abschlägt: je mehr der Gouverneur es tat, desto eigensinnniger beharrte er auf seinem Begehren; da der Gouverneur also nicht nach seinem Wunsch handeln zu wollen schien, verließ er ihn endlich, suchte einige nahe Verwandte auf und erzählte ihnen alles. Noch närrischer wie er, hetzten sie ihn auf; in kurzer Zeit bewaffnete der tolle Doktor ihrer eine Menge, und darauf zogen sie zum Hause des Gouverneurs. Das sahen viele Viterbesen, die ob ihrer Parteikämpfe in zwei Lager sich geteilt hatten, und die andere Partei, die den Grund der Zusammenrottung nicht kannte, geriet in große Furcht.
Von vielen nach dem Grund des Aufruhrs befragt, erklärte der Arzt, ehe er zum Haus des Gouverneurs zog, was er zu tun vorhabe. Als Mann von wenig Verstand, stieg er auf eine Bank und rief: „Brüder, ich habe mir durch viel Arbeit und Mühe Ehre erworben und will sie nicht durch ein Weib einbüßen. Nun, liebe Brüder, der Pisaner, der beim Gouverneur ist, hat mich gehörnt, das will ich nicht ertragen, und wenn er auch Sekretär und Kanzler des Gouverneurs ist, so will ich ihn doch töten."
Kaum hatte er das gesagt, so erhob der Haufe einen großen Lärm, da ihm das Gehörte sehr mißfiel; und in großer Wut liefen sie bewaffnet zum Palast

des Gouverneurs. Als die Wachen des Palastes den andringenden Haufen sahen und den Grund nicht wußten, warum er in Waffen war, schlossen sie um ihrer Sicherheit willen das Tor. Der Palast aber ward von jenen auf allen Seiten umgeben und bewacht, daß niemand herauskäme. Der Lärm rief den Gouverneur ans Fenster, und als er fragte, was der bewaffnete Auflauf bedeute, antworteten sie den Juden gleich, als sie zu Pilatus sagten: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn," und riefen alle wie aus einem Munde: „Gebt uns den Pisaner, wenn Ihr nicht sterben wollt!"

Darob erschrak der Gouverneur sehr, denn er kannte das hitzige, tolle Blut der Viterbesen, verlor aus Angst vor ihrer Wildheit alles Ehrgefühl, dachte nicht an die Schmach, die er sich auflud, dachte nur an sein Leben und gab ihnen ohne jede Rücksicht den Pisaner unter den folgenden Bedingungen preis: „Gut, ich will ihn Euch geben, aber ich will sehen, ob er gefehlt hat oder nicht. Hat er gefehlt, so soll das Recht seinen Lauf nehmen und alles den gesetzmäßigen Weg gehen; andernfalls werde ich ihm nichts anhaben, da es nicht gerecht wäre. Nun legt die Waffen nieder, ich lasse ihn ins Gefängnis bringen, und wenn Ihr es nicht glaubt, kommt, wenn Ihr die Waffen abgelegt habt, und überzeugt Euch davon."

Da die Worte des Gouverneurs den Haufen befriedigten, legte er die Waffen nieder. Der Gouverneur aber meinte sich der Sache leicht entledigen zu können und sagte zu dem Sekretär: „Du hast gehört,

geh ein wenig ins Gefängnis, bis diese Wut vorüber ist." Der Jüngling, da er das ganze Volk in Waffen sah und die Natur der Viterbesen kannte, hatte nicht weniger Furcht als sein Herr und ging zu seiner eignen größeren Sicherheit ins Gefängnis.

Kaum hatten sie die Waffen abgelegt, da eilten der Doktor und alle andern zum Palast und fanden den Pisaner im Gefängnis; darauf bemächtigten sie sich eines Buchs, in dem ihre Kapitel und Statuten verzeichnet waren, fanden das gesuchte Statut und zeigten es dem Gouverneur; darin stand: alle jenen, Männer wie Frauen, die auf der Sünde mit einer verheirateten Frau oder mit einem verheirateten Mann ertappt worden seien, sollten, außer es wären öffentliche Dirnen, ohne Gnade zum Tode verurteilt werden. Darin stand auch, daß, wenn zwei solches begangen hätten, von denen die Frau keinen Mann, noch der Mann ein Weib hätte, sollte der Mann sie heiraten, wenn die Frau ihn wollte, und wenn er sie nicht heiraten wollte, sollte er ihr eine bestimmte Mitgift geben.

Das war dem Gouverneur sehr unbequem; denn er sah ein, daß, wollte man nach diesem Statut handeln, in Viterbo wenig Männer und Frauen übrig bleiben würden; und wenn es nach Recht und Gesetz ginge, würde kaum einer, glaubte er, am Leben bleiben. Darum rief er den Doktor zu sich und sagte zu ihm insgeheim: „Gewiß, Doktor, Ihr habt heute sicherlich den Verstand verloren, daß Ihr Euch die Hörner, von denen bis jetzt, wie ich schon

sagte, noch niemand weiß, auf so schimpfliche Weise auf den Kopf setzen wollt. Laßt mich machen, ich will ihn im geheimen verhören, denn von diesen Dingen braucht doch nicht jeder zu wissen, und solche Sachen darf man nicht überhasten. Ihr wißt wohl, daß späte Reue nichts nützt." Der Gouverneur konnte ihm jedoch keinen Verstand beibringen, er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß der Pisaner nach dem Statut sterben sollte und verlangte, daß er sofort in Gegenwart aller, die mit ihm gekommen waren, verhört würde, worauf der Gouverneur erklärte: „Wenn keine sonstigen Indizien vorhanden sind, kann ich ihn nicht foltern lassen, sonst beschwere ich mein Gewissen." Wie der Doktor das hörte, geriet er in Zorn und drohte, den Gouverneur samt all seinen Leuten in Stücke hauen zu lassen.

Der arme Gouverneur, der schon Proben der viterbesischen Narrheit erhalten hatte, fürchtete für sein Leben. Er rief alle seine Leute zusammen, ließ sich den Pisaner vorführen, gerade als wäre er ein Straßenmörder, und begann ihn ohne Folter in Gegenwart vieler zu verhören.

Als der Doktor sah, daß der Pisaner leugnete, setzte er es durch Drohungen durch, daß der Gouverneur ihn ohne andere Indizien, ohne Beweise an das Seil knüpfen und hochziehen ließ, wobei der Jüngling bitter sein Unglück beklagte; doch angesichts der Todesgefahr und im Gedanken an die Ehre der Frau leugnete er weiter und wollte nichts gestehen; viermal ward der arme Pisaner so ge-

wippt, und auch darauf gab sich der Doktor nicht zufrieden.
Da der Gouverneur dem Jüngling so großes Unrecht geschehen sah, suchte er in dem Buch nach und fand ein andres Statut, das besagte: daß man niemanden foltern könne ohne wahre Indizien, und es besagte ferner, daß, wenn nicht sehr glaubwürdige Beweise vorhanden wären und wenn Leute zugegen wären, die an der Verurteilung interessiert seien, so sollten die Personen, von denen die Beschuldigung ausginge und ebenso nachher diejenigen, die falsches Zeugnis abgelegt hätten, für jedes Mal, daß der Angeklagte dreimal gewippt worden wäre, sich dieser Prozedur zweimal unterziehen. Darum ging man mit Rücksicht auf das Statut an diesem Tage nicht mehr weiter vor mit dem peinlichen Gericht, und der Pisaner kehrte in den Kerker zurück. Das ärgerte den Doktor sehr, da er ihn gern gehängt gesehen hätte. Wie jener nun seine Sünde nicht bekannte, verließ der Doktor zornig den Palast, nachdem er dem Gouverneur befohlen, ihn in guter Hut zu behalten so lange, bis er den Beweis gefunden, denn er dachte noch immer, ihn sterben zu lassen.
Als der Haufe den Palast verlassen hatte, schrieb der Gouverneur, der unrecht getan zu haben meinte, einen Brief, in dem er von allem Meldung machte, und sandte ihn durch einen Eilboten nach Rom. Der Bote ward in Rom bei Seiner Heiligkeit, unserem Herrn, sofort vorgelassen, und Seine Heiligkeit, nachdem sie von der Ungebühr Kenntnis ge-

nommen, ernannte einen Kommissar und sandte ihn unverzüglich ab. Angekommen, ließ sich der Kommissar den Fall vortragen, der ihm sehr mißfiel, obgleich er bereits unterwegs von dem Bruder des Pisaners von allem unterrichtet worden war, der aus brüderlicher Liebe, um den Bruder zu retten, nach Rom gereist war und dem Kommissar die Gefahr, in der sein Bruder schwebte, geschildert hatte.

Der Kommissar ließ die ganze Mannschaft des Bargello antreten, und um nicht parteiisch zu erscheinen, den Jüngling gebunden auf ein Pferd setzen und führte ihn mit nach Sutri; letzteres tat er nur, um ihn den wilden Viterbesen zu entziehen und den Eindruck zu erwecken, daß er gesetzmäßig vorging. In Sutri übergab er die Sache dem Gericht und ließ den Herrn Doktor vorladen, daß er komme und seine Beschuldigungen vertrete. Die Sache ging ihren gewöhnlichen Gang, und der Kommissar verfehlte nicht, den Jüngling in einer Kammer, mit Eisen an den Füßen, zu halten; doch auf Fürsprache seines Bruders hielt er ihn nicht mehr so streng.

Der Doktor kam mit Prokuratoren, Statuten, Advokaten und all dem, was zu einem Streitführenden gehört; denn der Elende wollte unter allen Umständen dem Jüngling ans Leben; aber er hatte keinen Beweis dafür, daß der Jüngling bei seiner Frau gewesen war, und da er ihn nicht gesehen hatte, wollte er die Probe mit dem Seile nicht bestehen.

Da der Jüngling abermals leugnete und verlangte, daß er für den Schaden, die Kosten und Zinsen aufkomme, wurde das Urteil gefällt, daß der Doktor im Unrecht sei und den Pisaner für die erlittenen Schmerzen und allen Schaden zu entschädigen habe, den er in dreißig Tagen erlitten.

Da nun der Doktor Unrecht bekommen hatte, ward der Pisaner freigelassen. Der Kommissar rief den Doktor zu sich und verurteilte ihn zu allen in Sutri für den Gefangenen und dessen Bruder entstandenen Kosten, ebenso zu den durch den Prozeß aufgelaufenen; danach sagte er ihm, seine Frau wäre brav und ehrbar und er ein Narr und der Schuldige, und entließ ihn mit harten Worten.

Als der Doktor sich so zurechtweisen hörte und sah, daß er hier nicht auftrumpfen konnte, schwieg er aus Furcht für sein Leben und aus Schreck über seine Verurteilung; es war ihm das sogar recht, denn er meinte nun all seine Ehre wiedergewonnen zu haben, meinte im Unrecht zu sein und glaubte seiner Frau ganz sicher zu sein, nur, weil er gehört, daß seine Frau keinen Fehltritt begangen hätte; er zahlte also alles, was er zu zahlen hatte und kehrte zufrieden nach Viterbo zurück.

Kaum war er daheim vom Pferde gestiegen, da eilte der Narr zum Kloster, fragte nach seiner Frau und wollte sie mit nach Hause nehmen; aber die brave Frau, die sich von ihrem Mann so beschimpft sah, wollte nicht mehr zu ihm zurückkehren und machte ihn auf eine Weise herunter, wie wohl noch nie ein Mann von einer erzürnten Frau herunter-

gemacht worden ist: „Wagst du dich noch vor mir zu zeigen?“ rief sie. „Bin ich denn ein Hund, daß du, der du mich so beschimpft hast, glaubst, ich käme gleich wieder, wenn du mir gute Worte gibst? Ich muß an mich halten, daß ich dir nicht die Augen auskratze. Es wäre besser, die Väter ersäuften ihre Töchter, als daß sie sie mit solchen Narren, Einfaltspinseln, lästigen, argwöhnischen, eifersüchtigen, unausstehlichen Menschen wie Ihr verheirateten, die der Teufel hole allesamt! Fort von mir, ich will weder mit dir, meinem Mann, noch mit einem andern etwas zu schaffen haben. Ich will dein Weib nicht mehr sein und hier im Kloster bleiben, solange du lebst. So wie du mich diesmal behandelt hast, würdest du es auch ein andermal tun. Aber es wird nicht lange dauern, da schlagen sie dir den Kopf ab, und das ist's, was ich hoffe.

Damit verließ sie ihn und ging ins Kloster zurück, und aus Liebe zu dem Pisaner wollte sie abgeschlossen von der Welt bleiben, solange ihr Mann lebte; aus Liebe zu dem Jüngling, der so viele Strafe und Pein ertragen hatte, wollte sie die Buße der Keuschheit auf sich nehmen.

So also ward der Pisaner frei. Der Doktor ward von der Frau verlassen, und die Frau, aller der Freuden beraubt, die uns Frauen so beglücken, wollte, ihren Mann verschmähend, im Kloster bleiben und nichts mehr von ihm hören. Es vergingen aber noch nicht volle vierzig Tage, da hörte sie, er hätte in Rom einen Denkzettel im Gesicht erhalten, worüber sie sich sehr freute. Sonst wollte sie nie

etwas von ihm wissen, und so wie er ohne Frau, so lebte sie ohne Mann.

3.

Einem kranken Lombarden wird vom Arzt ein Klistier aus einem Hammelkopf verordnet. Wie der Lombarde das hört, überfällt ihn große Furcht, denn ihm bangt davor, daß die Hörner ihm ein Leid antun könnten, und aus Angst davor befällt ihn ein Fieber, so daß er fast mehr aus Furcht als infolge der Krankheit gestorben wäre.

Ihr wißt, wie grob der Verstand und wie plump die Redeweise der Lombarden sind, ich meine die der gewöhnlichen und niedrig geborenen Menschen, die mehr dazu geschaffen sind, auf ihren Schultern jede schwere Last zu tragen und die härteste Strapaze auszuhalten als fein und gebildet zu sprechen und fein und anständig zu leben, und gerade wegen ihrer plumpen Lebensart findet man diese Leute entweder als Bauern oder als Lastträger, manchmal auch als Knechte von Edelleuten.
Ein solcher Mensch stand auch in den Diensten eines unserer Edelleute, der ihn auf dem Lande beschäftigte, wo er um einige Pflanzungen von Fruchtbäumen Mauern ohne Mörtel schichtete und andre anstrengende Arbeiten mehr verrichtete. Nachdem nun der Lombarde lange Zeit im Dienst gestanden hatte, erkrankte er infolge seiner unvernünftigen Lebensweise, nicht etwa ob der allzu großen Arbeit,

sondern infolge des übermäßigen Essens und Trinkens, und er glaubte, die allzu geringe Arbeit wäre an seinem Zustande schuld. Als seine Krankheit mit jedem Tage wuchs und er bereits schwerleidend zu Bett lag, ohne Wartung und irgendwelche Diät, kam es seinem Herrn zu Ohren, daß sein Lombarde krank sei; er ließ ihn als wahrer Edelmann und auch mit Rücksicht auf seine guten Dienste auf seinen Gütern, nach Siena bringen, wo er kuriert werden sollte. Als er hier angekommen war, ließ der Herr den gescheitesten Arzt holen, der ihn auch selbst im Notfall behandelte und ließ ihn alle Mittel versuchen, die zu seiner Genesung helfen könnten, führte ihn ans Bett des kranken Lombarden und zeigte ihn ihm.
Der tüchtige Arzt betrachtete den Kranken und den Urin, erkannte sofort sein Übel und fand, daß er zuviel Galle habe, woran das allzugute Essen und das fortwährende Nichtstun schuld war, während er doch sehr an Anstrengung und an Wasser mit Brot gewöhnt war, hier aber herrlich und in Freuden lebte. Um dem Übel abzuhelfen, verordnete der Arzt ein Klistier, und er wandte sich zu diesem Zwecke an die Frauen, die im Hause dienten und sagte zu ihnen: „Gebt ihm morgen früh ein Klistier von einem Hammelkopf, dann wollen wir weiter sehen!“ und dann fügte er, um den Kranken zu trösten, hinzu: „Mein guter Simone (so hieß er), du sollst nicht länger leiden, wir haben dir ein Klistier von einem Hammelkopf verordnet, das stärkt und erfrischt, laß es dir morgen früh machen, dann wol-

len wir weiter sehen," und damit verließ ihn der Arzt.
Kaum hatte der Arzt so gesprochen, als Simone ein heftiges Fieber mit Schüttelfrost und eine wahnsinnige Angst überfiel, so daß er keine Ruhe fand, und all das kam von der törichten Einbildung und Furcht her, weil er vom Hammelkopf hatte sprechen hören. Der Schöps, und einfältig wie er war, fürchtete, er könnte ihm mit den Hörnern und allem andern in den Leib kommen, und den ganzen Tag beherrschte ihn diese Furcht.
Am Morgen bereiteten die Frauen das Klistier und kamen dann in die Kammer, um es ihm zu geben. Als Simone sie kommen hörte, begann er in toller Angst sich im Bett zu wälzen, gerade wie eine Schlange im Feuer, oder wie ein Aal im siedenden Öl und jammerte dabei laut. Wie nun die Frauen kamen und ihn fragten: „Sollen wir dir nicht jetzt, Simone, das Klistier geben, das dir der Arzt verordnet hat?" blieb Simone mäuschenstill, antwortete den Frauen mit keiner Silbe, sondern stöhnte nur manchmal, als phantasiere er: „Ich werde sterben, es ist aus mit mir!"
Die Frauen fragten wiederum: „Hörst du nicht, Simone? Antworte uns, ob du das Klistier haben willst oder nicht! Wenn du es nicht willst, werden wir es dem Herrn sagen und es dir mit Gewalt durch einen Apotheker geben lassen, und wenn du nicht ruhig liegst, werden wir dich mit Stricken festbinden, oder wir lassen dich wie einen Schelm sterben."





Als Simone diese Drohungen vernahm, ward er noch mehr von Furcht erfüllt und antwortete mit gebrochener Stimme gerade wie die, die zur Richtstätte gehen: „Ich will gern tun, was Ihr wollt, aber nehmt wenigstens die Hörner weg, damit sie mir nicht weh tun."

Durch diese Worte wurden die Frauen derart zum Lachen gereizt, daß sie kaum reden konnten, und ebensowenig konnten sie infolgedessen auf die Bitte des Kranken antworten. Nach langem Lachen erklärten sie: „Habt keine Furcht, wir haben sie schon abgeschnitten und das übrige haben wir in viele Stücke gebrochen, so daß es dir nicht mehr weh tun kann."

Als das Simone hörte, kam er wieder zu sich, denn, wie gesagt, er glaubte, der ganze Hammelkopf wie er war, müsse in seinen Leib hinein, und da er schon viel Hammelköpfe gegessen hatte und die spitzen Knochen in ihnen kannte, rief er: „O weh, mir werden die scharfen Knochen weh tun und die Därme zerreißen."

Wie die lustigen Frauen von dieser zweiten Befürchtung hörten, mußten sie noch mehr lachen, und als sie endlich genug gelacht, entgegnete eine der Frauen: „Simone, wir wollen diesen Hammelkopf beiseite lassen und einen andern nach unserer Art herrichten, denn nur schwer könnten diese Knochen hineingehen, ohne dir weh zu tun. Laß uns nur machen!"

Simone, der sich vor der Prozedur fürchtete, verließ sich darauf nicht, obwohl ihm ihr Rat gut

schien, und fragte, bevor er einwilligte: „Sagt mir, könnte ich nicht diesen Hammelkopf essen, wie ich die andern früher auch gegessen habe, und die Brühe trinken?“ „Jawohl,“ entgegneten die Frauen, „aber du müßtest alles trinken,“ und Simone, der, wenn es zwei Hammelköpfe und noch einmal soviel Brühe gewesen wäre, alles verschlungen hätte, erklärte schließlich: „Ich will keine Klistiere, lieber will ich den Hammelkopf essen und die Brühe trinken, bringt ihn mir und laßt mich machen.“

Als das die Frauen hörten, sagten sie: „Wenn es nur in den Leib kommt, ist es genug, woher es kommt, ist dann gleich,“ und da sie sahen, daß er es lieber trinken als sich hinten applizieren lassen wolle, verließen sie die Kammer, holten den gekochten Kopf und brachten das Klistier samt allem, was dazu gehörte.

Wie Simone den gekochten Kopf sah, glaubte er sich genesen, war er doch der Gefahr des Klistiers entgangen. Er setzte sich eilig im Bett aufrecht, und damit es die Frauen nicht reute, schlug er wie ein hungriger Wolf die Zähne in den Kopf, und in einem Nu hatte er alle Knochen abgenagt; dann setzte er den Topf mit dem Klistier an den Mund und trank in zwei Zügen die ganze Brühe so rein aus, daß der Topf wie ausgewaschen aussah, gab ihn den Frauen zurück und fragte, ob sie noch mehr hätten.

Als die wackeren Frauen ihn voll sahen, ließen sie ihn alsbald unter die Decke kriechen, hüllten ihn in Tücher und verließen ihn mit der Mahnung: „Nun

ruht ein wenig!" Simone, des Hammelkopfes ledig, glaubte einer großen Gefahr entgangen zu sein, denn jene hatte ihn mehr als das Fieber gequält. Das Fieber verließ ihn nunmehr, sei es infolge der ausgestandenen Furcht oder der Freude über die Abwendung der Gefahr, und damit ward er auch alle andern Schmerzen los. So ward ihm das Klistier zur Arznei, mit jedem Tag mehr ging es Simone besser; und wenn er sich auch noch nicht ganz wohl fühlte, kam er doch nach einigen Tagen fieberfrei aus dem Bett. Wie der Herr von dem glücklichen Erfolg hörte, wäre er samt dem Arzt vor Lachen fast gestorben; Simone aber ward durch den Trank von seinem Übel befreit.

4.

Eine Frau verteidigt sich schlagfertig gegen die beißenden Worte eines Jünglings.

Vor wenig Tagen, als ich zufällig im Laden eines mir befreundeten Apothekers war und dort, da ich nichts zu tun hatte, mit einigen andern jungen Leuten die Stunden verschwatzte, kam zufällig eine Frau hinein, die über die besten Jahre hinaus, vielleicht fünfundvierzig bis fünfzig Jahre alt war, wohlgebaut, freundlich von Gesicht und zum Scherz aufgelegt. Als diese Frau also eingetreten war, fragte der Apotheker dem Brauch gemäß, was sie wünschte, und die wackere Frau forderte, ohne sich im geringsten zu genieren, von ihm für zwölf Soldi Subli-

matschminke. Um etwas zu verdienen, nahm der Apotheker aus einem Schrank einen Kasten mit Bleiweiß, Salben, Federalaun, Alaunzucker, Alaun in Blättchen, Steinsalz, Salpeter, Quecksilber und gediegenes Silber, Moschus von der Levante und tausend andre Dinge, aus denen man Salben und Pflaster für Gesicht und Haare macht, und die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Aus diesem Kasten nahm er eine kleine Schachtel, in der das Sublimat in Pastillen nicht größer als der Durchmesser einer kleinen Kerze sich befand.

Während ihn der Apotheker hervorsuchte, begann ich, der nichts zu tun hatte, lächelnd: „Das ist wirklich schön! Ihr solltet Euch doch schämen, auf diese Weise die armen Jünglinge zu betrügen. Mit Euren Schminken da macht Ihr aus einem Ding ein andres, denn wenn Ihr geschminkt seid, seht Ihr ganz anders aus, das ist doch gewiß wahr; gar viele Frauen, könnte man sie morgens ganz früh sehen, wenn sie aufstehen, ehe sie sich geschminkt haben, sehen doch gerade wie Zigeunerinnen aus, oder, besser gesagt, wie die Weiber aus unsern Maremmen. Aber das Schminken allein ist Euch noch nicht genug, Ihr betrügt sie auch sonst noch tausendfach, indem Ihr Euch falsche Zöpfe aufsteckt, Stirn und Brauen enthaart, Euch von den Hüften aufwärts fest verschnürt und Eure Brüste hinaufbändigt, Euch mit allen möglichen kleinen Kissen ausstopft und einen Busen, der so schlaff ist wie zwei leere Schweinsblasen, rund und fest erscheinen laßt. Aus einem kleinen Mädchen, das kaum eine Brust hat, macht

Ihr eine Amme, und aus einer Amme ein kleines Mådchen; denn wenn eine Frau zu viel Brust hat, preßt Ihr sie in der Mitte zusammen und schnůrt einen Teil davon unter den Armen fest, und wenn sie hångende Brůste hat, hebt Ihr sie hoch und drůckt sie zusammen, so daß sie fest und rund erscheinen. Aber damit noch nicht genug, Ihr stopft Euch hinten und vorn mit Filz und Baumwolle aus, um eine bessere Figur zu bekommen. Ist eine nicht groß und stattlich, so laßt Ihr sie auf Schuhen gehen, die eine halbe Elle hoch siud, und wenn das noch nicht langt, dann legt Ihr ihnen in die Schuhe Korksohlen, zwei Finger hoch, und wenn sie einen Zoll hǒher erscheinen sollen, laßt Ihr ihnen Schuhe mit doppelten Sohlen machen, und wenn sie mager und důrr sind, dann polstert Ihr sie gut aus mit Unterrǒcken, eingenåhten Schnůren und was dergleichen Trug mehr ist!"

Die wackere Frau wechselte bei meinen Worten nicht die Farbe, zeigte auch ebensowenig Eile, den Laden zu verlassen; da sie mich aber hatte aussprechen lassen, mußte sie nun auch ihrer Meinung Ausdruck geben, zumal sie mehr vom Mann als vom Weibe an sich hatte, und sie begann mit offener Miene und in wohlgesetzten Worten: „Hǒrt bitte auf mit diesen Råubergeschichten, Ihr Månner betrůgt im Gegenteil die Frauen und vor allem die armen Mådchen, indem Ihr Euch ihnen in diesen großmåchtigen Hosenlåtzen zeigt, eine halbe Elle lang, so daß man denkt, die ganze Welt stecke drin. Wenn man aber nåher zusieht, ist so gut wie nichts Brauch-

bares drin, und sie stecken voller Lappen und Plunder. Der Teufel hole den, der diese Auswüchse erfunden hat, die immer der reine Kramladen sind; denn außer dem Zeug, das der Schneider hineingestopft hat, sind noch zwei Sacktücher drin, der Geldbeutel und anderes mehr; das Wichtigste aber fehlt, nämlich das, wofür der Latz da ist, und weswegen die Frauen darauf hinschauen; da ist keine Lanze stets zum Turnier bereit, wie es den Anschein hat, da ist wenig oder nichts; und darum dürft Ihr nicht sagen, daß wir Frauen die Männer betrügen. Wir Frauen sind vielmehr die Betrogenen, nicht Ihr; denn wir finden nie, was wir möchten und was uns genügte, und meist fehlt uns das Nötige, denn es ist nicht unsere Art, mit wenig vorlieb zu nehmen; Ihr aber findet stets genug und meist mehr, so daß Ihr nicht so große Worte zu machen braucht."
Hier mußte ich zwei Wörtchen bemerken und sagte: „Höret, Madonna, Ihr irrt darin; was Ihr da anführt, ist zum Teil falsch, und ich will es Euch durch den Augenschein beweisen. Faßt nur hin, wenn Ihr wollt; man macht die Lätze heute nicht mehr so groß wie früher, seht nur her, sie sind bedeutend kleiner, und die meisten sind sogar kleiner als das Glied, das sie bergen sollen, — das ist die reine Wahrheit. Seht Euch die Lätze von uns allen an, die wir hier zugegen sind, und Ihr werdet erkennen, daß es sich so verhält, wie ich Euch gesagt habe, und daß sie nicht so sind, wie Ihr behauptet, auch bin ich gewiß, daß Ihr bei allen findet, daß der Inhalt größer ist als die Hülle."

Die wackere Frau wollte aber durchaus nicht hinsehen und auch nicht weitere Worte von mir abwarten, nahm das Sublimat, legte das Geld schweigend dafür hin, ging ganz aufgeregt davon und ließ uns, wie wir es verdienten, aufs heiterste gestimmt zurück; und die Geschichte gab uns so viel Stoff zum Lachen, daß wir noch heute darüber lachen.

5.

Wie der Meister Arzt, Bruder Don Sebastiano, eines Nachts zum Abte von San Galgano gerufen wird und, von einem Diener desselben bedroht, davonläuft, in eine Pfanne mit gelöschtem Kalk fällt und aus Angst vor dem Bargello also eingekalkt die ganze Nacht durch wartet, bis es hell wird.

Vor nicht langer Zeit lebte zu Siena ein Mönch vom Predigerorden des heiligen Dominikus, der mehr Gefallen daran fand, hinter den Weibern her zu sein, als sich in Geduld der Klosterregel zu fügen. Da ihm also das Klosterdasein wenig behagte, verließ er den Orden und installierte sich als Lehrer, Bursche, Verwalter und Beschäler bei einer wohlhabenden Witwe aus sehr guter Familie. Dort brachte er deren beiden Söhnen das Lesen bei und erledigte für die Dame die laufenden Geschäfte, wie die Verwaltung der Güter, die Einziehung der Außenstände, die Verproviantierung des Hauses, half ihr ihre Bedürfnisse befriedigen und besorgte ihr ähnliche Dinge, die ihm Vorteil brachten und ihn einiges Geld

erübrigen ließen. Da der entkuttete Mönch nun bei der Witwe manche Zechine verdiente, warf er sich, um bei ihr im Sattel zu bleiben, aufs Studieren und spielte mit dem bißchen Latein, über das er verfügte, den Gelehrten und tat gewaltig dick damit. Wenn die Herrin, die nichts von der Sache verstand, ihn zuweilen mit ihren Söhnen ein dürftiges Lateinchen pauken hörte, dachte sie, er müsse ein zweiter Sankt Thomas (von Aquino) an Gelehrsamkeit sein; und da er sich von ihr sehr angestaunt sah, meinte er, die andern Leute müßten ihn ebenfalls bewundern. Es wandelte ihn daher die Lust an, Doktor der Medizin zu werden; er verzichtete demzufolge gänzlich auf sein Mönchhabit (sein äußeres meine ich) und kleidete sich als Weltpriester.

Und wie er ein wenig in die Logik hingerochen hatte, begann er jetzt ein wenig in die Medizin hineinzuriechen und meinte, nachdem er sich die Deckel der Bücher dieser Wissenschaft gründlich angesehen hatte, bereits ein Aristoteles, ein Avicenna, ein Hippokrates, ein Mesuë oder ein ähnlich großer Mediziner und Philosoph zu sein, und es gelüstete ihn danach, Doktor zu werden, um sich als Arzt zu betätigen.

Um nun seiner mönchischen Gepflogenheit nicht untreu zu werden, erkor er die pfäffische Knickrigkeit zum Gespons und doktorierte, um wenig Geld auszugeben, in seinen vier Pfählen. Als echter Neapolitaner wollte er das Geld für sich behalten, auch weil er ein Ignorant war und übrigens auch nicht

viel mehr Geld hatte als er bedurfte, wiewohl die Witwe eifrig die Hände geregt hatte; denn wo nicht viel ist, da kann man nicht sehr viel holen.
Er studierte solange, bis er zum Doktorgrade von eigenen Gnaden gelangte, und nachdem er wenige Tage darauf nach Siena zurückgekehrt war, rühmte er sich, ganz aufgebläht von Strohfeuerrauch, große Beweise seines Wissens gegeben zu haben und suchte ganz von selbst, ohne gerufen worden zu sein, die Kranken auf, denen er mit vielen schmeichlerischen Worten seine Kunst anpries: er vermaß sich mit hohen Worten, sie zu heilen, gleich als wenn er Gott selber gewesen wäre, und wenn man ihn hörte, so war er der erste Arzt von der Welt.
Als er eines Tages einen Kranken in der Kur hatte, tat er mächtig groß und verordnete ihm eine Latwerge, die, wenn man die einzelnen Posten des Rezepts zusammenrechnete, ein Gewicht von fünfundzwanzig Libbren ergab, was für ganz Siena auf zehn Jahre gereicht hätte. Der Dummkopf, der mehr scheinen wollte, als die andern, heilte die Leute mit seinen gelehrten Medizinen eins, zwei, drei, ohne sie von der Krankeit zu befreien. Eines Tages geschah es, daß dieser Messer Allwissend, als er mit einigen Edelleuten sprach, sich über alle andern Ärzte geringschätzig äußerte, die seiner Behauptung nach nichts wüßten und alle Ignoranten seien, während er selbst allein gelehrt und sachkundig sei. Alle Leute, die etwas verstanden, kannten nun freilich diesen als Doktor verkleideten Büffel, und nur unwissendes Volk schenkte ihm Glauben. Einige

junge Leute, die ihn auch kannten und sahen, daß der Tor nur geistig Arme und Hirnlose gleich ihm behandelte, beschlossen, ihm einen Streich zu spielen, und es wurde eines Abends bestimmt, daß der größte Spaßvogel unter ihnen, ein sehr witziger und lustiger Gesell von etwa zweiundzwanzig Jahren namens Cristofano Tolomei, diesen ausführen solle.

Eines Tages um die sechste Nachtstunde — es war mitten im Winter — begab sich dieser ganz allein mit der Laterne in der Hand zum Hause des Arztes und pochte wie wild in höchster Eile ans Tor. Alsbald wurde ihm von einer Magd geantwortet, die ihm sagte, der Arzt liege im Bett. Da rief Cristofano, um der Sache den Anstrich größerer Wichtigkeit zu geben, hinauf: „Sagt ihm doch bitte, es stehe ein Edelmann draußen, der ihn einen Augenblick wegen eines wichtigen Krankheitsfalles sprechen wolle."

Die Magd glaubte, diese Nacht müsse der Arzt ein reicher Mann werden, eilte geschäftig in sein Schlafgemach und richtete ihm die Botschaft aus. Der tüchtige Arzt, der sich für mehr hielt, als er war, hieß die Magd, den Edelmann hinaufkommen zu lassen. Gehorsam stapfte sie die Treppe hinunter, öffnete die Haustür und sagte dem jungen Mann, er möge heraufkommen. Da dieser ihm einen Streich spielen wollte, ließ er sich's nicht anfechten, daß der Arzt, der, wie er wußte, nicht nur ein Ignorant, sondern auch ein Bauer, während er selbst vornehm und reich war, ihn heraufkommen ließ, um ihn im Bett

liegend zu empfangen, wo er doch nicht einmal würdig war, seinen Dienern die Schuhriemen zu lösen. Er begab sich also hinauf und sagte, in der Schlafkammer des Arztes angelangt, in aller Freundlichkeit und Ergebenheit, mit unterwürfigen Worten, nachdem er eine Verbeugung gemacht hatte, als wenn er einen Kardinal vor sich gehabt hätte, mit der Mütze in der Hand: „Meister Messer Sebastiano, der Abt von Santo Galgano, ist heute abend vom Schlage getroffen worden und so schwach, daß es mit ihm zu Ende geht. Da sein Vater, wie Ihr wißt, Erzbischof von Melfi ist und der Ruhm Eurer Kunst bis nach Rom gedrungen ist, hat er mich zu Eurer Exzellenz geschickt, im Glauben, es werde ihm durch Eure Hände das nahezu verlorene Leben seines Sohnes diese Nacht wiedergegeben werden. Er wird Euch auch ein gutes Trinkgeld geben."
Dem Arzte schien dies eine gute Kunde; denn er hatte noch nie Leute dieses Schlages behandelt. Um sich aber ein wenig nötigen zu lassen, spielte er den Großen und sagte: „Morgen werde ich in aller Frühe kommen, ich werde nicht verfehlen, zu erscheinen."
Der wackere Jüngling, der wohl merkte, daß der Arzt mehr Lust hatte, zu kommen, als er ihn zu führen, brannte darauf, ihm den geplanten Streich zu spielen. Und um seine Absicht zu erreichen und nicht vergeblich gekommen zu sein, sagte Cristofano: „Meister Messer Don Sebastiano, ich habe Euch gewißlich bis jetzt stets für einen edlen, vornehmen und höflichen Mann gehalten, die Worte,

die ich soeben von Euch gehört habe, lassen mich jedoch erkennen, daß Ihr gerade das Gegenteil davon seid."
„Wieso?" fragte der Bruder Arzt.
„Weil Euresgleichen," erwiderte ihm Cristofano, „wenn es sich um einen Kranken handelt, schnell bei der Hand und voller Sorge sein müßte, und das um so mehr, wenn es sich um einen Mann handelt, wie den Abt. Ist er denn etwa nicht der Mann, Euch Gutes zu tun?"
Der einfältige Arzt glaubte, der junge Mann spreche im Ernste, und da er sah, daß er einer der Adelsfamilien von Siena angehörte und einen seidenen Mantel anhatte, sagte er: „Gut, ich will Euch zuliebe gleich mitkommen; wartet, bis ich angekleidet bin und vertreibt Euch unterdessen die Zeit."
Damit fing er an, sich eilends anzukleiden, während der Jüngling ihn beständig zu größter Eile drängte, indem er sagte: „Ihr könnt Euch doch denken, daß ich nicht um diese Stunde gekommen wäre, wenn ich bis morgen früh hätte warten können," — so daß er ihn sich nicht zur Hälfte fertig anziehen ließ. Doch wollte sich der Arzt durchaus das lange Übergewand anziehen, als ob es Mittag und helles Wetter gewesen sei, und also feierlich angetan nahm ihn der Jüngling mit sich. Sie schlugen den Weg nach dem alten Kastell ein und gingen flotten Schritts auf San Galgano zu, so daß der Arzt kaum folgen konnte. Der Jüngling versuchte mehrmals, ihn auf gute Art loszuwerden, aber es wollte ihm nicht gelingen; denn der Arzt folgte ihm dicht auf den Fersen,

weil er fürchtete, der Bargello könnte ihn ins Gefängnis abführen, da er kein Licht bei sich hatte. Schließlich beschloß Cristofano, ihn sich selbst zu überlassen, als er mit ihm unter der Brücke in der Nähe von San Galgano angelangt war, und rief plötzlich ganz bestürzt mit einem lauten Fluche: „O weh! ich bin ruiniert!"

„Was ist denn los?" fragte der törichte Arzt. „Was ist Euch passiert?"

Der junge Mann, der ein Raufbold war und wenig Achtung vor Gott und noch weniger vor den Heiligen hatte, fing von neuem an zu fluchen und rief: „Ich habe ein Taschentuch mit fünfunddreißig Goldskudi und zwei Ringen von noch weit höherem Werte verloren," und er versicherte, es bei der San Giorgiokirche noch gehabt zu haben: „ich habe mir", sagte er gröblich lästernd, „damit die Nase getrocknet und hörte, als ich es wieder in die Tasche stecken wollte, etwas fallen, dachte aber nicht, daß es das Taschentuch sein könne. Seid doch so gut und steigt hinauf, ich werde gleichzeitig mit Euch an Ort und Stelle sein."

Von Mitleid über einen so schweren Verlust bewegt und auch, weil er aus Furcht vor dem Bargello nicht in der Finsternis bleiben wollte, sagte der Arzt: „Ich werde mit Euch kommen und Euch suchen helfen."

„Nein, nein, das sollt Ihr nicht," erwiderte Cristofano, „denn das Leben des Abtes wiegt mehr als das Taschentuch, das ich verloren habe. Geht nur immer zu ihm, ich möchte um keinen Preis, daß

Ihr mit mir umkehrtet; denn wenn inzwischen eine Verschlimmerung einträte, so könnte ich nie wieder froh werden. Wir sind jetzt unten an den Stufen zur (Magdalenen-)Kirche; steigt bitte schnell hinauf und erzählt ihm den Fall und warum ich nicht mit Euch gekommen bin. Ich muß unbedingt mein Taschentuch finden, da es Nacht ist, auch noch niemand des Wegs gekommen ist und es mir nicht weit von hier zu Boden gefallen ist." Und indem er so tat, als suche er auf der Erde herum, ließ er den Arzt die Außentreppe hinaufsteigen.
Der törichte Arzt, der bei dem Abte auf seine Rechnung zu kommen dachte, ging eilends in den Palast von Santo Galgano, während der Jüngling, sobald er an der Säule war, in die Fiera vecchia-Straße einbog und einige Genossen aufsuchte, die auf den Ausgang des gemeinsam ausgeheckten Streiches warteten und bisher auf dem ganzen Wege den Spuren des Arztes gefolgt waren. Als sie einander gefunden hatten, lachten sie weidlich über die gelungene Nasführung und stellten sich, um alles weitere zu sehen, unter den Bogen, der gegenüber der San Galgano-Kirche einmündet und zur Fiera vecchia-Straße führt, auf und warteten dort verborgen, was mit dem Arzte geschehen würde.
Zufälligerweise befanden sich diesen Abend eine Anzahl junger Raufbolde im San-Galgano-Palaste bei dem Abte, woran es dort übrigens weder bei Tage noch bei Nacht jemals fehlt; denn meist sind ihrer acht oder zehn da und dazu vier oder sechs Kinder und mindestens ein paar Huren nebst der Puff-

mutter, die aus dem Kloster eine Spielhölle und ein Bordell machen. Und jeden Abend wird dort bis Mitternacht in mehreren Partien gespielt, dazu geflucht und viel Unanständiges getrieben, genau wie unter Soldknechten. Und zufälligerweise hatten der Abt und sein Vater mit einem ihrer Diener gespielt und ihm acht Skudi im Primspiel abgewonnen, so daß er, ohne einen Groschen in der Tasche, ganz blank und unbeschwert war. Der arme Diener war fast verzweifelt und ging wütend im Kreuzgang auf und ab.

Als der Arzt das Tor des Hauses erreicht und offen gefunden hatte, ging er in den Kreuzgang und begegnete dort zufälligerweise dem über seinen Verlust verzweifelten Mönch. Als der Diener das dumme Tier wie ein Gespenst im Finstern herumpoltern hörte, fragte er: „wer da?"

Der Arzt, der offenbar eine brennende Fackel bei sich zu haben glaubte, antwortete: „Ich bin Messer Sebastiano von Cocensia, der Arzt." Da erwiderte der Diener voller Zorn: „Was wollt Ihr hier, dummes Tier, daß Euch der Krebs befalle!?"

„Ich bin hergekommen," entgegnete Messer Bastiano, „weil der Abt und der Bischof wegen der Krankheit des Abtes nach mir geschickt haben. Wie fühlt er sich?"

Da glaubte der Diener, der Arzt sage das zu ihm, um sich über ihn lustig zu machen und fragte: „Was fehlt denn dem Abt?"

Der unverständige Arzt merkte nicht, daß er mit einem Verzweifelten stritt und antwortete: „Der

junge Mann, der mich geholt hat, sagte, er habe einen Schlaganfall gehabt und vermöge sich nicht aufrecht zu erhalten. Wie steht's?"

„Gott gebe, daß Euch der Henker hole! so steht's! Wartet, daß ich einen Stock hole!" Dieser Diener war überzeugt, der Arzt wolle ihn foppen, weil er noch kurz zuvor mit dem Abte gespielt und ihn quietschvergnügt, von Fett strotzend wie ein aufgeblasener Schlauch, samt seinem Vater, dem Erzbischof, inmitten der Jünglinge und zwei der schmutzigsten Huren der Stadt zurückgelassen hatte, wie sie ein solennes Bordell machten. Und da er wußte, daß der Abt an keinem andern Übel litt als an Fettleibigkeit, ergriff er einen Stock, um dem Arzte den Buckel gerade zu machen.

Als der gute Viehdoktor hörte, daß der Diener ihm von Schlägen zu sprechen anfing, ergriff er alsbald die Flucht und rannte durch den Kreuzgang davon, da er sich den Weg aber nicht eingeprägt hatte, fand er den Ausgang nicht; er stolperte vielmehr auf seiner Flucht durch den Kreuzgang zu seinem Unglück über eine Pfanne mit gelöschtem Kalk, die dort für Maurerarbeiten aufgestellt war, fiel hinein so lang er war und kalkte sich über und über ein. So schnell er vermochte, raffte er sich wieder auf, fand endlich die Tür und wischte aus Angst vor den Prügeln hinaus, um auf und davon zu gehen. Als er dann niemand hinter sich herkommen hörte, blieb er stehen, um sich zu säubern, aber nicht nur darum, sondern auch weil er unter jenem Bogen eine kleine brennende Laterne bemerkte und Geräusch

von Menschen herauftönen hörte, so daß er fürchtete, es könnten die Häscher des Bargello sein. So wollte er seinen Weg nicht fortsetzen, damit man ihn wegen des fehlenden Lichts nicht ins Gefängnis abführe; vor den Schlägen andrerseits fühlte er sich durch die vermeintliche Nähe des Bargello gesichert, der ihm eine treffliche Zuflucht und Hilfe dünkte.

So blieb er denn unter einem Dach in einem Winkel auf einem kleinen Mauervorsprung, dicht in seinen Mantel und den Kalküberzug gehüllt, hocken und wartete auf den Anbruch des Tages.

Der Diener suchte den Kreuzgang ab und als er ihn nicht fand, ging er zum Abte und erzählte ihm die Sache. Die Gesellschaft lachte darüber nicht wenig; denn es war niemand darunter, der den Arzt nicht gut gekannt hätte, und man dachte sich wohl, daß er aus Ulk zum Abte geschickt worden war. Der Abt aber zankte sich, aus Ärger darüber, daß der Diener den Arzt nicht hatte zu ihm heraufkommen lassen, eine halbe Stunde mit dem Diener herum und war versucht, ihm zur Entschädigung für die verlorenen Taler eine Tracht Prügel zu verabreichen.

Nachdem Cristofano und seine Kumpane den Diener den Arzt mit Stockschlägen hatten bedrohen hören und diesen sodann weiß wie Schnee in der Tür erscheinen sehen, konnten sie kein Ende finden mit Lachen, da sie nicht wußten, was für ein weißes Etwas das sei. Da sie nachgerade müde geworden waren, begaben sie sich zur Ruhe und

ließen den Arzt in seinem Unglück voll Scham und Argwohn, letzteres weil er aus Furcht vor dem Bargello seinen Platz nicht zu verlassen wagte. So blieb er denn so lange hocken, bis die Nachtglocke das Schlußzeichen gab. Als er es endlich vernahm, war er bereits ganz erstarrt vor Kälte und klappte mit den Zähnen. Nun war er endlich sicher und ging nach Hause, wo er infolge der Kälte, der ausgestandenen Angst und Pein, der Scham und des erlittenen Schadens so heftig erkrankte, daß er dem Tode nahe war und viele Tage lang das Haus nicht verlassen konnte.

Jene, die mit dem Abte die Nacht durchschwärmten, brachen beim Läuten der Glocke mit ihren Huren auf, um mit ihnen bis Mittag im Bett zu liegen. Der arme Arzt aber konnte niemals den Abt sehen oder erwähnen hören, ohne daß ihm der Streich einfiel, den man ihm gespielt hatte.

* *

*

Alessandro di Girolamo Sozzini

Marianotto lehrt den Spitalarzt Meister Terentio, wie er es machen solle, um von der Gicht geheilt zu werden.

Meister Terentio, der Spitalarzt, wurde arg von der Gicht geplagt. Eines Tages namentlich verursachte sie ihm so unerträgliche Schmerzen, daß er fortwährend herzzerreißend schrie. Da nun Marianotto ein sehr guter Freund von ihm war, entschloß er sich, ihn rufen zu lassen, daß er komme und ihn ein wenig zerstreue. Der Wunsch war Marianotto nicht so bald ausgerichtet worden, als er ihm auch schon Folge leistete. Er fand den Arzt Meister Terentio ohne Schuh und Strümpfe in einem Sessel sitzend. Die Fußsohlen hatte er auf ein Kopfkissen gestellt und rührte sie nicht von der Stelle, denn der geringste Gegenstand, den er mit den Füßen berührte, verursachte ihm die herbsten Schmerzen. Er fing nun an, sich Marianotto gegenüber über sein Leiden zu beschweren; der aber begann, mit seinen Späßen und Schnurren loszulegen und sagte zu ihm, er solle guter Dinge sein, denn die Gicht sei ein Übel der Reichen. Meister Terentio, der einen heftigen Anfall seiner Schmerzen beginnen fühlte,

schrie: „Au, au!" und sagte: „O Marianotto, du scherzest: wenn dieses Übel nur die Reichen befiele, wäre es nicht über mich gekommen, hätte vielmehr deinen Herrn besucht, zumal wir Nachbarn sind, und ihm hätte es wohl angestanden, da er reich ist."

Da antwortete ihm Marianotto: „Mein Herr ist weit übler dran gewesen als Ihr, und ich glaubte, Ihr wüßtet es, und wenn es Euch unbekannt war, so will ich es Euch sagen." „O, wie hat er es denn angestellt, sie los zu werden?" fragte ihn Meister Terentio. „Durch ein Mittel," erwiderte Marianotto, „das auch Ihr anwenden könntet, wenn Ihr wolltet; es wirkt ganz sicher."

Da sah ihn der Meister mit weitaufgerissenen Augen an und sagte: „Ei! Marianotto, lehre mich's, ich werde dir ewig dafür verbunden bleiben und bin entschlossen, alles auf mich zu nehmen; denn ich sehne mich danach, gesund zu werden und wenn ich ein Auge dafür hergeben müßte." „Es bedarf dazu keiner größeren Ausgabe als fünf oder sechs Heller," erwiderte ihm Marianotto, kurz entschlossen, das Heilmittel sachgemäß anzuwenden. „So sag mir also, was ich zu tun habe," sagte der Arzt, „und überlaß das andre mir."

Da sagte Marianotto: „Leiht Euch einen Bronzemörser, tut ein halbes Viertel Pfirsischkerne hinein und stampft dann so lange mit den Fersen darauf herum, bis sie zu Pulver zerstoßen sind und dieses streut Euch auf die Füße, wenn sie Euch schmerzen, dann wird der Schmerz sofort verschwinden."

Bei diesen Worten geriet Meister Terentio in Zorn, da es ihm schien, als habe ihn Marianotto allzusehr zum Besten gehabt. Da er sich aber nicht anders an ihm rächen konnte, wies er ihm augenblicklich die Türe und sagte ihm, er solle sich nicht wieder blicken lassen.

* * *

Anhang

*

Anmerkungen

Zu Seite 5.

Giovanfrancesco Straparola, geboren um 1483 zu Caravaggio im Venezianischen, gestorben um 1557. Seine „Piacevoli Notti“ erschienen 1550 und (der II. Teil) 1553. —

Nr. 1 ist die 12. Novelle der XIII. Nacht.
„ 2 „ „ 4. „ „ IV. „



Zu Seite 23.

Lionardo Bruni von Arezzo, gewöhnlich Leonardo Aretino genannt, geboren 1369, gestorben zu Florenz 1444. Er ist vor allem bekannt durch seine Geschichte der Stadt Florenz.

Die Novelle von Antiochus und Stratonica ist die einzige, die von Bruni bekannt ist. Sie scheint zum erstenmal 1511 in Siena gedruckt worden zu sein. — Übersetzung von Adelbert Keller (Italiän. Novellenschatz II, Leipzig 1851).



Zu Seite 35.

Gentile Sermini aus Siena sammelte seine vierzig Novellen um 1424. — Elf davon wurden in Livorno 1796 veröffentlicht.

Die mitgeteilte Novelle behandelt das gleiche Thema wie Poggios Facetie 190 (siehe unsern Bd. I, S. 223). Sie ist die zweite der bisher veröffentlichten.



Zu Seite 53.

Antonfrancesco Grazzini, genannt il Lasca, geboren 1503 zu Florenz, gestorben ebenda 1584. Seine „Nachtmähler" (Cene) wurden zwischen 1539 und 1566 verfaßt.

Nr. 1 ist die 1. Novelle der I. Nacht.

Meister Mingo: Mingo Banchetti aus Faenza lebte lange in Florenz und erfreute sich dort großen Rufs. Er starb am 27. Mai 1524. Nr. 2 ist die 10. Novelle der I. Nacht. In Lascas Lezione di Maestro Niccodemo sopra il capitolo della salsiccia findet sich diese Geschichte in etwas anderer Fassung und mit auf die Florentiner Wurst, die er in diesem Opus verherrlicht, gerichteter Pointe. Grazzini erklärt zunächst, die Geschichte sei wirklich in Florenz passiert und zwar in der Via Fiesolana. Der Zeitpunkt ist das Jahr 1494. Damals kam der mit dem Helden der Novelle, dem jungen Arzte, sehr befreundete Dichter und Improvisator zur Laute, Serafino di Ciminelli dall' Aquila, der 1500 in Rom starb, nach Florenz, hörte die Geschichte und machte einen Strambotto darauf, den Grazzini mitteilt.

Nr. 2 ist die 10. Novelle der I. Nacht.
„ 3 „ „ 10. „ „ III. „

Meister Manente war eine historische Persönlichkeit. Ein Arzt Meister Manente kommt in einer Besoldungsliste des Herzogs Lorenzo von Urbino, des Enkels des älteren Lorenzo de' Medici vor. Er wird dort Meister Manente von Castell San Giovanni genannt. Ebenso findet sich in Vasaris Bericht über die Compagnia della Cazzuola ein maestro Manente da San Giovanni, medico, als Adhärent derselben. Freilich heißt er bei Grazzini Maestro Manente dalla Pieve a Santo Stefano, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß hier ein Irrtum vorliegt. Pieve San Stefano liegt nämlich nur sieben Millien von dem Sacro Eremo dell' Alvernia entfernt, einer Gegend, die Meister Manente, der nachts von den Brüdern dorthin geführt worden war, „sofort wiedererkannte, weil er mehrmals mit seinen Freunden Ausflüge dorthin gemacht hatte". Stammte Meister Manente wirklich aus Pieve S. Stefano, so brauchte er diese Gegend nicht erst von Florenz aus kennengelernt zu haben. — Die

in unserer Novelle geschilderten Ereignisse dürften spätestens im Jahre 1490 vorgefallen sein. Näheres über den historischen Gehalt dieser Novelle siehe in meiner Grazzini-Ausgabe, München und Leipzig bei Georg Müller, 1912 („Perlen älterer roman. Prosa", Bd. 18).

Seite 103. Meister Zanobi della Barba war Arzt. Seine Nachkommen hießen später Leopardi.

★

Zu Seite 132.

Jörg Wickram, geboren wahrscheinlich zu Kolmar, gab 1555 das „Rollwagenbüchlein" heraus. Er starb vermutlich 1557. Vergleiche für die mitgeteilten Schwänke: Georg Wickrams Werke III, herausgegeben von Johannes Bolte, Tübingen 1903 (Bibl. des literarischen Vereins in Stuttgart, Nr. CCXXIX).

Nr. 1 ist Rollwagenbüchlein Kap. 10. „Lässer" ist ein zur Ader [Gelassener.
„ 2 „ „ „ 57.
„ 3 „ „ „ 66.
„ 4 „ „ „ 64.
„ 5 „ „ „ 102. — „Zu Basel in der kleinen Stadt", d. h. zu Kleinbasel, dem auf dem rechten Rheinufer gelegenen Teil Basels.

★

Zu Seite 140.

Michael Lindener, gestorben nach 1561.

Die „Katzipori" wurden 1558 zum erstenmal gedruckt. — Den hier mitgeteilten Schwänken wurde zugrunde gelegt die Ausgabe: „Michael Lindeners Rastbüchlein und Katzipori, herausgegeben von Franz Lichtenstein, Tübingen 1883" (Bibl. des literarischen Vereins zu Stuttgart, Nr. CLXIII).

Nr. 1 ist Katzipori Nr. 32.
„ 2 „ „ „ 42.
„ 3 „ „ „ 43.

Nr. 4 ist Katzipori Nr. 107.
„ 5 „ „ „ 112. — Papierer (papyrer), Bakka-
„ 6 „ „ „ 123. [laureus?
„ 7 „ „ „ 66.

★

Zu Seite 151.

Jakob Frey, geboren zu Straßburg vor 1520, veröffentlichte 1556 sein „Gartengesellschaft" und starb 1562 zu Maursmünster unweit Zabern. — Den hier mitgeteilten Schwänken wurde zugrunde gelegt die Ausgabe: „Jakob Freys Gartengesellschaft", herausgegeben von Johannes Bolte, Tübingen 1896". (Bibl. des literarischen Vereins in Stuttgart, Nr. CCIX.)

Nr. 1 ist Gartengesellschaft Nr. 34.
„ 2 „ „ „ 98. —

Frey erzählt unter Nr. 23 Poggios Facetie (siehe oben Nr. 2) von dem Arzte, der durch seine Pillen einen verlorenen Esel wiederverschaffte, und beginnt wie folgt: „Auf der Kirchweih zu Iring im Breisgau war ein Zahnbrecher, Theriakskrämer mit Wurmsamen, Pillen, Pulver fürs Zahnweh, Purganzen, Enzian, Rhabarber etc. und viel anderm Geschmeiß ..."

★

Zu Seite 154.

Martin Montanus, geboren vor 1537 zu Straßburg, gestorben nach 1566. Seine Schwankbücher („Wegkürzer" [erschienen 1557] und „Das ander Theyl der Garten gesellschaft" [zwischen 1559 und 1566]) wurden von Johannes Bolte in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Band CCXVII, Tübingen 1899, neu herausgegeben.

Nr. 1 ist Wegkürzer, Kap. 28.
„ 2 „ Gartengesellschaft, Kap. 53.

★

Zu Seite 157.

Hans Wilhelm Kirchhof. Der erste Teil seines „Wendunmuth“ erschien 1562, der zweite 1601. Den mitgeteilten Stücken zugrunde liegt die Ausgabe: „Wendunmuth“ von Hans Wilhelm Kirchhof, herausgegeben von Hermann Österley, Band I und II. Tübingen 1869“ (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Band XCV und XCVI).

Nr. 1	ist	Wendunmuth	I, 109.	
„ 2	„	„	I, 110.	
„ 3	„	„	I, 111.	
„ 4	„	„	I, 112.	
„ 5	„	„	I, 113.	
„ 6	„	„	I, 114.	
„ 7	„	„	I, 115.	
„ 8	„	„	I, 116.	
„ 9	„	„	I, 118.	
„ 10	„	„	I, 119.	
„ 11	„	„	II, 59.	
„ 12	„	„	II, 112.	
„ 13	„	„	II, 116.	
„ 14	„	„	II, 117.	— Nr. 13 und 14 bilden eine
„ 15	„	„	II, 118.	[Geschichte.
„ 16	„	„	II, 151.	
„ 17	„	„	II, 152.	

★

Zu Seite 183.

Pietro Fortini, geboren zu Siena 1500, gestorben ebenda 1562. Die mitgeteilten Novellen sind den Giornate delle Novelle de' Novizi und den Piacevoli et amorose Notti dei Novizi entnommen.

Nr. 1 ist Novelle 6 der Giornate. Vgl. oben S. 11. (Straparola 2.)

Der Herzog ist Alessandro de' Medici, der am 5. Januar 1537 von seinem Vetter Lorenzino ermordet wurde.

Seite 184. Die Sapientia ist die Universität von Siena.

Nr. 2 ist Novelle 29 der Giornate.
„ 3 „ „ 40 „ „
„ 4 „ „ 7 „ Notti.

S. 277. Messer Allwissend: misèr tuttosa (che sa tutto) oder Messer Allwagend (che osa tutto).

S. 282. An den Stufen zur (Magdalenen-)Kirche: die alte Magdalenenkirche, mit der ein Spital verbunden war, das zu Fortinis Zeiten in ein Nonnenkloster verwandelt worden war. Diese Kirche wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts niedergelegt. Sie stand vor dem Palast der Zisterziensermönche — Mönche von San Galgano genannt, nach der alten Abtei dieses Namens, die im Gebiet von Siena lag.

S. 282. An der Säule: Diese 1470 errichtete, heute aber sehr zerstörte Säule, steht auf einem Platze bei der Brücke, bevor man zum Palazzo di San Galgano kommt. Die Fiera vecchia ist eine Straße, die noch heute diesen Namen führt und hinter dem Palaste verläuft. Dieser Palast der Mönche von San Galgano ist eines der bemerkenswertesten Gebäude der Stadt, aber durch die Unbilden der Zeit und moderne Restaurierungen ziemlich verdorben.

Nr. 1—3 sind von Alfred Semerau übersetzt und in Pietro Fortini: Die acht Tage der Neulings-Novellen, München 1913, bei Georg Müller (Perlen älterer romanischer Prosa, Band 22 und 23) erschienen. — Bei allen Novellen Fortinis ist der Text ziemlich verdorben, was die Übersetzung sehr erschwert.

★

Zu Seite 287.

Alessandro di Girolamo Sozzini, Edelmann aus Siena, Kanzler, Schriftführer und Schatzmeister der „Opera" des Doms von Siena, geboren Siena 1518, gestorben ebenda 1608.

Unsere Geschichte ist entnommen seiner Sammlung: Raccolta di Burle, Facetie, Motti e Buffonerie di tre Huo-

mini, Sanesi cioè Salvadore di Topo (Steinmetz der Opera), Jacomo, alias Scacazzone (Tuchbeschauer der Wollzunft) Marianotto Securi (Diener der Domopera). Die Sammlung wurde Ende des 16. Jahrhunderts niedergeschrieben; die Späße selbst fallen in die Zeit um 1555.

* *

*

Inhaltsverzeichnis

★ ★

★

Gedruckt bei Poeschel & Trepte in Leipzig

